Stanford University Libraries
3 6105 210 980 814

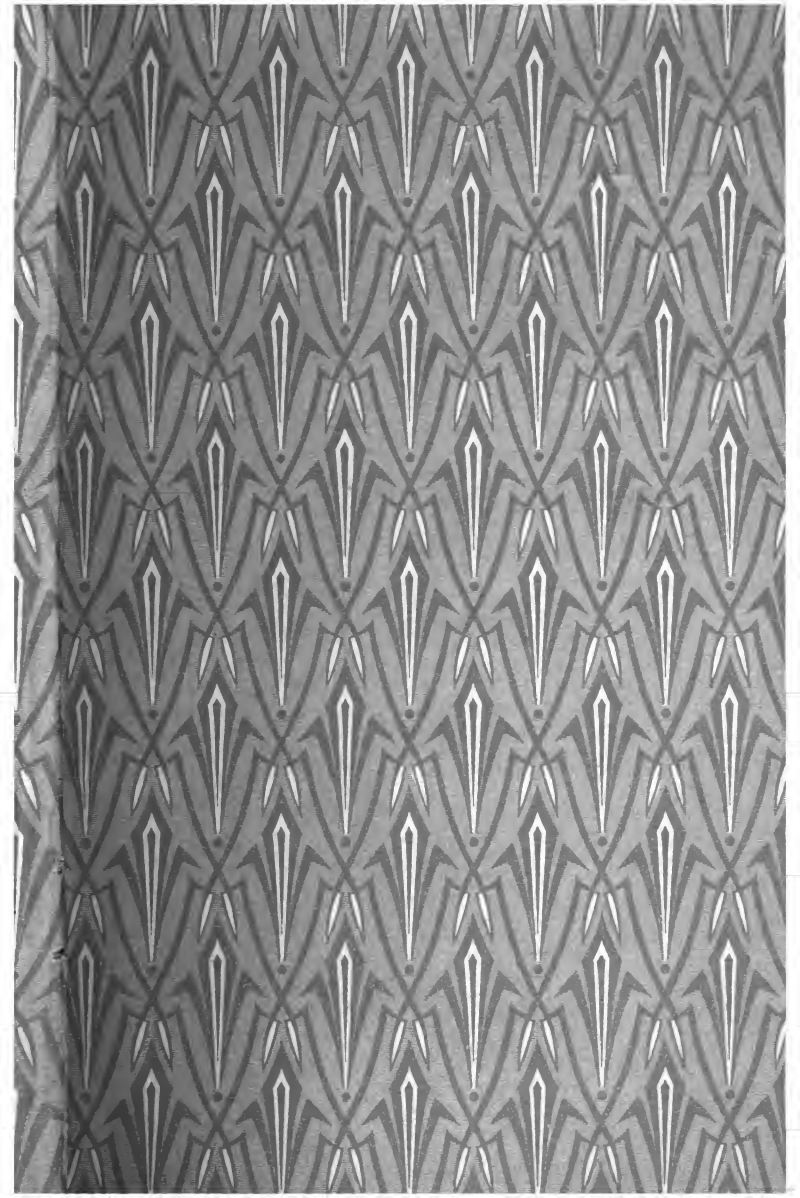
Peter Rosegger
Schriften

Volksausgabe

Zweite Serie

L. Staackmann
Leipzig

LELAND·STANFORD·JVNIOR·VNIVERSITY



833.8
K799
ed.9

Digitized by Google

Der Schelm aus den Alpen.

Erſter Band.

Digitized by Google

Der

Schelm aus den Alpen.

Allerlei Geschichten und Gestalten

Schwänke und Schnurren.

Von

Peter Rosegger.

Erster Band.

Neunte Auflage.

Leipzig.
Verlag von L. Staackmann.
1905.

Alle Rechte vorbehalten.

114638

Leipzig, Universitätsbibliothek

Druck von C. Grumbach in Leipzig.

Vorwort.

Freunde, ich bin Euch ein Lachen ſchuldig geworden. Es wird zwar geſagt, der Dichter ſolle ſich mit den großen Problemen der Menſchheit, mit den ſchweren Anliegen ſeines Volkes abgeben. Allein, ſo oft ich etwas ſchreibe, wie den „Gottſucher", „Jakob der Letzte", „Martin der Mann" — gleich ſtutzen die Leute und fragen kopfſchüttelnd, wieſo denn der Petri Kettenfeier dazu käme, derlei ernſthafte und tiefſinnige Bücher zu dichten? „Von Dem wollen wir lauter gemüthliche und luſtige Sachen hören." Nun wette ich aber keinen bayeriſchen Pfennig, ob nicht auch gemüthliche und luſtige Sachen" manchmal tückiſch einen ernſten Hintergedanken haben können!

Lachen wollen wir! ruft Ihr mit gerungenen Händen, und wer uns einmal lachen gemacht, dem gehen wir nicht mehr von der Ferſe. Die Welt iſt ſo kalt, ſo überklug, ſo hart, ſo ledern, ſo zum Verſchmachten öde, um ein chriſtlich Almoſen flehen wir, um ein warmherziges Lachen!

Nun, Freunde, bin ich Euch ein ſolches ſchuldig geworden, ſo ſoll dieſes Buch die Schuld einlöſen. Aber nicht allzu vertrauensſelig ſein! Wenn es der Schelm nicht fauſtdick hinter den Ohren hätte, ſo wäre er kein Schelm. Er hintergeht Euch, hinter dem Lachen ſteckt etwas. Der Leſer wird ſchon d'raufkommen, wie das gemeint iſt. Vor Zeiten haben ſelbſt Könige ſich vom Schalk an der Naſe herumführen laſſen; um die Wahrheit war es den hochmögenden Herren zu thun, und ſolche fanden ſie beim Schalk und Schelm unverfälſchter wie bei Jenen, die als „Weiſe“ ihren Gehalt bezogen. — Nun, laſſen wir's darauf ankommen, ich gebe, was ich habe und Ihr nehmt es, wie Ihr wollt. Sind wir bisher gut miteinander ausgekommen, ſo ſoll uns das neueſte Schelmenſtück nicht entzweien. Jedes Blatt dieſes Buches hat zwei Seiten, nicht anders wie die Erdkugel: Hier der heitere Tag, hier die ernſte Nacht. Es wäre doch traurig, wenn der Dichter nur mehr einen Luſtigmacher abgeben müßte, und es wäre doch lächerlich, wenn es nichts mehr zu lachen gäbe auf dieſer Welt!

Inhalt.

	Seite
Wie Peter Obenaus zu seiner Frau kam	1
Die Bauern von Kirchleuchting	8
Die Verneinung des Willens	15
Die Brücke	24
Ein Kind Gottes	33
Die schlimme Liesel	43
Die Aepfelträger	65
Der getaufte Zigeuner	76
Die Todten reiten schnell	93
Nur bis zum K—	104
Verführen mußt Du sie nicht!	115
Vom Weibe, das dem Mann untreu werden will	133
Das Mirakel auf der Waldhöhe	148
Der betrogene Betrüger	158
Vom Weibe, das mit dem Selbstmord droht	165
Der Holzschlägel-Doppler	173
Beim Herrn Onkel zu Gaste	180
Wo Barthel den Most holt	196
Der Figurlmacher	206
Der Kinder-Kittel	217
Der Vetter	228
Wie des Vaters Predigt in Erfüllung gegangen ist	238
Die Botschaft des lachenden Hansel	246
Der verunglückte Maler	258

Seite
Sechsunddreißig junge Nonnen 268
Der Treffer 279
Die Lebensverächter, oder wohin der Pessimismus führen kann 292
Herrenrecht 300
Der Frevel zu Rodelschwang 309
Arme Seelen 318
Wie ein steirischer Schullehrer die Schlußvorstellung des Burgtheaters besucht hat 334
Wie herrlich weit wir es gebracht haben 344
Gräßliche Enthüllungen 355
Die Geschichte vom Hektor 363
Wie man Urgroßvater wird 370
Im Frieden des Alters 377
Seltsame Sagen 389
Wunderliche Heilige 400

Wie Peter Obenaus zu seiner Frau kam.

Das ist auffallend im Hause des Peter Obenaus. Der Peter ist ja doch sonst kein Sonderling, ist ein gewöhnlicher Mensch von der besseren Gattung, arbeitet fleißig und sieht auf seinen Vortheil.

So oft aber ein reisender Handwerksbursch des Weges kommt, muß die Hausfrau von ihrer Arbeit ablassen und dem Burschen einen Brennsterz kochen. So verlangt's der Peter. Und mancher Bursche ist gar verblüfft, wenn er an der Thüre um die gewohnte kleine Gabe bittet, einen halben Kreuzer oder ein dünnes Stückchen Brot erwartet, anstatt dessen aber die Aufforderung erhält, er solle sich nur ein bissel auf die Bank setzen und rasten, der Brennsterz würde bald fertig sein. Es ist schon geschehen, daß auf Solches der Bursch sich eilends davongemacht hat, weil er irrthümlicherweise den Brennsterz für den bildlichen Ausdruck eines Unliebsamen gehalten. Wer die Dinge aber ruhig abwartete, dem wurde mit weißem Tuche der Tisch gedeckt, ein blanker Zinnlöffel hingelegt und endlich ein Pfännlein vorgesetzt mit bräunlich geschmortem, wohlduftendem Brennsterz. Auch noch

ein Schälchen süßer Milch kam dazu, so daß der Bursch denn alle Freuden des Himmels genoß, die ein jugendlich Gemüth, das im gesunden Magen wohnt, sich nur immer erträumen kann.

„Ich komme mir wie verwunschen vor," murmelte eines Tages ein schmucker Töpfergesell in den Sterzlöffel hinein, „in diesem Hause bin ich plötzlich kein armer Reisender mehr, den sie anderswo allemal freundlich einladen, sich nur recht bald wieder davonzutrollen; dahier bin ich der Sohn im Hause, oder gar der Bäuerin ihr Herzliebster, weil sie mir so verdammt gute Sach aufträgt."

Die Bäuerin, welche Solches hörte, gab zur Antwort: „Den Brennsterz mag Er sich wohl mit Gottessegen schmecken lassen, sich nachher aber eilends davontrollen, denn der Bursch ist weder der Sohn im Hause, noch viel weniger der Bäuerin ihr Herzliebster."

Geschmeckt hat der Brennsterz Jedem, aber erfahren hat's Keiner, warum er ihn erhalten. Der Leser soll den Brennsterz nicht kriegen, hingegen aber erfahren, warum im Hofe des Peter Obenaus dieses köstliche Nationalgericht des Steirers jedem Handwerksburschen verabreicht worden ist.

In diesem Brennsterz ist nämlich etwas Süßes. Nicht etwa Korinthen oder Zibeben, oder dergleichen Leckeriges, sondern eine kleine Liebesgeschichte. Der Brennsterz ist Ursache gewesen, daß der Peter die trautsame Walpa und ihren schönen Bauernhof bekommen hat, und das ging genau so zu, wie es hier erzählt werden soll.

Kochte auf diesem Hofe dereinst die alte Bäuerin in einer Pfanne Brennsterz. Sie nahm Mehl, teigte es kalt ab, schüttete es dann in das heiße Schmalz der Pfanne, rührte es gut um und ließ es schmoren. Und als es gargekocht in bräunlichen, lockeren Krustlein war, stellte sie die Pfanne vom

Feuer weg auf den Tisch und ging hinaus, um das Gesinde zu rufen, welches auf der Wiese war und Gras mähte. In diesem Augenblicke traten zwei Handwerksburschen ins Haus, daß sie um eine kleine Gabe anhielten. Sie sahen Niemand, als die dampfende Sterzpfanne auf dem Tisch. Natürlich im Gewissen gleich das siebente Gebot Gottes: Du sollst nicht stehlen! Aber eine andere Stimme sprach sehr vernehmlich: Du sollst nicht hungern! Und wer spricht denn hier vom Stehlen! Ist ja Niemand da, dem man etwas stehlen könnte. Die Leute werden halt Alle gestorben sein und die Ueberlebenden sind die natürlichen Erben. — Sie faßten die Pfanne am Stiel und eilten damit sehr rasch hinaus in den Waldschachen, der hinter dem Hause war. Dort setzten sie sich aufs weiche Moos, stellten die Pfanne zwischen sich, nahmen den Löffel ihres Vaters, die hohle Hand, und aßen sich an dem köstlichen Gerichte.

Sie aßen so lange sie konnten. Der Eine konnte lange, das war ein Schneider; der Andere konnte noch länger, das war ein Schuster. Dem Schneider wurden die Augen feucht im Angesichte dieser Labe und im Vollbewußtsein seines weiteren Unvermögens. Und als endlich auch der Schuster sich seinem Schicksale ergeben mußte, beteten sie das Dankgebet für die Gabe Gottes.

Kaum sie ihre fromme Andacht verrichtet hatten, kam ein hübscher blonder Knab des Weges. Der hatte einen Wachholdenen in der Hand und ein wohlgeschnürtes Felleisen am Rücken und pfiff das Liedel von der schönen Frau Wirthin am Rhein.

„Sieh einmal," flüsterte der Schneider zum Schuster, „der thut ganz genau, als ob er ebenfalls ein reisender Parteigenosse von uns wäre."

„Der könnte uns aus der Noth helfen," entgegnete der Schuster, auf den Rest des Brennsterzes blickend, welcher noch in der Pfanne war.

„He, Bruder!" schrie nun der Schneider den Vorübergehenden an, „Du bist ein vacirender Sattlergesell und hast gewiß Hunger!"

„Nein," antwortete der blonde Knab und blieb stehen, „ich bin ein Tischlergesell!"

„Gut ist's, dann hast Du noch mehr Hunger. Glücksbruder, komm her, halte mit uns, wir haben einen Freudentag. Laß Dir sagen, frommer Tischlergesell, der Bauer da in diesem Haus drin hat heut ein zweiköpfiges Kalb bekommen. Aus eitel Freud darüber läßt er etwas drangehen und hat uns ein Fest gegeben da in der Pfanne. Magst mitthun, wenn Du nicht schon zu Mittag aespeist hast."

Der feine Tischlergesell hatte noch nicht zu Mittag gespeist, er ging also vom Wege seitlings und setzte sich ins Moos unweit der Sterzpfanne.

„Wenn ich Verlaub habe," sagte er, und that aus einer Lederscheide einen sauber gehaltenen Blechlöffel.

„Schau," sagten die Beiden zu einander, „der ist besser eingerichtet, dem hat Mutterl die Kindsbreischaufel mitgegeben. Es scheint, der edle Junker von Hobelburg ist noch nicht lange auf der Reise."

„Heute ist der vierte Tag," berichtete der Tischler, „und der erste Tag, daß ich in der Fremde ein ordentliches Mittagsmahl habe. Ich danke Euch recht schön!"

Sonst sagte er nichts, blickte aber mit jedem Löffelvoll, den er aus der Pfanne hob, dankesinnigen Auges bald auf den Schuster, bald auf den Schneider.

„Zu danken hast es dem zweiköpfigen Kalb," entgegnete der Schneider bescheidentlich. „Wenn Du Dich satt gegessen hast, Adam, so nimm die Pfanne, trage sie ins Haus und bedanke Dich fein für Deinen Theil; wir für den unsern sind schon ledig."

„Das thue ich recht gern," antwortete der Tischler, „aber Adam heiße ich nicht."

„Das macht nichts," gestattete der Schneider.

„Ich heiße Peter Obenaus und will mich gleichwohl auch bei Euch bedanken, daß Ihr so freundschaftlich gewesen seid, mich herbeizurufen. Ich hab ein Liedel gepfiffen; hätte aber nicht mehr lange angehalten, der Spaß. Jetzt thut sich's wieder und ich werde nun also die Pfanne zurücktragen."

Während im Waldschachen dieses Idyll sich vollzog, begab sich im Hause ein Auftritt von wahrhaft dramatischer Größe. Als die Bäuerin mit dem Gesinde zurückgekommen war und keine Sterzpfanne gefunden hatte, erhob sich Verwunderung, Staunen und endlich ein tumultartiger Zorn. Während die Bäuerin neuerdings sich an den Kochherd machte, nahm der Bauer seinen Haslinger zur Hand, um damit nach dem Missethäter zu fahnden. In demselben unseligen Augenblicke trat der junge Peter Obenaus mit der leeren Pfanne ein, wendete sich an den Bauern und an die Bäuerin und sagte treuherzig: „Da wär' die Pfanne und ich will mich beim zweiköpfigen Kalb recht schön bedanken!"

Eine Minute nach diesem artigen Wort erreichte die dramatische Situation ihren Höhepunkt. Der Schuster und der Schneider draußen hörten noch das Jammergeschrei des blonden Knaben und machten sich dann eilends davon, im Bewußtsein, eine edle That begangen zu haben. Denn die Handwerksburschen müssen stets zusammenhalten, um jüngeren Nachwuchs, der dumm

und vertrauensselig wie ein Huhn aus dem Ei in die Welt hineinwatschelt, zu witzigen. Keinem bleibt's erspart und das eben ist der Segen der Burschenfahrten, daß man klüger heimkommt, als man ausgezogen ist.

Die schwersten Leiden des Peter waren bereits vorüber, als sich auf Red und Gegenred herausstellte, daß er ein unschuldiges Opfer frecher Missethäter geworden war; und nun begann die Bäuerin dem kindlich gutmüthigen Tischlergesellen Abbitte zu leisten und der Bauer sagte zu ihm, wenn er sich auf seiner Reise etliche Tage im Hofe ausruhen wollte, so würde ihm nichts fehlen. Oder wenn er gar in Arbeit einstehen möge, so sei dazu Gelegenheit. Der Bauer habe einen Bruder, der sei Tischlermeister und habe vor Kurzem die Einrichtung eines nahegelegenen Jagdhauses übernommen, der brauche nun einen flinken Gehilfen. Als nicht ganz nebensächlich zu erwähnen ist aber das Haustöchterlein Walpa, welches just flügge ward, ein gar munteres Blut hatte und dem mißkannten blonden Knaben ihr weißes Sacktüchlein reichte, daß er sich damit von den rothen Wangen die bitteren Tropfen trocknen konnte.

Der Peter trocknete die rothen Wangen, legte dann das Tüchlein sittig dankend in die Hand des mitleidigen Dirndels zurück, ging zum Meister, nahm Arbeit, kam öfters in den Bauernhof und verliebte sich sachte in das Haustöchterlein. Das Haustöchterlein war klug und meinte, wenn die menschliche Pilgerschaft schon auf ein Ehebett und auf eine Wiege eingerichtet sei, so müsse es ein Tischler sein. Weil die Walpa beim Hause das einzige Kind war, so fügte sich's bald überaus glatt und zu aller Zufriedenheit. Denn nett und brav, das war und blieb der Peter, und in wenigen Jahren war er Besitzer der feinen Walpa und des großen Hofes. — Eine

Sterzpfanne! Daraus sieht man, daß der grundgütige Gott kein Mittel verschmäht, wenn er ein paar Leutchen weiß, die er zusammenbringen will. Der Peter vergißt es dem lieben Herrgott sein Lebtag nicht, und so hat er den Brauch eingeführt in seinem Hause, daß jedem zusprechenden Handwerksburschen eine Pfanne Sterz vorgesetzt werde, was noch dazu den Vortheil hat, daß kein Handwerksbursch in diesem Hause eine mehr zu entführen braucht.

Wenn jene zwei Handwerksburschen wüßten, wie gut ihre Bosheit verlaufen ist, einer wie der andere müßte sich tödtlich grämen darüber, die Sterzpfanne nicht selbst zurückgetragen zu haben. Das wäre freilich anders verlaufen, denn wohlgemerkt, die Sterzpfanne allein thut es nicht. Es gehört — wo ein feines Bräutchen erworben werden soll — auch ein braver Bursch dazu.

Die Bauern von Kirchleuchting.

Auf dem Dorfplatz zu Kirchleuchting war eine große Menschenmenge versammelt, welche jetzt gegen die Ecke eines Hauses hindrängte. Dort an der Hausecke war etwas Unerhörtes — an der Wand angeschlagen eine geheimnißvolle Schrift, die Jeder lesen konnte und Keiner verstand. In der vorhergehenden Nacht mußte sie angeschlagen worden sein, und nach der Frühmesse bemerkte sie ein junger Mensch, der zufällig ein bißchen an der Hausecke zu thun hatte und mittlerweile die Zeichen entdeckte.

So waren nun die Leute darauf aufmerksam geworden. Einer der Hinteren nahm seine Pfeife aus dem Mund und rief: „Wenn man's nit versteht, nachher ist's eine Kanzleischrift!"

„Etwas Wällisches, oder so was muß es sein!" meinte ein Nebenstehender. „Am Ende kommen die Franzosen wieder!"

„Das Ding kommt mir eher wie ein Zauberspruch vor," sagte ein Anderer.

„Soll's doch einmal Einer herablesen!"

„Bedank mich! Daß wir Alle verhext werden thäten."

„Meinetwegen," schrie ein verlotterter Vagant. „Nur auf solche Weis' kunnt ich Hauptlump noch ein rechtschaffener Christ werden."

Da stellte sich einer der Muthigsten dran und mit stockender Stimme las er von der Wand die Worte herab: „Riunione Adriatica di Sicurtà!"

„Prrr, das klingt unheimlich! Mir ist ganz kalt auf dem Rücken."

So redeten sie in Ernst und Scherz durcheinander. Endlich gingen sie in das Haus, wo der Buchbinder Tonhausen wohnte und fragten bei ihm an, was die Worte bedeuteten an der Ecke.

„Riunione Adriatica di Sicurtà! das ist ein Zauberspruch," antwortete Tonhausen. „Gegen Feuersbrunst und böse Wetter."

Jetzt wollten ihn Alle auswendig lernen. Doch als es sich wies, daß es diesmal mit dem Spruch allein nicht abgethan war, daß etwas zu zahlen wäre, verzogen sie sich nach oben und nach unten.

„Ist nicht das Richtige," belehrte ein Schuster seinen Nachbar, „beim rechten Zaubern giebt man kein Geld her, da kriegt man eins. Die Seel', wenn sie verschrieben werden müßte, das wär' was Anderes. Ich glaub' nicht auf diese neumodische Hexerei."

„Wenn das Korn so gut steht, wie dies Jahr wieder," sagte hernach im Wirthshause der alte Kriderer, „so möchte Einer wohl gern seinen Wettersegen haben, oder so was. Ich darf an die Zeit, wo man die finstern Nebel wird aufsteigen sehen, nur denken, so wird mir hundsübel. Keine ruhige Stund hat man, bis das Korn im Stadl ist. Wenn ich wüßt, daß der Spruch auf der Wand helfen thät, ich wollte mir ihn frei kaufen."

Bald hernach wurde der Bauer von dem Höllteufel mit dem Ellbogen angestoßen. Der Höllteufel machte seinem Namen keine Ehre, er hatte ein so breites, gutmüthiges Gesicht und zwei kleine blinzelnde Augen drin, und war so nachbarlich rathbereit, daß er an nichts weniger, als an seinen grimmen Namensbruder erinnerte. Urban Höllteufel hatte zu Kirchleuchting ein moralisches Gewicht für sechs Paar Ochsen, die er sich durch Fleiß und Sparsamkeit erwirthschaftet, während der Gemeindevorstand die Achtung auf nur vier Paare genoß. Von dem Höllteufel also wurde der alte Kriderer angestoßen.

„Mir ist es manchmal vorgekommen, Du wärest nicht dumm, Nachbar," sagte der Höllteufel zum Bauern. „Aber heut hätte ich mir eine gescheitere Red' von Dir erwartet, denk ich. Einen Spruch kaufen! Bist denn kein Christ? Halt'st Du denn nichts auf den Rosenkranz? Weißt Du nichts von ihm? He? Ich denke: doch! Nun also, so wirst es wissen, was fürs Kornfeld das Beste ist, denk ich. Einen geweihten Rosenkranz ausstreuen übers Feld. Hilft fürs Eis. Allemal! So was solltest wissen, denk ich."

Der Kriderer sagte nichts dazu, stand bald auf, ging zu Tonhausen, dem Buchbinder, und ließ seine Felder gegen Hagel versichern bei der Assecuranzgesellschaft „Riunione Adriatica di Sicurtà" in Triest.

Etwas später, als auch der Höllteufel seines Weges ging und darüber nachdachte, wie sich sein Ochsenreichthum am raschesten vermehren ließe, denn nach dieser Richtung hin lag einmal sein Menschenziel, und sein Weg zur Hölle ging zwischen zwei endlosen Ochsenfronten dahin — lief ihm also heute der Osel nach. Der Osel war ein Kleinbauer, der vorhin im Wirthshause vom Nebentisch her das Gespräch belauscht hatte.

„Geh ſtad, geh ſtad, Vetter!“ rief er den Höllteufel an.

„Laß mir's eh nit recht ſtark ſchleunen, denk ich,“ antwortete der Angeſprochene und ſtand ſtill.

„Woltern heiß iſt's wieder, heut,“ ſagte der Oſel. „Wenn nur kein Gewitter kommt!“

„Iſt frei zu fürchten, die Sonn blegazt (ſengt) ſo viel ſtark.“

„Muß Dich ſchon anreden von wegen dem, was Du vorhin zum Kriderer haſt geſagt,“ ſprach der Oſel. „Sollt's richtig wahr ſein, das mit dem Roſenkranz?“

„In Glaubensſachen ſoll man nit zweifeln, denk ich,“ verwies der Höllteufel, „haben es die alten Leut nit blos geſagt, haben es auch erfahren. Mein Oheim, der Stachel im Reit, hat's alle Jahre gethan, einen Roſenkranz ausgeſtreut um den Kornacker; die ganzen Jahr' her nit ein Stammel hat ihm der Schauer zerſchlagen.“

„Das muß ich aber doch gleich probiren,“ meinte der Oſel mit freudſeliger Stimme, „wenn man ſich nur gewiß darauf verlaſſen kann?“

„Ein Paar Ochſen wollt' ich dranſetzen,“ rief der Höllteufel.

„Gewiß auch noch?“

„So viel Vertraun, Gottlob, hab ich noch auf heilige Sachen, denk ich!“

So der Höllteufel. Dabei ſtand er ſehr würdevoll und ſtramm auf dem Boden; wie ſchön iſt der Mann, der eine feſte Ueberzeugung hat!

„Dank Dir Gott, Vetter!“ ſagte der Oſel und ergriff warmherzig des Anderen Hand, „Du haſt mir eine Gutthat gethan. Wenn Du mich einmal zu brauchen haſt, Du wirſt mich finden.“

Alsdann ſind die Männer auseinandergegangen.

Und an demſelbigen Tage, als die anderen Bauern ihr blutiges Geld hinabtrugen zum Agenten der Verſicherung Riunione ꝛc., ſuchte der Oſel aus ſeiner Gewandtruhe den Roſenkranz der alten Muhme hervor, ging damit hinaus an ſein Kornfeld, um dasſelbe herum, riß vom Roſenkranz die Schnur ab und ſtreute die hölzernen braunen Perlen über das blühende Korn hin. Dann war er beruhigt, ging ins Wirthshaus und that ſich für das erſparte Geld einen guten Trunk an.

Genau ſieben Tage nach dieſem trefflichen Werke ging ein kreuzweiſ' verſchwefeltes Hagelwetter nieder und droſch in der ganzen Gegend alles Korn bumfeſt in den Erdboden hinein.

Der Oſel hatte dem Gewitter mit der Seelenruhe eines guten Gewiſſens zugeſchaut, hernach ging er an der Verwüſtung vorüber ſchmunzelnd hinaus auf ſein Feld und ſah es mit unſäglichem Schreck, daß auch dort kein Halm emporſtand gegen Himmel.

Als ſeine Nachbarn hinabgingen, um ihre Hagelſchäden anzugeben, ſuchte der Oſel wuthſchnaubend den Höllteufel. Er fand ihn im Stalle mitten unter ſeinen Ochſen.

„Ich komm um mein Paar!“ rief er pfuſternd.

„Was ſagſt?“ fragte der Andere.

„Alles ſtingelſtamm ab! Du haſt mich hölliſch angeſchmiert!“

„Haben wir Zwei denn einen Ochſentauſch miteinander gehabt? Wird nit ſein, denk ich.“

„Ich hab auf Deinen Rath mein Feld nicht verſichert, hab den Roſenkranz ausgeſtreut.“

„Aha, fleißig gebetet. Iſt brav.“

„Haſt vom Beten was geſagt, Pölli! Ausgeſtreut hab ich.“

„Wenn der Sam' was nutz iſt, ſo wird er wohl wachſen aufs Jahr."

„Du Menſch! Spott nicht! Ich kunnt grauſam Unrecht verſtehen!" drohte der Oſel. „Du biſt ein ſchandſchlechter Kerl und ich will jetzt meine Ochſen haben!"

Der Andere blieb ruhig wie eine umgeworfene Heufuhr. „Ich hab mein Lebtag nit gehört," ſagte er, „daß Ochſen aufgehen, wenn man Betſchnurperlen ſäet. Oſel, Du wirſt nit recht bei Troſt ſein, denk ich."

„Iſt das Dein letztes Wort?"

„Kannſt ihrer noch mehr haben, wenn ſie Dir gefallen."

„Höllteufel, das wirſt Du theuer zahlen," verſetzte der Oſel ſchier mit vor Zorn erſtickter Stimme, dann ging er von hinnen.

Etliche Tage ſpäter wurde der Höllteufel vorgeladen zum Gericht. Der Andere hatte ihn verklagt. Die Klage war, der Urban Höllteufel hätte dem Oswald Temperer ein Paar Ochſen verſprochen und wäre wortbrüchig geworden. Der Höllteufel leugnete anfangs, ſpäter in die Enge getrieben: „damals war's, und dort war's, und die Zeugen vom Wirthshauſe wären auch da" — erinnerte er ſich.

„Iſt ſchon richtig," ſprach er in ſeinem Gleichmuthe, „ein paar Ochſen will ich dranſetzen, wenn der Roſenkranz nicht hilft! Ich hab das Wort richtig geſagt und ich leugne es nicht. Auch meinen Verwandten hat das Roſenkranzgebet oft geholfen, denk ich, und hab dem Oſel alſo gerathen, er ſollt den Roſenkranz ebenfalls in frommer Meinung ausſtreuen über ſeine Frucht. Was kann ich dafür, daß der Menſch ſo dumm iſt und ſtatt des Gebetes die Perlen ausſtreut. Beten hab ich gemeint ſollt er, nachher hätt' ihm der Schauer nichts gemacht und wenn ja, ſo hätt' ich ihm mein beſtes Paar Ochſen zugeſtellt, denn Unſereiner hält Wort, denk ich!"

Der Oſel hielt ihm jetzt knirſchend ſeine Fäuſte hin und brummte: „Du biſt ein Erzgauner!“

„Und Du biſt ein Erzoſel,“ ſagte der Höllteufel, „aber mit einem e ſtatt dem o.“

„Geſchimpft wird dahier nicht,“ ſprach das Gericht. „Die Sache beruht auf einem Mißverſtändniß und dem Oswald Temperer können wir nicht helfen. Es iſt nicht das erſtemal und wird auch nicht das letztemal ſein, daß die Einfalt“ — dem Sprecher lag ein anderes Wort auf der Zunge — „zu Schaden kommt. Wer ſchon überhaupt die Elemente mit einer Beſchwörungsformel unſchädlich machen will, der halte ſich immerhin an das ſehr wirkſame: Riunione Adriatica di Sicurtà, oder an eine andere Verſicherungsgeſellſchaft, und wenn er dazu auch noch den Roſenkranz ausſtreut oder ein anderes Gebet verrichtet, ſo wird das gewiß nicht ſchaden. Damit ſind wir jetzt fertig, und wenn der Oswald Temperer den Urban Höllteufel des Erzoſels mit dem e an unrechter Stelle wegen verklagen will, ſo laſſen ſich vielleicht für die Ortsarmen fünf Gulden herausſchlagen.“

Der Oſel war ſehr aufgebracht und ſchrie, ob ſein Name mit o oder e anfange, das ſei ihm jetzt ſchon zu dumm! und ſtürzte hinaus.

Im nächſten Jahre gründeten die Bauern von Kirchleuchting und den Nachbargemeinden eine gegenſeitige Verſicherungsgeſellſchaft mit der Zauberformel: „Einer für Alle, Alle für Einen.“ Da hat auch der Oswald Temperer mitgethan.

Die Verneinung des Willens.

Eine philoſophiſche Geſchichte.

Herr, das iſt eine ganz merkwürdige Geſchichte! — ſo begann Knabel, der Denker, dann fuhr er fort, ſeine Sache zu erzählen.

Mein Vater war Ziegelbrenner, ich war Philoſoph und mein Bruder war ſchlecht auf mich zu ſprechen. Mein Bruder hatte nämlich nach dem Tode des Vaters angefangen, die Ziegelbrennerei zu einer Backſteinfabrik zu erheben, wobei er wollte, daß ich ihm behilflich ſein ſollte. Ich hatte aber mein Erbtheil im Kaſten und war nicht geſonnen, dasſelbe noch einmal in Lehm umzuſetzen, aus dem es der Vater ſo mühſam hervorgeknetet hatte. Ich ließ mir die Welt ſchmecken und widmete mich der Tiefſinnigkeit. Nämlich, ich verlegte mich nicht etwa auf Schulen, in welchen der Menſch lernen ſoll, was ihn nicht intereſſirt, und wo Jedem — er ſei welcher Artung immer — das Gleiche angethan wird, ganz, wie man Backſteine modelt. Ich baute meine eigene Weisheit auf, die mir an den Leib geſchnitten war. Freilich wechſelte ich ſie von Zeit zu Zeit, je nachdem man im Wachsthum des Geiſtes vorſchreitet, wie man ja auch alte Röcke

und Stiefel gegen neue vertauscht, wenn sie abgetragen oder zu klein geworden sind. Streckenweise ging ich Arm in Arm mit unterschiedlichen Philosophen, bis ich endlich mit Schopenhauer und Hartmann, den Einen zur Rechten, den Anderen zur Linken, munter dahinschlänkerte und nach Straußischem Tacte das Weltelend beklagte.

In Gesellschaft solcher Kameraden kam ich zur Erkenntniß, daß nichts auf der Welt so gediegen ist, als die Freuden, die der Bauch uns bereitet. Das ganze Ding ist ja bedeutend angelegt. Der Gaumen muß nicht allein ethisch veranlagt sein, daß er weiß, was gut ist. er muß auch ästhetisch ausgebildet sein, d. h. Geschmack haben. Die Aufgabe des Magens hingegen besteht nicht in ethischem Empfinden und nicht in ästhetischer Spitzfindigkeit — der Magen ist der Mann der That, er muß verdauen. — Nun geschah es aber nach einer lustigen Zeit, daß mein Gaumen immer kritischer wurde, gleichsam wie ein Recensent, der die naive Dichtung verachtet und nur an dem Raffinirten und Pikanten noch Geschmack findet. In gleich modernem Sinn geberdete sich der Magen, er stellte zeitweilig die Arbeit ein und zeigte anarchistische Tendenzen. Unter solchen Richtungen und Bestrebungen gedeiht nicht einmal ein Staatskörper, um wieviel weniger erst ein Menschenkörper. Herr, ich wurde krank! Und der Pessimismus, den ich früher nur als Spielerei betrieben, spielte jetzt mit mir, ich war ein jämmerliches Werkzeug seiner Launen geworden.

Um dieselbe Zeit ward mir eine Offenbarung. Ich bekam — weiß nicht mehr aus welchem Zufall — ein Schriftchen in die Hand, das mir etwas ganz Neues erzählte und mich wunderbar erleuchtete. Immer war mir der Zwiespalt peinlich gewesen zwischen der Gottgläubigkeit alter Zeiten und dem Unglauben unserer Tage. Der war mir nun gelöst. Ja frei-

lich giebt es keinen Gott, und hierin haben unſere Tage recht; aber es hatte einmal einen gegeben, und das ſpricht für die alten Zeiten. Wir können es nicht mehr begreifen, daß einmal eine Epoche der Idylle, des Glückes geweſen, und erklären das goldene Zeitalter für ein Märchen. Es iſt kein Märchen, damals war die Welt jung, damals war Gott. Vor aller Menſchen Anfang war nämlich der große All. Und es war ihm wohl. Aber nur eine Weile lang, dann ward ihm die Weile lang. Er füllte die Ewigkeiten und die Räume aus, es war nichts Anderes als er, er war ein ungeheuerer Einſam! So ruhte ſein grenzenloſer Leib in unerſchütterlichem Gleichgewicht und ſo ſollte er ruhen in alle ewigen Ewigkeiten. Darum fragte er ſich: Wozu? Etwas Neues zu erſchaffen, um ſich daran zu ergötzen, war ſelbſt ihm unmöglich, denn er füllte alles aus, außer ihm war nichts mehr und konnte nichts mehr ſein. So kam er in ſeiner Thatloſigkeit auf den Gedanken, zu zerſtören. Selbſtmord? Er überlegte es gewiſſenhaft und der Schluß war, als dieſe unerträgliche, ruheſchwere Vollkommenheit ſei es beſſer, gar nicht zu exiſtiren. Denn die allergrößte Vollkommenheit und Leidloſigkeit, wie ſie einem Gott gebührt, ſei am Ende doch das Nichtſein. Das Sein ſei ein krankhafter Zuſtand, gleichſam wie ein Fiebertraum entgegen dem Schlafe. Und in der Abſicht, die höchſte Vollkommenheit zu erlangen, beſchloß der große All, ſich ſelbſt zu tödten. Aber wie? Konnte er ſich in das Meer ſtürzen? Das Meer war er ſelbſt. Konnte er ſein Haupt an den Felſen der Gebirge zerſchellen? Das Gebirge war er. Konnte er in die Sonne des Himmels ſpringen? Die Sonne war er ſelbſt. Der große All fand kein Mittel, ſich zu tödten.

Er hat es aber doch gefunden, nur auf Umwegen. In Urewigkeit war ſein Wille geweſen, zu ſein. So verſuchte

er es nun mit dem Willen, nicht zu sein. Das ging aber nicht, denn eben weil er Willen hatte, nämlich den, nicht zu sein, eben deshalb war er. Hierauf probirte er es mit dem Nichtwillen zu sein, nämlich mit der Verneinung des Willens, und siehe, er war nicht mehr. Die Verneinung des Willens hatte den großen All getödtet. Er hatte sich aufgelöst in eine Unzahl kleiner Stücke, die man Atome heißt, und welche nun die Welt erfüllten. Aber diese kleinen Stücke hatten die Unart, für sich zu leben, ganz leise und kümmerlich, aber doch zu leben, und wie früher in dem großen All nur ein einziges großes Leben gewesen war, so waren jetzt Millionen kleine. Die Verneinung des Willens war wohl dem Einzigen gelungen, aber in dem Kleinen stak die Erbsünde, das Lebenwollen. Indes gab es nun wenigstens Spectakel. Denn die Kleinen wuchsen, begannen sich aneinander zu reiben, einander die Lebensbedingungen wegzuschnappen. Durch die Gefahr, nicht leben zu können, wurde das Lebenwollen zu einer wahren Leidenschaft, es bildete sich nachgerade ein Wettrennen heraus nach dem besten und längsten Leben. Es war ein beständiger Krieg. Und eine Vereinigung all der widerhaarigen Wesen zu dem einen großen Urwesen zurück schien unmöglich zu sein.

Herr, Sie lachen! aber so ist es, und da haben wir die Welt, die Creaturen, wie wir sie heute sehen. Was liegt nahe? Der Wunsch, dem großen All zuzustreben, um wieder Frieden zu finden. Was liegt ferner nahe? In die Absichten des großen All einzugehen, nämlich die Verneinung des Willens. Seine Selbstverneinung ist ein wenig mißlungen, wir müssen sie vollenden. Und das ist sein Gebot, sein einziges, großes, erlösendes — ihm, der nicht mehr ist, gleich zu werden. Das Leben ist Unruh und Schmerz, wollen zu leben ist Sünde, nicht wollen ist göttliche Tugend. Das ist sehr klar. Auch

andere Philosophen haben Aehnliches gesagt. Wir müssen Nichts werden.

Also vorwärts! Ich verachtete die Creaturen, die leben wollten, und während ich wollte, daß sie nicht wollten, wollten sie nicht nichtwollen. Auch ich war ja ein Stückchen des zertrümmerten großen All. Ich begann bei mir selbst, und mein Ziel war jetzt, mich wieder heimzufinden, das heißt, die Verneinung des Willens zu erlangen. Das ging aber schwerer, als ich mir anfangs gedacht hatte. Mein Leib war sehr störrisch. Auf ein üppiges Leben gewohnt, wollte er des Tages fünfmal essen; ich verneinte den Willen um ein Bedeutendes und fütterte ihn täglich zweimal, und zwar auch die beidenmale nur mäßig. Was geschah? Der Körper, den ich dadurch abzutödten glaubte, wurde gesund, begann immer entschiedener zu verneinen, aber nicht den Willen zum Leben, sondern meine Absicht, nicht zu leben. Er trieb eine Politik der Verneinung gegen die Verneinung, und diesem niederträchtigen Winkelzuge war ich nicht gewachsen. Aber noch hielt ich ihn am Gängelbande. Wie er sonst gewohnt gewesen war, bis Mittag in den Federn zu bleiben, jagte ich ihn jetzt schon vor Sonnenaufgang aus dem Bette, zwang ihn zum Holzsägen und Steinschlagen, und wenn er nach Schaumwein dürstete, gab ich ihm eitel Wasser zu trinken. Er bäumte sich anfangs auf, allmählich fügte er sich, that mir aber die Bosheit an und wurde immer kräftiger. Warte nur! dachte ich, ward Vegetarianer und steckte den Störrischen in Jägerwäsche. Auch das hielt er aus.

Nun kam mir in meinen Verneinungsbestrebungen mein guter Bruder zu Hilfe. Der constatirte, daß ich ein angehender Narr sei, dem man das väterliche Erbe nicht in die Hand geben dürfe; er verwendete es auf sein blühendes Back-

ſteingeſchäft und mein Körper kam in Gefahr, darben zu müſſen. Wie ich ihm das gönnte! Allein eines Tages ſpringt dieſer Körper auf, ſchleppt mich mit ſich zum Gericht und verklagt meinen Bruder der Entziehung des Väterlichen wegen. Er gewann den Proceß und hatte nun nebſt dem Willen zum Leben auch die Mittel dazu. Er gedieh und er gedieh.

Nur zu ſo, mein lieber Leib, wir wollen Dich ſchon noch unterkriegen. Wir wollen Dir eine Falle aufrichten, in die Du hineintappeſt. Verſuche es einmal mit den Weibern, die werden Dich eher entkörpern, als Du ahnſt! — Ich war damals ſchon an die dreißig Jahre alt und geſtehe, daß ich vor lauter Denken, Eſſen und Schlafen eigentlich der Eva ſchier vergeſſen hatte. Jetzt fiel ſie mir ein. Und wenn man ſich das Werkzeug zur Selbſtauflöſung ſchon wählen kann, ſo bedient man ſich dazu faſt lieber des Weibes, als des Revolvers oder des Strickes.

Zu jener Zeit ſah ich auf der Gaſſe öfters eine ſehr ſchöne Jungfrau, die mit ihrer Mutter täglich in die Meſſe ging. Natürlich ward ich auch fromm und ging in die Kirche. Auf großen Umwegen kam ich endlich ſo weit, daß ich ihr unter den bekannten vier Augen gegenüberſtand und in höflichſter Weiſe um ſie warb. Herr! Sie erhob die Hand und ich erfuhr eine Verneinung des Willens, die an Entſchiedenheit nichts zu wünſchen übrig ließ. So hatte ich's nicht gemeint. Ich verkroch mich. Es währte längere Zeit, bis mir auffiel, daß mein Nachbar, der Gärbermeiſter quer über der Gaſſe, eine anmuthige Tochter hatte. Malana ging ohne Mutter auf die Straße und that überhaupt nicht ſehr wichtig mit ihrer Schönheit, ſo, als ob ſie nichts davon wüßte. Mir gefiel ſie von Tag zu Tag beſſer, und einmal, als es tröpfelte und ſie ohne Regenſchirm im Freien ging, ſtürzte ich mit

meinem Schirm hinab, um sie zu begleiten und das schützende Dach über ihr munteres Köpfchen zu halten.

Es gäbe doch noch artige Herren! meinte sie, worauf ich entgegnete, wenn sie in ihrem Ausspruche nicht die Mehrzahl gebraucht hätte, so wäre es mir noch lieber gewesen.

Sie ging zum Fleischer, um eine Rechnung zu bezahlen, ich wartete bescheidentlich vor der Ladenthüre, bis sie wieder herauskam, und begleitete sie nach Hause. Unterwegs schlug sie mehrmals die Augen nieder und mehrmals hub ihr junger Busen an, lebendiger zu werden, als es meinen Willens-Verneinungsabsichten zuträglich war. An ihrem Hause angelangt, waren wir so weit, daß sie mir für einen der nächsten Abende ein Stelldichein in ihrem Gartenhause bewilligte.

Ich kam sehr pünktlich. Aber schon nach einer halben Stunde trat eine unangenehme Störung ein. Ganz ohne anzuklopfen sprang ein junger Lümmel in das Stübchen, der hielt mir einen Revolver an den Schädel und versicherte, daß er mich auf der Stelle über den Haufen schieße, wenn ich nicht sofort mein Ehrenwort gebe, seine Schwester nun auch zu heiraten. In der ersten Ueberraschung vergaß ich meine Verneinungsbestrebungen und gab mein Ehrenwort.

Herr, und in wenigen Wochen war ich, der Todesbeflissene, verheiratet. Lebte zweifach, trotzdem es mir einfach schon zu viel gewesen war. Das ist die Niedertracht des menschlichen Leibes. Je mehr Anstrengungen ich gemacht hatte, dem Sein zu entkommen, desto tiefer war ich in dasselbe hineingerathen. Ich war ganz überrascht.

Nun begann ein köstliches Leben. Eine gütige Schwiegermutter hatte ich, diese richtete mir — ohne mich erst zu fragen, in ihrem Hause eine feine Wohnung ein, gerade über der Lohkammer. Lohgeruch ist sehr gesund. Mein Schwieger-

vater und mein Schwager wollten mir auch die Geldsorgen abnehmen, indem sie mein Vermögen in ihr Geschäft zu ziehen gedachten, um es also zu verwalten. Jetzt stellte es sich aber heraus, daß mein Geld, welches in hochprocentigen Papieren gelegen, verloren worden war. Meiner lieben Familie schien das nicht recht zu sein. Ich wollte mit meinem Weibchen in idyllischer Ruhe dahinleben, allein Malana ging im Geschäft auf und rieth, falls mir die Weile lang würde, im Comptoir Schreiberarbeiten zu machen. Das behagte mir nun aber nicht recht, und um mich aus dem Bereiche der Schaffelle und Ochsenhäute möglichst zu befreien, schloß ich mich ins Zimmer zu meinen Philosophen ein. Das wollte Malana nicht, sie befürchtete in ihrer liebevollen Fürsorge, die verrückten Bücher könnten auch mich verrückt machen, und eines Tages, als ich von einem Spaziergange nach Hause komme, sind meine Bücher fort, das letzte glosete noch im Ofen. Ich erlaubte mir gegen diese etwas voreilige Aufmerksamkeit eine ganz höfliche Bemerkung zu machen, worauf mir mein nettes Weibchen mit der ihr eigenen Schneidigkeit zu verstehen gab, daß ich gefälligst den Mund halten möchte. Mir war die ganze Sache ein bißchen unangenehm und umsomehr, als in meinem Zimmer sich ein paar Gärbergesellen niedergelassen hatten, die eine frisch gefärbte Kuhhaut mit Fett einrieben. Ich bin etwas nervös erregbar und sagte, daß ich meine Bücher wieder haben wolle.

„Nein!" antwortete meine Malana.

„So laßt mich doch wenigstens in meinem Zimmer ungeschoren," bat ich.

„Nein, nein!" rief sie.

„Liebes Herz!" flehte ich, „siehe, ich begehre ja weiter nichts, nur Ruhe will ich haben."

„Nein, nein, nein!“ rief ſie noch lauter. —

Das gab mir zu denken. In meiner menſchlichen Kurzſichtigkeit ſchien es mir längere Zeit faſt unbegreiflich, daß mein liebes Weib mit dem, was ich wollte, niemals einverſtanden war. — Herr! — ſchloß Knabel der Denker — da ging mir plötzlich ein Licht auf. Ich erſchrak faſt, denn ich ſtand am Ziele. Die Verneinung des Willens! Die Verneinung des Willens durch die Ehefrau! Ich war Nichts geworden.

Die Brücke.

Zur Zeit, als der Hans Gertinger die Grethe Heidegger nahm, dachte der Tod: Holla, jetzt heißt's wieder Platz machen, da kommen ein paar kernfrische Leut zusammen! Er hatte im vergangenen Kriegsjahre gute Ernte gehalten, daher war er wohl gelaunt und fragte, was sonst nicht seine Art ist, die Todescandidaten, welcher zuerst daran wolle? Einer duckte sich hinter den Anderen, die Jüngeren sagten, an ihnen sei nicht die Reihe, und der Aelteste, ein lahmer, tauber, blinder Bettelmann, der in einer dumpfen Kellerniſche auf faulem Stroh lag, bat flehentlich, nur ein Jährchen solle ihm der Tod noch gönnen von diesem Leben.

Drinnen, weit im Gebirge — wo eben das kernfrische Paar ineinandertrachtete — war ein alter Uhrmacher, der mit seinen Wanduhren hausiren ging. Der wußte, wie es geht auf der Welt: ist es zwölf Uhr geworden, so fängt's mit Eins wieder an — immer das Gleiche. Dieser Mann meldete sich dem Tod und sagte: Mir ist's allzeit recht. Da schlief er auch schon, und jetzt that es den Anderen schier leid, ein so sanftes, seliges Ende verscherzt zu haben.

Sollte Dir, lieber Leſer, das wie ein Märchen vorkommen, ſo würdeſt Du Dich täuſchen. Die Launenhaftigkeit des Todes — hier grauſam, unerbittlich, dort neckiſch, gutmüthig — iſt ja doch weltberühmt. Daß bei dem Umſtande, wie der Zeiger doch nicht höher als bis zwölf ſteigt, einem Uhrmacher langweilig werden kann auf der Welt, iſt am Ende auch kein Wunder, und daß die folgende kleine Geſchichte auf Wahrheit beruht, wird am beſten aus ihrer ſehr alltägigen Entwickelung erhellen.

Es war im ſchönen Monat Mai, als der Hans Gertinger mit der Seinigen die Hochzeit vorbereitete. An drei Sonntagen fragte der Pfarrer zu Lacken von der Kanzel herab, ob bei vermeldetem Paar den Leuten kein Ehehinderniß bekannt ſei? Bekannt war keins und ſo hub der Dorfwirth an, Kälber und Schweine zu ſchlachten, denn wenn ſich's der eine Theil gut ſein läßt, ſo muß es der andere büßen, das iſt einmal ſo eingerichtet. — Es war in demſelben ſchönen Monat Mai, daß der Uhrmacher ſchlank und ſtarr und kalt auf dem Bette lag. Der Sonnentag mit ſeiner Roſenzier und ſeinem Schwalbenjubel iſt gerade ſo wie damals, als der Uhrmacher, noch ein Knabe, Vögel fing, als er den Dirndlein nachſtrich, ſchier unbewußt, wie der Blüthenſtaub an der Kiefer ſtreicht, bis er ſeinen Ort findet. Und der Mai war immer wieder gekommen, aber hatte den Mann kühler gelaſſen von Jahr zu Jahr, bis der Thomas, nun ganz kalt geworden, auf dem langen Brette lag und ſich rein um gar nichts mehr kümmerte.

Er lag zwei und er lag drei Tage, da ging ſeine alte Haushälterin zum Pfarrer und fragte, was es denn ſei, daß man den Thomas nicht hole!

„Ja, liebe Frau," ſagte der Pfarrer, „das iſt leichter geſagt als gethan. Er wird hinüber auf den Kirchhof wollen,

und das Grab ist ja auch schon offen für ihn. Ihr hört es doch, wie es rauscht!"

„Aber der Thomas liegt ganz müßig da und will endlich einmal in die frische Erden hinein," rief die Haushälterin: „Ich sage es ganz aufrichtig, er wird mir nimmer besser im Haus."

Der Pfarrer ging im Zimmer auf und ab und sprach: „Es ist wirklich eine unangenehme Geschichte. Im Hochgebirge schmilzt der Schnee und seit vielen Jahren ist die Sallach nicht mehr so groß und reißend gewesen als jetzt. Alle Lackenwiesen sind überschwemmt; in Obergams hat's die Brücke weggerissen und auch unsere Dorfbrücke kracht schon in allen Fugen, daß sich kein Mensch mehr hinüberwagt. So können wir mit dem Thomas nicht hinüber auf den Friedhof und deswegen ist es, daß er Euch noch im Hause liegt."

Das Weib stieß ein grelles Lachen aus; ganz natürlich hub es sofort darauf zu weinen an. Der Thomas — so klagte sie — sei ihr bei Lebzeiten nie zuwider gewesen. Da sei er — alleweil den „Tiegel" im Mund — beim Ofen gesessen und habe an seinen großen und kleinen Ewigkeiten herumgefeilt; die Ewigkeiten, so habe er die Uhrrädchen genannt, er sei sehr gescheit gewesen und habe alles erbaulich auslegen können. Er sei auch unglaublich gut gewesen, und habe sie — die Haushälterin — sich oft gedacht: besser hätte er es nicht treffen können, als Uhrmacher werden, weil er ja die gute Stund selber ist. So habe sie den Thomas alleweil recht gut leiden können, aber jetzt — sie sage es frei — jetzt, wenn er bei dieser Hitze noch länger im Hause verbliebe, werde er ihr zuwider. Und sie wolle ihn endlich unter der Erden haben.

Der Pfarrer gab ihr nun den Rath, sie möchte zu den Leuten gehen; wenn sich ein paar fänden, die den Thomas

über die gefährdete Brücke auf den Friedhof hinübertrügen, so wolle er ihn sogleich einsegnen.

Jetzt ging das Weib zu den Leuten. Da kam sie schön an! Die wollen sich nicht einmal für einen Lebendigen in eine Gefahr begeben, wie erst für einen Todten, der gar nicht einmal erkenntlich dafür sein kann. Er soll warten, bis das Hochwasser abgelaufen ist. Einer nahm die Gelegenheit wahr, um tüchtig über die Behörden zu schimpfen, die den Kirchhof nicht bei der Kirche, sondern über dem Wasser angelegt hätten, und wofür der Mensch denn Steuern zahle, wenn er sich dann nicht einmal begraben lassen könne, wann er wolle! Und als er sich ausgeschimpft hatte, kehrte er dem Weibe den Rücken.

Dieses erinnerte sich in solcher Noth an einen reichen Bauer, der auf dem Berge sein Haus hatte und der hartherzige Gerhab hieß. Seit Jahrhunderten trug der Bauernhof diesen unchristlichen Namen; mancher der Besitzer war hartherzig, mancher weichherzig gewesen, um den Namen hatte sich Keiner viel gekümmert und Niemandem fiel es auf, wenn der Pfarrer manchmal von der Kanzel verkündete: „Am nächsten Freitag läßt der hartherzige Gerhab eine heilige Messe lesen für die armen Seelen im Fegefeuer." Der gegenwärtige Besitzer — ein Mann, der das Herz auf dem rechten Fleck hatte, nämlich in der Nähe der Brieftasche — ärgerte sich des Namens und er beschloß, ihn gründlich zu schanden zu machen. Er that den Leuten, die zu ihm kamen, Gutes, wo und wie er konnte. Zu dem ging nun unser Weib und bat um Beistand, daß der Thomas auf den Kirchhof käme.

Der hartherzige Gerhab ließ sie zum Tisch hinsitzen, wartete ihr Apfelwein auf und Weißbrot. Dann nahm er auch selber einen Trunk, strich auf seinem kleinen Köpfel das weiße Haar über die Stirn und sagte: „Brav ist es von

Dir, Wirthin des Uhrmacher Thomas, daß Du zu mir gekommen biſt. Ich kann Dich wohl brauchen. Ich habe mir vorgenommen, als Menſch und Chriſt die ſieben Werke der Barmherzigkeit zu üben. 's geht auch paſſabel, denn die Hungrigen zu ſpeiſen, die Durſtigen zu tränken und die Nackenden zu bekleiden, iſt gar nicht ſchwer, wer's hat. Die Kranken zu beſuchen, die Betrübten zu tröſten und die Unwiſſenden zu weiſen, da gehört zum Herzen auch ſchon ein biſſel der Kopf. Ich befleißige mich nach geringen Kräften. Da iſt mir denn alleweil noch Eins abgegangen, daß ich die ſieben beiſammen hätt', und hab' ſchon keine Hoffnung mehr gehabt, denn es weigert ſich keine Gemeinde, ihre Todten zu begraben. Die Leute ſind Jedem dankbar, der Platz macht, und ſtecken ihn in die Grube, heute lieber wie morgen. Jetzt kommſt Du und ſagſt, es läge wirklich ein Todter, der auf mich anſteht. Sei getröſtet, ich gehe mit meinen Knechten, die Brücken hat's gehalten die langen Jahre her für ſchwere Sünder, ſie wird's auch halten für den guten alten Thomas. Er ſoll ordentlich beſtattet werden. Mich gefreut's."

Eilends lief das Weib heim ins Haus und rief ſchon zur Thür hinein dem Todten zu: „Na, wart' nur, Thomas, jetzt wird's bald. Halt Dich nur noch ein paar Stündlein brav."

Während ſich Kirche und Wirthshaus für das Hochzeitsfeſt des Hans Gertinger rüſtete, wurde der Uhrmacher in ſein letztes Gehäuſe gethan und von den Knechten des hartherzigen Gerhab davongetragen. Die Haushälterin ging als die einzige Leidtragende hinten drein. Unter der Laſt dieſes Leides brauchte die Brücke juſt nicht zu brechen. Als ſie gegen den Fluß kamen, hörten ſie ſchon das Dröhnen und Brauſen des wilden Waſſers, das in ſchmutzig braunen

Fluthen wie rasend heranschoß. An steilen Ufern grub und nagte es, sprang manchmal hoch auf in schäumender Wuth und fiel rücklings wieder ohnmächtig in den Strom zurück. An seichteren Stellen lief es hastig hinaus, eine Welle die andere jagend und wie in Sturmlauf an den Grundfesten der Gebäude hinanketternd. An der hölzernen Brücke, die mit drei Jochen im Flusse stand, schien das Wasser seinen vollsten Zorn auszulassen. Die Brücke ächzte zuweilen, hielt aber Stand und ließ die Wellen, welche manchmal an der einen Seite über sie hereinschlugen, an der anderen wieder sachte hinabrinnen. Das dauerte so schon den ganzen Tag über und an den Ufern waren Leute versammelt, die in munterer Stimmung fortwährend erwogen: „Wird sie gehen? — Wird sie's halten?"

Auf dem trüben Wasser wogten, jetzt hoch auf den Rücken der Wellen, dann wieder in die Tiefen gleitend, allerhand Gegenstände daher: Vielarmiges Baumgewurzel, wie Riesenkrabben anzusehen, dann Holzscheiter, Blöcke, Bretter, auch Hausgeräthe; in den oberen Gegenden mußte das Wasser also noch schlimmer wirthschaften. Ein todtes Ferkel kam in zierlichen Wogungen herangeschwommen, so daß ein Dorfwitzbold sagte, er hätte nicht gedacht, eine Zeit zu erleben, wo es in der Sallach schweinerne Fische gebe.

Plötzlich wurden auf dem Flusse lange schwarze Körper sichtbar, große Holzbalken, die Trümmer der Obergamser Brücke.

„Jetzt ist's um die unserige geschehen!" rief ein Mann. Allein etliche der Balken glitten zwischen den Brückenjochen hindurch und davon, ein paar Stücke aber klemmten sich ein und an diesen begannen sich nun das Gewurzel, die Scheiter

und Bretter zu ſtauen. Die Brücke ächzte und zitterte, gab aber immer noch nicht nach.

„Tapfer hält ſie ſich!“ ſagte ein Bauer, „wenn ſie 's überdauert, ſo kriegt ſie ein Kreuzel von mir.“

„Haſt Du Orden zu vergeben?“ wurde er gefragt.

„Nicht ſo. Ein Crucifixel laß ich aufſtellen mitten auf der Brucken, zum Angedenken an die Gefahr.“

Vom Hügelgelände jenſeits des Fluſſes hörte man durch die klare Mailuft Pöller knallen und manchmal ſelbſt einige Muſikklänge, ſofern das Brauſen des Waſſers nicht alles übertönte. Der Hochzeitszug des Hans Gertinger. „Na, die mögen ſich ſchleunen, wenn ſie noch herüber wollen!“

Von der Dorfgaſſe herab kam der kleine Leichenzug des Uhrmachers Thomas.

„Iſt nicht rathſam!“ warnte ein alter Mann, „iſt deutſch nicht rathſam! Es kunnt der Brautzug mitſammt dem Todtenzug in die Ewigkeit fahren!“ Denn die Brücke bebte und hub in allen Jochen an zu krachen.

Faſt zu gleicher Zeit waren ſie da. Dieſſeits der Brücke der Leichenzug, der wollte hinüber zum Kirchhof; jenſeits der Brücke der Hochzeitszug, der wollte herüber zum Traualtare. In demſelben Augenblick wurde die Brücke lebendig. Zuerſt ſchnalzten die Pfoſten des mittleren Joches, dann begann das Geländer zu brechen und ſich in ſeinen Splittern aufzubäumen, während die Brücke in der Mitte ein Weniges einknickte. Ein Weilchen ſtand's wieder feſt. Das Waſſer fluthete donnernd an den Bau und übergoß ihn mit wilden Giſchten, da brach plötzlich das zweite Joch, und nun ſtürzte die Brücke mit ſchmetterndem Krachen ein. In theils noch zuſammenhängenden Trümmern wogte ſie ſchwerfällig davon. Wo die Brücke geweſen, ragten nur noch ein paar

Pfeiler aus den Fluthen, ihre ſcharfen Splitter gegen Himmel reckend. Sonſt nichts mehr. Und der Leichenzug hier und der Hochzeitszug dort ſtanden da und wußten nicht, was jetzt anfangen.

Der Dorfwitzbold machte den Vorſchlag, der Thomas und der Hans Gertinger ſollten ihr Vorhaben tauſchen, der Thomas ſich hüben ins Wirthshaus und das Brautpaar ſich drüben auf den Friedhof legen Damit war nun aber das Brautpaar durchaus nicht einverſtanden, und während der Thomas ſich den Dingen gegenüber höchſt gleichmüthig verhielt, begann drüben der Bräutigam zu fluchen und die Braut zu weinen. Es iſt begreiflich. Wenn ſchon der Kirchgang ein andermal gemacht werden konnte, ſo ließ ſich doch das bereitete Hochzeitsmahl im Wirthshaus nicht verſchieben. Die geſcheiteſten Leute kamen nun zuſammen an die Stelle, wo die Brücke geſtanden war und hielten Rath, was da zu machen.

Viele gute Gedanken, aber keiner ſo ſtark, das wilde Waſſer zu bändigen. Der Brautführer, deſſen Naſe nicht blos im Mai, ſondern das ganze Jahr über in holdem Purpur glühte, geſtand: das Waſſer habe er überhaupt nie leiden können, es habe mancherlei Untugenden, doch daß es ſo über alle Maßen boshaft ſein könne, das erfahre er erſt heute. Jetzt ſehe er, das ungebundene Waſſer ſei noch weit ſchlimmer, als das unter Gebinde.

Ei geht mir, Ihr Leute mit Eueren närriſch klugen Reden. Hinüber wollen wir: der Thomas zu ſeiner Raſt, der Hans zu ſeiner Unraſt.

Es iſt aber ganz unmöglich. Die Obergamſer Brücke iſt weg, die Lackner Brücke iſt weg und jene, die in Untereben ſtand, kann auch nicht ſtehen geblieben ſein, wenn die

Trümmer wie Sturmböcke angerückt kamen. Es ist eine Bestie, so ein Wasser!

Der hartherzige Gerhab sprach endlich das Wort: Geduld! aus. — Das kann auch nur der hartherzige Gerhab aussprechen, dachte sich das Brautpaar. Dem Thomas war's einerlei. Der Thomas ist im Vortheil, er kann warten und hat einstweilen seine Nothherberge in einem Gewölbe unterhalb der Kirche. Der Hochzeitszug ließ zwar auch keine Traurigkeit spüren, sondern zog sich mit klingendem Spiele zurück. Das Brautpaar sah endlich ein, daß gewartet werden mußte, bis das Hochwasser abgelaufen, und daß Geduld die verläßlichste Brücke ist, welche über alle Hindernisse endlich sieghaft hinwegsetzt.

Eine Woche später konnte der hartherzige Gerhab über die Sallach eine Nothbrücke schlagen lassen, um an dem Thomas das siebente Werk der Barmherzigkeit zu vollziehen. Als der Todte drüben war, eilten die Lebendigen herüber, sie werden wohl auch zurückkehren, denn die Brücke steht noch heute — zwischen Traualtar und Grab.

Ein Kind Gottes.

In der steirischen Gemeinde Hollersbach lebte eine arme Witwe. Sie hatte aber zwei Besitzthümer: ein theures Grab auf dem Kirchhof und ein liebes Kind zu Hause. Im Grabe schlief ihr treuer Gatte, der noch gern länger gelebt hätte, was für das Weib ein gutes Zeugniß ist. Und der kleine muntere sechsjährige Franz war es, der einen ganzen Regenbogen von Liebe, Sorge, Glück, Angst, Muth, Schmerz und Hoffnung um das Mutterherz legte.

Da kam eines Tages der Gemeindediener ins Haus, der hatte das Gesetz bei sich und das Gesetz sagte zur armen Frau: „Ich bin da um den Franz. Er gehört nicht mehr Dir allein, er gehört jetzt auch mir."

„Wieso das?" fragte die Mutter, „er kann doch nicht Soldat sein, er ist erst sechs Jahre alt."

„Darum muß er mit mir," sagte das Gesetz, „ich führe ihn in die Schule."

Auf solche Weise hatte sich der Staat eingemischt. Der kleine Franzl ging jeden Tag hinab nach Hollersbach in die Schule und die Mutter an ihrem einsamen Nähtisch schaute

wohl hundertmal des Tages zum Fenſter hinaus, bis endlich der Kleine mit ſeinem ſchwarzglänzenden Täſchchen und ſeinen rothen Wänglein den Berg heraufkam, allerlei Ergötzliches von der Schule erzählte und einen großen Hunger hatte.

Anfangs war er von den Kameraden geneckt worden; weil er ſich aber nichts daraus machte, ſondern ſelber mitthat, ſich über ſich luſtig zu machen, gewannen ſie ihn lieb, ließen von ihm ihre Aufgaben ſchreiben und einſagen, wenn ſie geprüft wurden aus dem Katechismus. Einmal war dem Schullehrer, als er ſich auf ſeinen Stuhl ſetzte, unter den Beinen ein Knallkügelchen geplatzt. Da war Aufruhr: Wer hat's gethan? Niemand will's gethan haben. Gut, ſie werden in der Schule bleiben bis ſpät Abends, Alle! Einzelne Haſcherln heben zu weinen an, denn ſie möchten heim zur Mutter. Da ſteht der Franzl auf und ſagt, er hätte das Knallkügelchen gelegt. Der Lehrer blickt ihn ernſt an: „So wirſt Du bleiben!" Als der Franzl denn nach der Unterrichtsſtunde allein im Schulzimmer bei ſeinem Evangeliumbuch ſaß, trat der Lehrer zu ihm und ſagte: „Du weißt es, warum Du hier ſitzeſt, der Unwahrheit wegen, die Du geſprochen. Du haſt die Knallkugel nicht gelegt!" Da bat der Kleine weinend um Verzeihung; der Lehrer ſtrich ihm das goldige Haar und ſagte: „O, Kind Gottes, es war ja nicht ſo ſchlimm gemeint. Geh' heim!"

Eines Tages, als ſeine Mutter wieder zum Fenſter ausblickte, nach ihrem Bübel, trat ſtatt ſeiner der Pfarrer ins Haus der Witwe, und nachdem er ſich eine Weile den Schweiß vom Geſicht gewiſcht, auch über den heißen Tag und den ſteilen Berg geſprochen hatte, ſagte er: „Eures Knaben wegen bin ich da. Der kommt Euch heute nicht heim."

„Um Gottes Willen!“ fuhr die Mutter erſchrocken auf.

„Es iſt nicht ſo ſchlimm,“ ſagte der Pfarrer. „Mein Caplan hatte nach der Schule einen Verſehgang zum ſchwerkranken Donnersberger hinüber, und da nahm er den Franzl als Miniſtranten mit, daß er ihm die Laterne und das Glöckel trage. ’s iſt von den Buben keiner ſo zu brauchen als der Franzl und er iſt auch recht gern gegangen. Bis ſie zurückkehren, wird’s finſter ſein, da ſoll er im Pfarrhof ſchlafen und iſt morgen Früh gleich bei der Schule.“

„Das wär’ alles recht,“ meinte die Mutter, „wenn er nur das Nachthemdel unten hätt’!“

„Das Nachthemdel will ich ſchon mit hinabnehmen,“ lächelte der Pfarrer, „und meine Wirthſchafterin kann ja doch auch ein wenig umgehen mit Kindern, die ſoll ihn hegen und pflegen; er wird keine Noth leiden.“

„Iſt auch keine Kümmerniß deswegen,“ antwortete ſie, „wenn er mir nur morgen beizeiten heimkommt.“

„Frau Rathel,“ ſagte der Pfarrer, nachdem er ſich behäbig an den Tiſch geſetzt hatte. „Weil wir ſchon ſprechen davon, ich bin ja doch nicht ſo ganz zufällig da — ich meine den Franzl, den ſollt Ihr mir halt ſchenken.“

„Wieſo?“ fragte die Näherin und blickte mit großen Augen drein.

„Seit der Hifelbub aus der Schule getreten iſt und daheim arbeiten muß, fehlt mir ein Miniſtrant. Der Franzl iſt anſchickſam, flink und hat ein frommes Herz. Laſſet ihn einen Engel ſein am Altare des Herrn!“

Die Mutter ſchwieg.

„Die paar lateiniſchen Formeln,“ fuhr der Pfarrer fort, „hat er jetzt ſchon weg. Um ein halbes Stündel früher aufſtehen wird er müſſen als ſonſt, kann aber auch im Pfarrhof

unten übernachten. Für jede Meſſe zwei Kreuzer bekommt er, an Sonn- und Feiertagen deren vier, in einem Jahr macht's etwas. Und wer weiß, ob er nicht weiter kommt, der Schullehrer ſagt, er wäre der Talentirteſte im ganzen Jahrgang."

Die Näherin entgegnete nun mit leiſer Stimme: „Mich gefreut's wohl, Herr Pfarrer, mich gefreut's. Ich ſehe es ſchon, er wächſt mir früh hinaus aus meinem Häuſel."

„'s iſt ein Knabe," ſagte der Pfarrer.

Eine Woche ſpäter, als für den verſtorbenen Donnersberger der Trauergottesdienſt gehalten wurde, trippelte der kleine Franzl ſchon in einem weißen Chorröcklein an den Stufen des Altars auf und nieder und bediente den Prieſter. Die Mutter ſaß in ihrem Kirchenſtuhl, und als ſie ihr Kind ſo erblickte, das rundwangige und blauäugige friſche Knäblein in geiſtlichem Gewande, da gab's ihr einen Stich im Herzen, ſie wußte nicht warum.

Nach dem Gottesdienſt hüpfte der Kleine ſeiner Mutter zu und theilte ihr mit, der Herr Pfarrer habe geſagt, daß ſie alſogleich Beide in den Pfarrhof gehen müßten. Im Pfarrhof gab's Kaffee, die Wirthſchafterin lobte den lieben, folgſamen Knaben, der Pfarrer ſetzte ſich auch her, entfaltete ein Papier und ſagte, er habe der Frau Nathel etwas Erfreuliches mitzutheilen. Der verſtorbene Donnersberger, deſſen Seele heute dem Herrn empfohlen worden, habe in ſeinem Teſtamente eine Summe verordnet, daß ein Knabe aus der Pfarre Hollersbach auf Geiſtlich ſtudiren könne. Ihm, dem Pfarrer ſei es anheim geſtellt, das Mittel dem dafür geeigneten Jungen zuzuwenden. Wenn er heute Umſchau halte in der Gemeinde, ſo ſehe er lauter Rangen und nur ein einziges Bübel, das ihm auserwählt erſcheine für den heiligen

Beruf. Er brauche es nicht zu nennen, frage aber die Frau Rathel, ob sie einverstanden sein würde?

„Wenn Gottes Willen," entgegnete die Frau, „es ist noch lange Zeit."

Unterwegs nach Hause erzählte der Kleine seiner Mutter allerhand Merkwürdiges. Der Herr Caplan habe ihm einmal die heilige Messe erklärt, und da habe er, der Franzl, heute bei der Wandlung gesehen, wie vom Kreuze Jesu herab ein heller Blutbrunnen in den Kelch geronnen sei, den der Herr Pfarrer emporgehalten. Und beim Agnus dei habe er den verstorbenen Donnersberger im Fegefeuer wimmern gehört, da sei vom Kelch ein Tropfen Blut hinabgeflossen und da hätte der Donnersberger gesagt: Vergelt's Gott, jetzt ist es gut. — Die Mutter schlug die Hände zusammen und rief: „Kind, wie kommst Du mir vor!" Um ihn auf andere Gedanken zu bringen, fragte sie nach den Kreuzern, die er sich bei dem heutigen Ministriren doch erworben habe. Der Franzl hielt seine kleinen Hände mit den ausgespreizten Fingern her und sagte: „Ich hab' sie nicht!"

Als der Kleine auch in folgenden Tagen nicht einen Pfennig nach Hause brachte und die Mutter darüber nachzuforschen begann, stellte es sich heraus, daß der Knabe nach der Messe seine Kreuzer allemal einem alten Krüppel schenkte, der an der Kirchhofsmauer saß. Die Mutter hatte nichts dagegen, er ist Eigenthümer seines Erwerbes, und wenn ihm das Almosengeben besser schmeckt als Candiszucker, den er sich sonst beim Krämer kaufen könnte, so ist das ja keine üble Gewohnheit. Nun wurde es aber bekannt unter den Bettlern, daß zu Hollersbach ein kleiner Ministrant sei, der allemal nach der Messe seinen Säckel ausleere, was auch anderen Kirchenbesuchern ein gutes Beispiel sei, und jetzt sah

man am Kirchhofsthor ſtets eine ganze Reihe Armer: Blinde, Einhänder, Lahme, Stumme und ſonſtige Breſthafte aller Art, ſo daß der Herr Pfarrer einmal ſagte: „Wer in den Himmel fahren will, hier giebt's Vorſpann!“ Die alten Bauern und die Weiber gaben mit auffallender Miene Almoſen, der kleine Franzl wand ſich unter den Füßen hin und ſteckte ſeine Kreuzer heimlich dem erſtbeſten Bettler zu.

Allmählich fiel es der Frau Rathel auf, daß der Knabe bei Tiſche nicht mehr ſo friſch zugriff, wie ſonſt, und daß er gern bat, ſie möchte ihm den Reſt ſeines Kuchens oder Fleiſchſtückchens in ein Papier ſchlagen und in ſeinen Schulſack ſtecken. In der Schule war nämlich ein armes, blaſſes Mädchen, eine Waiſe, die immer ſo traurig d'reinſchaute, wenn Andere an ihren Backwerken knuſperten; dieſem Kinde trug der kleine Franzl ſeine Sachen zu. Dabei wurde aber ſein Geſichtlein nicht runder und die Wangen waren wie Aepfel, aber nicht mehr wie rothe, ſondern wie weiße. Wenn er des Nachts in ſeinem Bettchen ſchlief, da ſaß die Mutter oft neben ihm und hatte Sorgen, denn ſein Schlaf war unruhig und der Knabe hielt allerhand Selbſtgeſpräche. Er redete zu Gott, zur lieben Frau und bat ſie um Nahrung für die Hungernden, um Kleider für die Frierenden und um eine lange Leiter, daß das arme Waiſenmädchen von der Schule zu ihren Eltern in den Himmel ſteigen könne. Dann rief er manchmal laut: „Dominus vobiscum!“ oder „Deo gratias.“

Da dachte ſich Frau Rathel: Es wird Zeit ſein, daß ich ihn vom Altare wegnehme. — Aber eine andere Stimme in ihr ſagte: Was ſoll dieſes Kind in der Welt? Wie ſoll es den Kampf ums Leben ringen, es hat ja die Wundmale an den Händen. Die Welt höhnt ihn, quält ihn, erſchlägt

ihn. Im Kreiſe des Altars läßt's ſich beſſer träumen, ſchwärmen und ewig ein Kind ſein.

Wenn der Franzl dann erwachte und die Mutter in Kummer fand, legte er ihr ſeine kleinen Arme um den Nacken und ſagte: „Mutterl, ich hab' Dich lieb! Und im Himmel oben wird's erſt luſtig ſein."

„Du biſt noch jung, mein Kind," entgegnete da die Mutter. „Du ſollteſt doch eher an die Erde denken, als an den Himmel."

„Ja, Mutter," antwortete er, „wenn ich geſtorben bin, ſollen ſie mich neben den Vater begraben."

In ihrer Betrübniß wendete ſich die Frau an den Pfarrer.

„Es iſt ſeltſam," ſagte dieſer, „ich würde es auch lieber ſehen, wenn der Junge auf den Bäumen und Zäunen umherklettern, Vogelneſter ſuchen oder ſcharf mit Kameraden ſich balgen wollte, wie wir Anderen es in unſerer Jugend getrieben. Ich habe meinem Caplan ſchon aufgetragen, daß er mit dem Knaben jedes religiöſe Geſpräch vermeide, wir wollen ihn auch für ein Weilchen vom Altar weg thun, der Altar verzehrt ihn. Er iſt ein Kind Gottes. Wir wollen einſtweilen aber keinen Heiligen aus ihm machen, ſondern ſeine körperliche Geſundheit zu fördern ſuchen." So ſprach der würdige Pfarrer.

Als dem Knaben mitgetheilt wurde, daß er des Morgens ſtatt in die Kirche mit des Nachbarn Knaben über die Wieſen und Auen laufen dürfe — denn es waren die Schulferien, hub er zu weinen an und weinte die ganze Nacht im Bettlein ſtill vor ſich hin. Am nächſten Morgen ging er wieder hinab zur Kirche, ſtreifte ſich in der Sacriſtei den Chorrock an und ſchritt dem Prieſter voran zum Altar.

Am Festtage Allerheiligen war's, als der kleine Franzl nach dem Gottesdienst wieder seine Kreuzer vertheilt hatte und dann gegen das Häuschen seiner Mutter hinauf ging, daß ihm im Schachen ein fremdes Weib mit kohlschwarzem niederhängenden Haar begegnete; es hatte an der Brust ein kleines Kind, es ging auf den Franzl zu, nahm ihn an der Hand und sagte in einer ganz fremdartigen Aussprache, die nicht wiederzugeben ist: „Ich weiß schon von Dir. Mir hat es in dieser Nacht mein Schutzengel erzählt, daß Du kommen und uns helfen wirst. Geh' mit. Geh' mit."

Sie zerrte den Knaben mit sich fort zwischen Strauchwerk hin, in die Waldschlucht hinab, wo ein rauschendes Wasser und neben demselben ein kümmerlicher Fahrweg war. Auf diesem Fahrweg stand ein Karren, der über sich eine weiße Plache als Dach gespannt hatte. Statt eines Pferdes war ein brauner bärtiger Geselle vorgespannt und unter der Plachendecke wälzten sich halbnackte Kinder durcheinander.

„Wir sind arme Leute," sagte nun das Weib, auf solche Familie deutend, „und Du sollst uns etwas schenken."

Der Franzl nahm sein grünes Hütlein vom Kopf, hielt es hin und sagte: „Da!"

Sie nahm den Hut, warf ihn in den Karren und die Kinder balgten sich d'rum. „Da sind arme Würmer d'rinnen," fuhr das Weib fort, „sie verkommen vor Frost."

Der Franzl zog sein Röckel aus und gab es hin. Das Weib warf es in den Karren. „Ein Knäblein habe ich," fuhr sie fort, „es ist so fromm wie das Jesukind und die Füße sind ihm ganz und gar erfroren."

Der Franzl setzte sich eilig auf einen Baumstock, riemte seine Schuhe auf, zog sie aus und gab sie hin. Das Weib

warf sie in den Karren und die Brut darin raufte sich um die Kleidungsstücke.

„Mein Jesukind," fuhr das Weib fort, „liegt auf dem Stroh krank dahin und hat keine Decke, kein Beinkleid, kein Hemd."

Jetzt sprang der braune Mann herbei, schlug das Weib mit der Hand, da faßte den Franzl Entsetzen und er lief davon.

Frau Rathel war überaus erschrocken, als der Knabe barfuß, ohne Rock und Hut nach Hause kam und mit strahlendem Auge erzählte, er hätte unten in der Schlucht die heilige Familie gefunden.

Die „heilige Familie" wurde zwar schon an demselben Tage eingezogen, dem Franzl wurden vom Gemeindevorstand Hut, Rock und Schuhe zugestellt, aber er zog sie nicht mehr an. Durch die Erkältung an jenem Spätherbsttage fiel er in der nächsten Nacht in ein heftiges Fieber. Am folgenden Tag kam der Arzt und fand eine Lungenentzündung. Der Knabe hatte wieder rothe Wangen, wie schon seit lange nicht mehr, er sang auch — gleichwohl mit sehr kurzem Athem — lustige Kinderlieder und wollte immer aus dem Bette, um ein Reh zu fangen, das in der Stube umherlief. Heiterer Muthwillen war in seinen Fieberphantasien und der Arzt sagte zur Mutter, wenn die Krisis glücklich überwunden werde, so sei es wahrscheinlich, daß die krankhafte Schwärmerei ein Ende hätte und das Geistesleben des Knaben eine andere Richtung nehme.

Am fünften Tag hatte der Knabe unter Geschrei und Gelächter das lose Reh erwischt, mit beiden Armen hielt er das Kopfkissen fest und verlangte von der Mutter, daß sie dem ungeberdigen Thiere die Füße binde. Bald darauf fiel er dahin. Im Halbschlummer lag er ruhig da, manchmal im

Geſichtlein todtenblaß, dann wieder brennend roth. Einmal ſchlug er die Augen auf, hob das hagere Händchen ein wenig gegen ſeine Mutter, die unausgeſetzt in heißer Angſt, aber klaglos, an ſeinem Lager war. Wehmüthig lächelte er jetzt auf ſie hin und hauchte: „Mutter!"

Dann ſchlummerte er ein — und iſt nicht mehr erwacht.

Zwei Tage ſpäter, als ſie das Särglein hinabtrugen nach Hollersbach, ſtand am Kirchthor der Pfarrer und deutete mit dem Arm, ſie ſollten es in die Kirche tragen. Und als der kleine Sarg drinnen ſtand vor den Stufen des Altars, an denen der Franzl im kindlichen Dienſte des Herrn auf- und niedergeſtiegen war, las der Pfarrer die Meſſe. Bei dem Offertorium, als er ſich gegen das Volk wandte mit dem Spruch: „Dominus vobiscum" und das helle Stimmlein nicht mehr beiſetzte: „et cum spiritu tuo!" ſah man, wie dem alten Mann die hellen Thränen über die Wangen liefen.

Als ſie nach dem Gottesdienſt den Sarg aus der Kirche gegen den Friedhof trugen, war das Thor dicht beſetzt von armen Leuten, die ſich jetzt dem Zuge anſchloſſen und beteten.

Frau Rathel blickte hinab ins enge tiefe Gräblein, an deſſen einer Wand das weiße Brett von der Truhe ihres Mannes zu ſehen war; ſo nahe wurde nun der Franzl zu ſeinem Vater gelegt. Die Frau ſtarrte ſtumm, klaglos, gebetlos, trockenen Auges hinab. Erſt dann löſte ſich ihr ehernes Weh in Thränen, als der Pfarrer nach der Einſegnung ſie an der Hand nahm, einige Schritte hinwegführte und die Worte ſprach: „Sein kurzes Leben war ein einziger großer Opfertag. Es giebt Chriſtusnaturen noch heute. Gute Nacht, Franzl, ruft Ihr ihm weinend nach, da für ihn doch der Morgen angebrochen. Was er hier ſchon war, das iſt er nun dort — ein Kind Gottes."

Die ſchlimme Lieſel.

Ein reizendes Pärchen war's! An jenem Tage, als ich es das letztemal geſehen, war es — er wie ſie — ſiebenundneunzig Jahre, zwei Monate und eine Woche alt geweſen. Er ging umher wie ein Menſch, der noch was leiſtet auf der Welt oder ſich wenigſtens den Anſchein giebt, noch was leiſten zu wollen. Sein Lodengewand war all zerflickt, voll Harzkruſten und brauner Fichtennadeln über und über, und am Rücken trug er einen weiten, bauchigen Korb. Ohne dieſen Korb war er außer Hauſe nie zu ſehen, weshalb der ſtets witzige Bachſteffel immer behauptete, der Franzel ſei ſchon mit dieſem Korb auf die Welt gekommen. Nach dem Geſetze der Vererbung iſt das allerdings nicht ganz unwahrſcheinlich, denn auch Franzel's Vater und zeitweilig gewiß auch ſein Groß- und Urgroßvater werden mit ſolchen Körben umgegangen ſein.

Der Franzel that vor lauter Behaglichkeit manchmal einen Seufzer und ſagte:

„Ja, wenn ich dieſen Korb nicht hätte! Wo hinein thäte ich die Ameisſäcke und die Wurzeln und die Kräuter,

die ich im Sommer ſammle, und die guten Vorſätze und die ſchlechten Spitzbübereien, und das Garn, das ich im Winter ſpinne, und die Schuld, die mir mein Weibelein giebt — wo hinein, wenn ich dieſen Korb nicht hätte! Sterben müſſen wir Alle."

Und wie der Korb, ſo war ihm auch ſein treues Ehegeſpons angeboren, den Korb am Rücken und das Weib zur Rechten, ſo war er tapfer durchs Leben marſchirt. Ja, das war die holdſelige Eliſabeth, die ein ſehr kleines, feinrunzeliges und mumienfarbiges Geſichtlein hatte und darin zwei runde, graue Aeuglein, in denen das nun ſiebenundneunzigjährige Feuer manchmal noch lichterloh brannte. Er trug einen ſchneeweißen „Ranzenbart", der hinter dem ſorgfältig raſirten Kinn wie ein ſpaniſcher Kragen aus dem Halſe hervorzuwachſen ſchien; ſie trug über den Mundwinkeln die zarten Strähnlein eines Schnurrbärtchens, eben auch ſchon längſt aus ſilberweißer Farbe; auch einzelne Schluchten und Bühlein ihres Angeſichts waren beſtanden von ſolchen Weiden. Ihr Haupthaar war in der Mitte ſorgfältig geſcheitelt, woran der Scheitel freilich etwas breit auseinander ging, aber noch lange keine Glatze genannt werden konnte. Ueber ſolchen Schönheiten trug ſie ſtets einen ſchwarzen Hut, der ein ſehr kleines, rundes Pfannlein hatte, in welchem der Kopf kaum Platz fand, und eine unerhört breite Krämpe, deren innere Fütterung an die Falten eines Blätterpilzes erinnerte. Zur Zeit, als die Lieſel noch jung und ſchön war, hatte man ſolche Hüte getragen, und da der ihre ſauber geblieben, ſo trug ſie ihn immer noch, auf daß ſie in ihm jung und ſchön verbliebe. Sie wußte es nicht, was Andere wußten, nämlich daß der Hut ſich im Laufe des Jahrhunderts weniger verändert als das Geſicht darunter; übrigens war er ein treuer

Hort, gab nicht allein Dach der kleinen, buckeligen Geſtalt, ſondern auch dem Korbe, der hinten an ihr hing. Die Eliſabeth trug in dem ihren ungefähr dasſelbe wie der Franzel in dem ſeinen, aber ſie haderte ſtets mit dieſem Korbe, mochte er nun ſchwer oder leer ſein; und wenn ſie im Zorne war — ach, wie friſch nahm ſie ſich dabei aus! — ſo ſchupfte ſie den Korb heftig hin und her, und da der Korb nichts desgleichen that, als ärgere er ſich darüber, ſo hieß ſie ihren Mann einen alten Eſel, nannte die übrigen Leute helle Lumpen und rief Jedem, dem ſie begegnete, ein ſchneidiges Schimpfwort zu. Solche, die ſie nicht kannten, gaben ihr's womöglich noch ſchneidiger zurück, die ſie kannten, ſagten darauf nur: „Ja, ja, Lieſel, es iſt ſchon recht."

Unterwegs, wenn die zwei alten Leutchen manchmal in einem Wirthshaus einkehrten — denn dafür ſtehen ſie da, dieſe Lumpenhöhlen! — begab die Lieſel ſich ſofort in die Küche und rechtete mit der Wirthin, daß ihrem Manne nur ja das Beſte und aufs ſorgfältigſte zubereitet aufgetragen werde. Der Franzel ſagte zwar: „Eh, für mich iſt's bald gut, ich bin nicht ſo heikel, ich; ich eſſ' alles, nur keine Kieſelſteine nicht, die kann ich nicht beißen! Meiner Lieſel gebt's was Gutes, meiner Lieſel, iſt geſcheiter. Sterben müſſen wir Alle!"

Trotzdem beſorgte die Lieſel ſelbſt die Zubereitung, und ſo derb ſie mit ihrem Alten umging, wenn ſie mit ihm allein war, gegen Andere ſprach ſie über ihn mit der größten Zärtlichkeit, hieß aber alles Uebrige eine verdächtige Bagage, unter der es ihr braver Mann zu nichts weiter gebracht hätte, als zum armſeligen Wurzner und Ameisgräber, während mancher hautſchlechte Kerl ſich zum Protzenwirth oder einem Großmann hinaufgekartelt. Solches ſagte ſie aber nur, wenn der

Wirth oder ein anderer „Großmann“ anweſend war. Dem Ortsrichter, bei dem ſie einmal wegen Friedensbruch verklagt war, gab ſie eines Tages zu verſtehen, es hätte einmal eine Zeit gegeben, und ſie wiſſe noch von ihr, da habe man ehrliche Leute zu Ortsrichtern gemacht; da heutzutage aber alles Spitzbube geworden ſei, ſo müſſe der größte davon Richter ſein, das begreife ſie wohl.

Hierauf entgegnete der Richter:

„Liebe Eliſabeth, ſolltet Ihr eine beſtimmte Perſon damit meinen, ſo müßte ich Euch freilich auf ein paar Tage einſperren laſſen!“

„Gemeint hab' ich Den, der ſich getroffen weiß!“ ſagte hierauf die Lieſel mit einer Stimme, die ſcharf war, wie ein Nadelſtich, dann humpelte ſie davon und verſicherte: Dem hätte ſie's eingetränkt, der ließe ſie ſobald nicht wieder rufen!

Müßige Leute hatten folgendes Räthſel verbreitet: „Warum braucht der Wurzner-Franzel keinen Kettenhund?“ Und boshafte antworteten: „Weil er die Lieſel hat!“ Im Orte war ein alter Pfründner, ein noch von den Franzoſenkriegen übrig gebliebener Soldat. Der hatte die Schlacht bei Leipzig mitgemacht und trug deshalb immer einen martialiſchen Schnurrbart zur Warnung, falls die Franzoſen wieder übermüthig werden ſollten. Kanonier war er geweſen und man hieß ihn den Bum-Peter. Der Bum-Peter fürchtete ſich vor nichts, bettelte bei Guten und Böſen, nur ins Häuſel der alten Eliſabeth wollte er nicht. Einmal war er dort geweſen, ein einzigmal, ſeither nie wieder. Sie hatte ihn zwar beſchenkt, dann aber ein grelles Wetter über ihn losgelaſſen, wovon die Bezeichnungen: Franzoſenſchmecker, Bartwiſch, mit dem man Schornſteine auskratzen könne, Hundsdarm und Vielfraß ihm längere Zeit im Gedächtniß blieben. Ob er nicht wiſſe, hatte

ſie ihn gefragt, was ſo ein Knochenſchragen zu thun habe, wenn er ſeinen Gotteslohn geſagt? Ob ſie ihm das Loch in die freie Weite größer machen müſſe oder ihn zerkleinern? Geſchmeidig huſchte er hinaus und brummte in ſeinen weißen Bart das ſchwarze Wort: „Schreiender, ſpeiender Höllenkrater, zu Dir nimmer!“ Der Soldat aus deutſcher Heldenzeit hat capitulirt vor der Lieſel.

Dieſes achtbare Ehepaar, der Franzel und die Lieſel, hielt im oberen Dorfſchlag ein Häuschen in Pacht, das Häuschen hatte nur ein Stübel und einen kleinen Vorraum, welcher Küche genannt wurde. In dieſen zwei kleinen Räumen herrſchte eine ſo große Ordnung, eine ſo muſterhafte Nettigkeit und Reinlichkeit, daß die Dorfleute nur ſo darauf erpicht waren, irgend bei einer Fuge hineinzugucken, denn freien Schrittes kam kein Fremder über die Schwelle. Die Alte hütete ihr Heim wie jener Drache das Paradies. Allerdings war es mit dem letzteren nicht wohl mehr vergleichbar, denn man hörte in demſelben nichts als Brummen und Greinen; in der That — aber es geſchah in züchtiger Verborgenheit — fügten die zwei Leutchen ſich gegenſeitig lauter Gutes und Treues zu. Ihre Betten waren ſtets hoch geſchichtet und von weißer Wäſche, die Kiſſen hatten ſchneeweiße Ueberzüge mit Spitzen, und zu Feſttagen lagen ſogar kirſchrothe Wollendecken darüber. Das Koch- und Eßgeſchirr war blank, alſo daß die kleine Herrlichkeit ringsum ſich fortwährend darin ſpiegelte. Ein ſilbernes Eßbeſteck, mit dem ſie ihre manchmal ſehr leckere Koſt zu ſich nahmen, trug die Lieſel auf ihren Wanderungen ſtets zu unterſt im Korbe mit ſich, gab's wo zu ſchmauſen, ſo wurde es hervorgeholt, damit man nicht nöthig hatte, fremdes Zeug in den Mund zu ſtecken. Mußten ſie einmal in fremdem Hauſe übernachten, ſo bedeckte die Lieſel das Bett

mit einem eigenen Leintuche, das ſie immer bei ſich hatte, und auf das Kopfkiſſen legte ſie noch kleine weiße Tüchlein, weil ihr alles, was etwa nur eine unbeſtimmte Reinlichkeit zeigte, ſehr ekelhaft vorkam.

Der Franzel hatte eine große braune Brieftaſche, in welcher er genaueſtens Buch führen mußte über jeden Krug von Ameiſenciern und Beeren, über jedes Bündel von Kräutern und Wurzeln, ſo er dem Händler ablieferte, über jeden Strähn Garn, den ſie geſponnen, und über jeden Dienſt, den ſie ſonſt irgendwo geleiſtet hatten. Er ſchrieb nur mit ſpießigen Zügen die Ziffern auf, das Geld einzubringen übernahm aus verſchiedenen Gründen die Lieſel.

Es gab auf der Welt keinen gefürchteteren Gläubiger als die Lieſel mit dem ſcharfen Mund; ſie ſchmetterte ſo elementar gewaltig und ſie betraute den Schuldner ſo entſchieden mit den aberwitzigſten Titeln, bis der letzte Kreuzer herausgeſchimpft war. Das Geld wickelte ſie dann zierlich in die Ecke des rothen Sacktuches, brachte es heim und legte es in ſicheren Gewahrſam. Der Franzel durfte es beſehen, ſo oft er wollte, aber nicht berühren, denn an ſeinen Fingerſpitzen blieb ſonſt manchmal welches davon kleben, das er ſich dann im Wirthshauſe abwuſch. Nebenbei lobte er ſie als den grimmigſten Executionsſoldaten.

„Du biſt halt die Meine, Du!“ ſagte er, ſeinen alten Arm um ihren Nacken legend. „Du biſt halt alleweil meine liebe Dudl. Sterben müſſen wir Alle! Einen Schmatz, wenn Du magſt!“

„Alter Lapp, kindiſcher!“ lautete die Zärtlichkeit von ihrer Seite, und war ſie beſonders zuthunlich, ſo erhielt er auch noch einen Puff in die Seite.

Alſo lebten ſie dahin, dieſe zwei Leutchen, ein Jahr ums andere, ein Jahrzehnt ums andere. Spärlich war die Freude und ſparſam glimmte der Docht.

Vom Schickſal war der Franzel eigentlich beſtimmt geweſen, vorzeitig zugrunde zu gehen, aber ein böſes Weib iſt manchmal dem Schickſal über. Dieſes letztere, das Schickſal nämlich, hatte den Franzel, der armer Leute armes Kind war, in deſſen jungen Jahren eine unverhoffte Erbſchaft machen laſſen. Alſogleich hatte der Franzel ſich vorgenommen, auf dieſer Welt nichts mehr zu thun, als gut zu eſſen und zu trinken, ſchöne Kleider zu tragen, feine Weibsbilder anzuſchauen, und zwar mit Augen, die in der Nacht beſſer ſehen als am Tage. Das ſollte einmal ein Himmelreich werden für den bisher zur Arbeit gehetzten, kümmerlich gehaltenen Burſchen, ein Himmel, der voller Geigen hing, und fiedeln wollte er auf dieſen Geigen, bis ihm vor lauter Muſik die Augen übergingen. Und wenn er ſich zu Tode gelebt, dann wollte er, den Hut ſchief im Geſicht, vor unſeren Herrgott hintreten und ſagen: „So, fertig ſind wir. Aber fein iſt es zu wohnen geweſen in dem Leib, den Du mir gegeben. Haſt etwa noch ſo einen?“

Anders kam's. Der richtige Lump muß geboren ſein. Der Franzel war ein Stümper in der Lumperei, er hatte kein Talent. Er hatte die ſchlechte Gewohnheit, das Geld zu zählen, welches er ausgab, und auch das, welches im Sack blieb.

„Schlechter Lump!“ ſchimpften ihn die Leute und hatten unrecht, denn er war ein ſchlechter Lump. Gut eſſen, gut trinken ſchmeckte ihm anfangs ganz gewaltig, allein Trinken war ihm nur gut, ſo lange er Durſt hatte, ohne Durſt war ihm das friſcheſte Bier, der beſte Wein nachgerade eine Qual.

Und das will ein ordentlicher Lump ſein? An dem iſt Hopfen und Malz verdorben! Die Luſt zum Eſſen ſchwand ihm ſchon nach wenigen Tagen, er war genöthigt, Bewegung zu machen, zu arbeiten, wenn er ein gutes Mittagsmahl auch richtig genießen wollte. Bei der Arbeit waren ihm die ſchönen Kleider läſtig, man mußte acht geben, daß ſie nicht verdorben wurden, er zog wieder die alten, abgetragenen an, die trugen ſich bequemer. Die Arbeit gab auch wieder Schlaf, wenn er aber länger als acht Stunden im Bette liegen ſollte, kam die grauſame Langeweile. Ueberhaupt wurde es fade auf der Welt. Kartenſpielen? Wozu? Gewann er, ſo ſagte er ſich: „Haſt ja ohnehin Geld, weshalb die Leute ausziehen?“ Und verlor er, ſo that's ihm leid um das gute Geld. Ein paar Pferde hatte er ſich angeſchafft, um zu reiten, weil er gehört hatte, daß Reiten nobel ſei; nachdem ihn eines davon hinten abgeworfen hatte, was nicht nobel war, ſpannte er beide an einen Wagen und ſetzte ſich hinein. —

Das ging prächtig. Allein, weil man doch nicht immer umher kutſchiren mag und die Roſſe jeden Tag ihren theuren Hafer fraßen, ſo ſpannte er ſie auch allmählich an Laſtwagen, und jetzt brachten ſie ihm Geld ein. Dann verſuchte er es mit dem Reiſen, that ihm aber leid, die Zeit ſo zu verzigeunern, anſtatt irgendwo behaglich zu ſitzen und nach Bequemlichkeit und Geſchmack gut zu leben. Nur daß er auf den Geſchmack nicht recht kommen konnte; was er in der erſten Woche unterhaltſam fand, wurde ihm in der zweiten langweilig, und in der dritten ſah er ſich aus Langeweile nach einer Arbeit um. Dasſelbe Ungemach, in der Liederlichkeit nicht recht vorwärts zu kommen, verfolgte ihn auch auf zärtlichen Wegen. Mit den Weibsbildern war's ein ſehr großer Spaß, ein Capital-

ſpaß! Aber allmählich wurde ihm eine Beſtimmte lieber als die Anderen, und dieſe Beſtimmte ſprach:

„Oho, Büberl, wenn Du mich willſt haben, mußt Du Dir alle Anderen aus dem Sinn ſchlagen!“

Weil er das aber ſelbſt nicht thun wollte, ſo ſchickte ſie ſich an, es ihm zu thun; da dachte er:

„Sie hat recht. Wiſſen thu' ich's und des weitern bin ich ja kein Türk' nicht.“

So hatte er es vor lauter mißlungener Lumperei bis zum Traualtare gebracht.

Als die beiden Leutchen ihre Taufſcheine holten, ſtellte es ſich lächerlich genau und klar heraus, daß Beide, der Franzel wie die Lieſel, am 17. Mai 1777 geboren worden waren. Was ſollen ſie anfangen mit ſo vielen Siebenern? Die Erbſchaft war zur Zeit bereits glücklich verthan. Als die Gemeinde ſo arme Leute nicht heiraten laſſen wollte, begründeten ſie ihr Begehr damit, daß ſie Beide an einem Tage geboren worden ſeien und zuſammen zehn Siebener hätten, denn ſie waren auch gerade ſiebenunddreißig Jahre alt. Wenn ſie zuſammen zehn Siebener haben, natürlich, da muß man ſie heiraten laſſen, ſintemalen ſie zuſammen auch vier ſtarke Hände haben, mit welchen ſie ſich ſchon durchboxen werden.

War der Franzel ſchon kein ganzer Lump, ſo konnte er doch vielleicht ein halber ſein. Die Lieſel fürchtete es ein wenig. Allein ein Stoßgebetlein kannte er, das vor manchem Böſen ſchützt, es heißt: „Zweimal zwei iſt vier.“ Hat er Kreuzer: „Zweimal zwei iſt vier.“ Hat er Gulden: „Zweimal zwei iſt vier.“ Kauft oder verkauft er, verdient oder giebt er: „Zweimal zwei iſt vier.“ Er ſchaut das Geld an und rechnet und hat auch richtig den Spitznamen: „Der

Zweimal zwei iſt vier-Franzel" erhalten — als ob er nicht fünfe zählen könnte!

Jetzt thun ſie manches Jahr ſo herum. Einmal arbeiten ſie im Jahrlohn, dann wieder im Taglohn, einmal im Waldſchlag und in der Köhlerei, dann wieder auf der Straße beim Steinbruch); einmal im Eiſenwerk, dann wieder als Teichgräber auf ſumpfigen Wieſen. Einmal haben ſie Geld, das anderemal haben ſie keines. Wenn ſie eines haben, da möchte der Franzel manchmal probiren, ob das Liederlichſein nicht jetzt vielleicht beſſer ginge als in den jungen Jahren, wo der Menſch ungeſchickt iſt. Aber: „Zweimal zwei iſt vier!" Ihm thut das Geld leid. Und wäre im ſchlimmſten Fall auch zweimal zwei nicht vier geweſen, ſo wäre doch die Lieſel geweſen! Die Lieſel war verläßlicher und unwiderleglicher als alle neun Ziffern zuſammen, und die zehnte war der Franzel. Sie hatte alle Gewalt an ſich geriſſen; ihr Wille war wie eine Eiſenbahn, darauf mußte ſich der Franzel fortbewegen wie ein Dampfwagen, er puſtete und ſchnaubte und ging doch. Sie heizte ihm tüchtig ein. Sie ſuchte Arbeit, Erwerb, er mußte fleißig ſein, dann ließ ſie ihm aber auch nichts abgehen.

Als ſie dem fünfzigſten Lebensjahre nahe kamen, zeigten ſich an dem Franzel neuerdings beunruhigende Erſcheinungen. Er hub an, ſich ſorgfältiger zu kleiden, ſein Haar zu pflegen, den Schnurrbart ſtehen zu laſſen und ihn ſogar in Hörnlein aufzuſpitzen. Er ging häufiger, als es ſonſt ſeine Gewohnheit war, unter Leute und guckte, wie die Lieſel mit Schrecken gewahr ward, allerhand Weibsbildern nach. Sie ſagte nichts, ſie ſchwieg. Wenn ein Feuer auslöſchen ſoll, ſo darf man nicht hineinblaſen, man muß Aſche und Erde darauf ſchütten.

„Nanu, wart, mein luſtiges Männlein!“ dachte ſich die geſcheite Lieſel, „zu dieſer Hacke wollen wir auch noch den rechten Stiel finden!“

Zur ſelben Zeit war im Orte der Todtengräber geſtorben. Lief die Lieſel nicht vom Pfarrer zum Ortsrichter, vom Ortsrichter zum Phyſikus und von dieſem wieder zum Pfarrer? Plötzlich war der Franzel Todtengräber.

„Jetzt, altes Bürſchel, magſt lümpeln, ſo viel's Dich freut!“

„Das macht nichts,“ meinte er, aber freilich mehr für ſich als für ſie, „ich grabe nur die Todten ein, die Lebendigen bleiben noch immer bei mir heraußen!“

Mit ſo verſtockten Leuten! Es iſt ein rechtes Kreuz!

An zwanzig Jahre lang war er nun Todtengräber, der Franzel, und die Lieſel Todtengräbersfrau.

„Es iſt halt ein trauriges Geſchäft,“ ſagte er oft, „zweimal zwei iſt vier. Ich bekomme für den Mann nur einen Gulden, und wenn's der größte iſt, das Kind zahlt gar nur die Hälfte, als ob das Grab ein Ringelſpiel wäre!“

Er machte ſich aber juſt nicht viel draus. Die erſte Zeit hatte es ihm manchmal kalt über den Rücken gerieſelt, als ob ihm Jemand hinten am Nacken ungekochte Erbſen hinabgeſteckt hätte, ſtach die Schaufel ſo auf ein Gerippe, an welchem noch Lappen und Haare hingen! Bald war es ihm eine Arbeit wie jede andere — zu einem Gulden das Loch. Und den Gulden nahm die Lieſel. Es war ihm auch recht, im Eſſen und Trinken bekam er ihn ja wieder zurück.

Bei dieſer grübleriſchen Arbeit das Unangenehmſte war ihm das Weinen und Klagen der Hinterbliebenen, wenn er Einen hinabrollen ließ. Nichts war ihm zuwiderer auf der Welt als Weinen. Wie oft nahm er ein Trauerndes an

der Hand, führte es beiſeite an die Kirchhofsmauer und ſprach:

„Was hilft's? Nichts hilft's! Er hat's überſtanden. Sei getröſtet. Sterben müſſen wir Alle!"

Und das Wort hat er im Lauf der Zeiten ſo unzähligemale geſagt, daß es ihm ordentlich auf die Zunge wuchs und zu ſeinem Sprichworte ward, welches nachher allemal, ſo oft er den Mund aufthat, gedankenlos hervorſprang.

Als der Franzel an die ſiebenzig Jahre alt war, begann er die Mühſal des Todes zu ſpüren, zum Glücke nur fremden Todes. Die Gräber wollten ſich nicht mehr ſo leicht aufthun; die Arbeit begann ihm ſauer zu werden. Und da war es um dieſe Zeit, daß der Franzel ſich in ein Abenteuer ſtürzte.

Das trug ſich ſo zu. Einem alten armen Mann, einem dereinſtigen Jugendkameraden des Franzel, war das Weib geſtorben. An ihrem Grabe traten ſich die beiden Alten näher. „Tröſte Dich, Moſer Mich," ſprach ihm der Franzel zu, „ſie iſt gut aufgehoben, und ſterben müſſen wir Alle!"

„Ich mag aber nicht ſterben!" rief der Moſer Mich.

„Was haſt Du denn auf der Welt?" fragte Franzel.

„Was haſt denn Du auf der Welt?" fragte der Andere zurück.

„Ich hab' ein Geſchäft, Du gehſt mit dem Bettelſack um!"

„Mit dem Bettelſack!" murrte der Mich. „Glaubſt jetzt wieder einmal was geſagt zu haben. Und iſt doch erlogen, nichts haſt geſagt! Mit dem Bettelſack! Man merkt es wohl, daß Du bei Deiner Alten in die Schul' gehſt. So was Ungereimtes daherreden. Bettelſack! Wer redet denn vom Betteln? Zeitweilig ſammeln geh' ich um zu den Häuſern!"

„Sammeln!“ ſagte der Franzel nach. „Mit dem Sack umgehen und mildthätige Gaben ſammeln, daß Du nicht verhungerſt über den Winter, iſt das nicht ein biſſel gebettelt?“

„Mein lieber Freund,“ ſprach der Mich, „das iſt freilich noch lange nicht gebettelt. Wenn ich zeitweilig ausgehe, daß ich Lebensmittel zuſammentrag' in mein Stübel, wo ich ſie nachher im Winter für die Wirthſchaft aufbrauche — ſo iſt das geſammelt, wie ein Anderer auf dem Feld die Garben ſammelt und auf den Bäumen die Aepfel. Wenn ich aber gar kein Stübel hab', wenn ich umgeh' im Sommer und im Winter und die erbetenen Gaben gleich von der Hand in den Mund ſtecke — das heißt betteln, mein Lieber! Sammeln thut jeder fleißige Menſch, betteln thut nur der Bettler, Bettelmann bin ich noch keiner, Gott ſei Dank!“ — Sagte der Franzel für ſich: „Da lern' ich auch was Neues. Sterben müſſen wir Alle!“

„Was der Menſch ſammelt,“ fuhr der Mich fort, „das geben ihm die Leut aus Nachbarlichkeit und gutem Willen, wie eine Brandſteuer, wenn Einer arm iſt. Wenn der Menſch ſammelt, ſo kriegt er ein Tröpfel Schmalz, ein Stückel Speck, ein Schwartel Fleiſch, ein Maßel Mehl oder ſo. Wenn der Menſch aber bettelt, ſo geben ſie ein Stück Brot oder einen roſtigen Kreuzer, und das müſſen ſie, iſt Chriſtenpflicht, dem Bettler und Hungerleider Almoſen zu geben. Ich bin kein Hungerleider! Das ſollt' mir Einer ſagen, daß ich ein Hungerleider wäre! Ich kann leben von meinem Gütel, wenn's darauf ankommt, das iſt gewiß! Aber alle Jahr' ein paar Wochen geh' ich ſammeln, weil's halt ſo viel luſtig iſt.“

Mit Leidenſchaft ſprach das der alte Moſer Mich, mit ſchier überzeugender Leidenſchaft. Dabei ſtreckte er ſeinen kleinen geſchorenen Graukopf gegen den Franzel vor.

„Du glaubſt es nicht?“ fuhr er fort. „So probir's. Geh einmal mit. Wirſt ſehen, wie unterhaltſam es iſt, wirſt es ſchon ſehen!“

„Mitgehen!“ ſagte der Franzel. „Iſt mir gleich recht, mir. Das Graben iſt mir eh ſchon bald zu ſchwer, und meine Alte iſt auch woltern biſſig. Es gilt, ich geh' mit. Sterben müſſen wir Alle!“

Ein paar Tage ſpäter war kein Todtengräber zu finden. Die Liesel hub alsbald an zu ſchelten. Ein Thunichtgut war er doch ſein Lebtag geweſen, wenn man's recht betrachtet. Die Wirthshäuſer waren bald abgeſucht — allerhand Lumpen, aber kein Franzel! Heimlich hielt ſie Umſchau, ob in der Gegend kein Weibsbild fehle. Außer ſolchen, die er begraben, fehlte keines.

„Eine Spitzbüberei ſteckt dahinter!“ ſchrie das Weib. „O wart, Franzel, zernichtetes Krüſperl, ſpottſchlechtes, wenn ich Dich erwiſch'! Du laufſt mir nimmer davon, das weiß ich, Dich krieg' ich weich wie ein Regenſchneckerl! Wart nur, ich will Dich bald haben!“

Sie ſetzte ihren breiten Hut auf, nahm einen großen Hagedornſtock in die Hand und ging auf die Suche nach ihrem Mann. Sie ging ſtattlich fürbaß.

Die beiden Alten waren mittlerweile arglos in den Bergen umhergeſtiegen von einem Hauſe zum anderen, daß ſie fleißig „ſammelten“. Nicht wie Bettler traten ſie ein, die, demüthig an der Thür ſtehend, ihr Sprüchel herſagen und dann, den Pfennig in der Hand, armſelig davonhumpeln. Unſere Beiden brachten beim Eintritte den chriſtlichen Gruß, dann ſagten ſie, daß der Berg ſteil ſei und daß ſie ein wenig abraſten wollten. Dann über das Wetter, die lieben Kindlein, die da umherkrauchen, und was man vom Krieg höre, und

ließen ſich über mancherlei des Langen und Breiten ein mit dem Bauern oder der Bäuerin. Endlich rüſten ſie ſich zum Weitergehen, aber gerade noch im letzten Augenblick, ſo ganz nebenbei, weil's ihnen zufällig beikommt, rücken ſie heraus: „Im Winter geht's halt knapp, im Winter. Im Sommer iſt's leicht, da kann man der Sach' nachjagen, im Sommer. Ein Stückel Fleiſch oder ſo was kriegt man doch in jedem Haus. Gelt, Bäuerin, ich darf Dich auch drum anhalten?"

„O, ihr Närrlein, um ein Bröckel Fleiſch iſt mir der Himmel noch nicht feil. Geſegne Euch's Gott!" So die brave Bäuerin.

Wenn ſie nachher mit der Gabe draußen waren, ſagte der Franzel zu ſeinem Genoſſen:

„Wahrlich, Du haſt recht, nicht bald giebt es ſo etwas Luſtiges als wie das Sammeln. Sterben müſſen wir Alle! Wenn man angehalten hat und nachher ſo wartet und wartet, was da kommen wird: ein Speck, ein Schmalz, ein Mehl? Wenig? Viel? Es iſt über das Haſenjagen!"

Bedank' mich, dachte der Mich, Du biſt mir ein Schaden. Soll ich jetzt alles mit Dir theilen? Todtengräber, Du biſt mir ein Hagelſchlag Wart, morgen früh bleibſt im Heu liegen; ich laß Dich gern ſchlafen und geh' allein meiner Wege.

Der treuloſe Entſchluß ſtand heimlich feſt, allein bevor er zur Ausführung kommen konnte, ſtand das Verhängniß da mit dem breiten Hut und dem Hagedornknüppel. Sie waren juſt aus einem Hauſe getreten mit einem Almoſen.

„Ja," ſagte ſie ſchier milde, aber in ihren Aeuglein loderte die unheimlichſte Wuth, „ja, Ihr Leutchen, was macht Ihr denn da?"

„Wir?" entgegnete der Franzel mit einer jämmerlich erheuchelten Gleichgiltigkeit. „Ein klein biſſel betteln thun

wir allzwei, gelt, Mich? Aus Unterhaltlichkeit, ja. Iſt eh nichts Schlechtes, gelt, Mich? Jeder theilt, was ſein freier Wille iſt. Sei gut, Lieſel, ein tolles Trumm Speck hab' ich im Sackel; ſchau, ſterben müſſen wir Alle!"

„Tropf! Alter Zigeuner!" fuhr ſie drein und riß ihm das Bündel vom Rücken. „Betteln! Als ob Du daheim nichts zu eſſen hätteſt! Jeſſes und Joſef, ein ſolcher Halbnarr iſt mir noch nicht vorgekommen!"

Dann gegen den Mich: „Dir iſt er nachgelaufen, altes Kamelthier, verdächtiges! Schau, daß Du weiterkommſt, wenn Du Deine paar ſchäbigen Haarfetzen ſicher haben willſt. Gehſt! Gehſt nit?!" Da ging der Mich. Hernach zum Anderen: „Und wir Zwei werden es daheim richtig machen, mein liebes Franzel. Marſch, voran!" Alsdann hat ein ehelich Geſpons das andere vor ſich hergetrieben.

Was ſich hierauf zu Hauſe zugetragen, das iſt nie recht offenbar worden; der Franzel ſoll nur geſeufzt haben, ſammeln ginge er nicht mehr.

Jetzt machte der Pfarrer Geſchichten. Er that folgenden Ausſpruch: „Der Todtengräber Franzel kommt mir vor wie der Mann im Evangelium, nur umgekehrt. Jener ſagte: ‚Graben kann ich nicht und zu betteln ſchäme ich mich.' Beim Franzel heißt es: ‚Graben kann ich und zu betteln ſchäme ich mich nicht.' Wir brauchen aber kein umgekehrtes Evangelium und der Franzel ſoll machen, was er will. Auf den Kirchhof gebe ich von heute an den Meßner Anderl!"

„Macht nichts," ſagte der Franzel, „der Anderl iſt eh recht."

„Aber Du!" ſchrie die Lieſel.

„Ich? Ah ſo, ich, meinſt. Weißt, ich bin ohnehin ſchon alt."

„So,“ ſprach die Lieſel, „Du biſt ſchon alt! Zum Herumzigeunern und Ludertreiben biſt noch jung genug, aber zum Arbeiten biſt zu alt, Faulpelz! Man ſchmeckt Deine Faulheit eh ſchon von weitem. Kannſt Dich einpfeffern laſſen und auf die Beiz hängen! Grauſen kunnt Einem! Nichts mehr arbeiten! Das wär' mir! Wovon ſollen wir denn leben?“

„Leben?“ fragte der Franzel. „Wenn man alt iſt, ſtirbt man ja. Sterben müſſen wir Alle!“

„Still ſei!“ ſchrie das Weib. „Du biſt der hölliſche Leichtſinn, hörſt! Du biſt der Nichtsnutz, der Thunichtgut! Du warſt Dein Lebtag ein Taugenichts und biſt einer und bleibſt einer in alle Ewigkeit!“

„Amen!“ ſagte der Alte. Das hatte er zu bereuen. Tagelang ging er nach dieſem traulichen Geſpräche mit einer eingebundenen Wange umher. Er hatte den Backen um ein einziges Wort zu voll genommen, nun war er voll geblieben.

Was that die Lieſel? Sie ging hin und pachtete in den Wäldern und Geſchlägen die Ameiſenhaufen, die Wildbeeren, die Pilze, die heilſamen Wurzeln und Kräuter.

„Da heißt's jetzt ſammeln, mein lieber Burſch!“ ſagte ſie hierauf zum Alten. Hei, wie es jetzt wieder Arbeit gab! Und der Franzl meinte:

„Macht nichts. Ein paar Jahrln wird's wohl noch gehen. Man muß alles probiren auf der Welt. Aber ein Körbel mußt Du mir herfürſuchen, Alte, und einen Krampen. Sterben müſſen wir Alle!“

Dagegen war nichts einzuwenden. Sie ſtattete ihn aus, ſie leitete ihn an, ſie that ſelber mit. Sie ſuchte Kunden, ſie führte das Geſchäft und ſie ſchalt und fluchte den ganzen Tag. Nebenbei hielt ſie ihm das Haus zuſammen, ſah darauf,

daß er nahrhaft aß und ſanft ſchlief, und zankte ſchreckbar, wenn er mit ſtaubigen Schuhen in die Stube trat, anſtatt früher in die weichen Strohpatſchen geſchlüpft zu ſein, die ſie ihm geflochten hatte.

Die Leute, die allemal übertreiben und allemal das Richtige ſtreifen, ſagten von der Lieſel:

„Im Reden iſt ſie ein Teufel und im Schaffen ein Engel!“

Alſo war nun Folgendes: Im Sommer Waldfrüchte ſammeln, im Winter Wolle krauen und Garn ſpinnen und ein Leben führen wie die Tauben, wenn ſie aufeinander picken mit den ſcharfen Schnäbeln.

Die Bauern gaben den Leutchen recht gerne Arbeit, weil die Lieſel alles aufs beſte, genaueſte und zierlichſte beſorgte.

Seufzte der Franzel einmal halblaut:

„Jetzt in meinem achtzigſten Jahr ſoll ich noch Garn ſpinnen lernen!“

„Warum denn nicht?“ rief ſie. „Alte Leute werden kindiſch und Kinder müſſen lernen!“

Der Franzel guckte ſie von der Seite an, ob ſie bei ihrem Ausſpruch nicht etwa doch ein wenig ſchmunzle. Nein, ſie machte ein Geſicht wie die leibige Hölle. Grauſamer Ernſt war's, und er lernte Garn ſpinnen. Damit ſeine ſteifen Finger dazu aufthauen ſollten, heizte ſie fleißig in den Ofen; damit ſein Fuß flink den Hebel treten konnte, ſetzte ſie ihm manchmal ein weißes Porzellankrüglein vor, an welchem unter dem Schnabel ein rothes Röslein gemalt war. Daraus nahm er einen Schluck um den anderen — da war das Spinnen luſtig. Ein paarmal gerieth der Schluck zu länglich, da riß der Faden und der Franzel bekam hierauf mehrere

Tage das Krüglein mit der Roſe unter dem Schnabel nicht zu ſehen.

Andere Krüge gab es mehrere im Hauſe; der Franzel guckte in jeden hinein und ſagte einmal wehmuthsvoll: „Waſſer und nichts als Waſſer! Das iſt nicht geſund, macht Brunnenkreſſe im Magen. Sterben —"

Er unterbrach ſich, die Lieſel hatte ein Auge auf ihn geworfen, aber nicht ſo, wie es die Verliebten thun. Im Ganzen wurde in ſpäten Jahren die Eliſabeth milder, ſo als ob man zu Weineſſig Waſſer gegoſſen hätte.

An dem Tage, als ſie volle ſiebenundneunzig Jahre alt waren, ſaßen ſie vor ihrer Hütte auf der Bank in der warmen Sonne. Das eine Ungemach hatten ſie ganz hinter ſich, es war ihnen nirgends mehr zu warm. Der Franzel hatte ſeine große Hornbrille auf der Naſe und ſchaute ins Thal hinaus, wo auf den Feldern die Leute ackerten und ein Säemann Korn in die Erde ſtreute. Lange waren ſie ſchweigend nebeneinander dageſeſſen.

Jetzt — faſt ſchüchtern that er's — hob er ſeinen Arm, legte ihn ſanft auf die Achſel ſeiner Genoſſin und ſagte ganz leiſe: „Biſt Du geſund, Lieſel?"

„Warum ſoll ich nicht geſund ſein?" begehrte ſie auf.

„Das iſt merkwürdig," ſagte er.

„Ich bin mein Lebtag nicht krank geweſen," rief ſie ſcharf; „ein ordentlicher Menſch hat nicht Zeit zum Krankſein!"

„Ich bin auch alleweil geſund geweſen, Gott Lob und Dank!" ſagte der Franzel in Demuth.

„Ja, wenn man die Faulheit abrechnet!" gab ſie drauf.

„Hi, hi, haſt wohl eh recht!" ſagte er, dann ſchwiegen ſie wieder. Es war ganz ſtill.

Seine Hand lag immer noch auf ihrer Achſel.

„Ja, ja," ſagte hernach der Franzel nachdenklich, „ſiebenundneunzig!"

Sie ſchwieg. Er fuhr fort:

„Was meinſt, Alte, wenn wir hundert Jahre alt geworden ſind, was werden wir machen, allzwei?"

Sie ſagte nichts. So war auch er wieder ſtill. Und wie dieſe tiefe, ernſte Ruhe war, und wie Beide ſo eng nebeneinander ſaßen und jedes für ſich hinträumte, da kam ſachte, ſachte in ihre Herzen eine große Traurigkeit. Sie hatten Niemand in ihrem hohen Alter, ſie ſtanden ganz allein . . .

Ein Jährchen ging hierauf hin und noch eins. Da kam einmal ein Tag, an welchem unterwegs im Wald der Franzel ſich langſam aufs Moos niederließ, um ein wenig zu raſten. Sie blieb neben ihm ſtehen und wartete, bis ſie ihm wieder auf die Füße helfen ſollte, denn allein brachte er ſich ſchon allemal etwas ſchwer in die Höhe. Er aber hielt über ſeinen Schoß die mageren Hände gefaltet und ſagte, ſie ſolle ſich doch auch niederſetzen, ihm thue das Raſten heute gar ſo wohl.

Sie blickte jetzt einmal in ſein Antlitz und erſchrak. Er lehnte ſich an ſeinen Korb, ſchloß halb die Augen, und nachdem er ſo ein Weilchen wie geſchlummert hatte, murmelte er:

„Biſt da, Alte? Geh, geh, Lieſel, thu ein biſſel zanken. Es iſt ſo feierlich wie in der Kirchen. Schön iſt's, ſchön iſt's. Aber — die Luft thut ein biſſel drucken. Ah — gut — gut iſt's. Lieſel! Sterben müſſen . . ."

„Um Gottes willen, was treibſt denn?!" Sie rief es ſchmetternd aus.

„Sterben . . ."

Dieſes Wort und dann nichts mehr. Sie hat ihn betreuen wollen, mit feuchtem Gras ihn laben, mit einer Eſſenz ſeine blaſſen Lippen benetzen; ſie hat ſein Haupt in ihren Arm gelegt, hat ſeinen Namen gerufen mit einer Stimme weich und ſüß, in der alle unendliche Liebe lag, die ſie ſeit ungezählten Jahren mit harten Worten in ſich zurückgeſcheucht hatte. Es war zu ſpät. Nach einer Weile, als die Lieſel von ihrer Betäubung ſich erholt hatte, ſtand ſie behendig auf und ſagte:

„Fertig iſt er. Jetzt werden wir einpacken!"

Dann ging ſie, das Begräbniß zu beſtellen. Ein gutherziger Nachbar wollte es für ſie beſorgen.

„Bedank' mich," antwortete ſie ſcharf, „ich brauch' keine Gnad'! Von Niemand keine! Soll Jeder auf ſich ſelber ſchauen!"

Alsdann ging ſie zum Meßner, daß geläutet werde, ging zum Phyſikus, daß er die Todtenbeſchau halte, ging zum Tiſchler, daß er den Sarg zimmere, ging zum Todtengräber, daß er das Grab richte, ging zu den Bauern um, daß vier Männer den Franzel auf den Kirchhof tragen möchten, und ſie ging zum Pfarrer, daß er die Einſegnung halte und die Todtenmeſſe leſe.

Nach zwei Tagen war alles aufs beſte beſorgt. Es geſchah, wie es geſchieht. Als ſie den Sarg hinabſenkten, ſtand das kleine, ſchlanke, alte Weiblein ſtramm vor dem Grabe, den uralten Hut mit der breiten Krämpe tief ins Geſicht hineingebogen. Sie regte ſich nicht. Während der Einſegnung und während des lauten Gebets, das die wenigen Anweſenden verrichteten, ſtand ſie da wie eine Bildſäule.

Als die Leute ſich verzogen hatten, ſtand ſie immer noch ſo. Plötzlich wendete ſie ſich und ging den Todtengräber an:

Was das ſolle? Ob er nicht wiſſe, was ſeines Amtes ſei? Oder ob ſie ſelber das Grab zuſchaufeln müſſe?

Er ging an die Arbeit. Sie ſchaute zu, wie der Sarg durch die hinabrollende Erde verdeckt ward, zuerſt zu Häupten und dann zu Füßen, wie die Grube ſich allmählich füllte, wie nichts mehr war als der ſanfte, erdige Hügel.

„So, Franzel," ſagte ſie dann laut, „mit Dir wär' ich fertig. Jetzt geh' ich auch!"

Stand kaum an ſieben Wochen lang, da haben ſie auch die Lieſel, die „ſchlimme Lieſel", auf den Kirchhof getragen. War aber ſchon zu ſpät und nie ſoll ein getreues Eheweib den Mann ſo lang allein liegen laſſen. Mit den Gräbern armer Leute geht es ſtrenge nach der Reihe, zwiſchen unſer altes Ehepaar hatte ſich bereits ein Soldat gedrängt und ſo ſtehen dieſe zwei Leutchen — wie der witzige Bach-Steffel ſagt — noch im Grab auf dem Kriegsfuß.

Natürlich verhielt ſich das weſentlich anders. Der Soldat war niemand Anderer als der alte Pfründner aus den deutſchen Befreiungskriegen, der Bum-Peter. Wie zu hoffen ſteht, belfert die Lieſel da unten ihn nicht mehr hinaus. So halten ſie gute Kameradſchaft alle Drei, denn Mutter Erde iſt die beſte Friedensſtifterin, und die Lieſel iſt ſehr ſanft geworden.

Die Aepfelträger.

Der Jungbub lag in seinem Bette und dachte bei sich: Jetzt wär's doch schon bald Zeit.

Nachdem der Jungbub dieses gedacht hatte, dachte er eine Weile nichts. Eine erkleckliche Weile. Zu dem Dachfenster schaute die kohlrabenschwarze Nacht herein, im Hof aber krähte schon der Hahn. Nun legte sich der Jungbub auf die linke Seite, denn vorher war er auf der rechten gelegen, aber es war ein Ding, er dachte auch auf der Linken: Jetzt wär's schon bald Zeit, daß ich mich um ein Dirndel umschau.

In diesem Augenblicke pochte es unterhalb des Fußbodens und der Bauer unten in der Stube rief: „Leo! Es ist Zeit!"

Der Bauer sagt's auch, dachte sich der Jungbub und drehte sich wieder auf die rechte Seite.

„Es ist Zeit zum Aufstehen!" rief der Bauer. Zur Bestätigung dessen krähte der Hahn das zweitemal.

„Dummes Geschrei!" brummte der Leo, „ich werd' ja eh nit liegen bleiben."

Als er aus dem Bette ſtieg, machte er einen ernſtlichen Vorſatz. — Schon lang kunnt ich Eine haben, wenn ich kein ſolcher Traumichnit wär'! Was thut denn der Egg-Simmerl? Iſt um ein Jahr jünger als ich und hat alle Samstagnacht ſein Standel beim Fenſterl! Und der Heidel-Max! So oft er einen Finger ausſtreckt, bleibt Eine d'ran hängen. Ich bin auch nicht ſchlechter. Aufs Jahr komm' ich zu den Soldaten. Das Maß hab ich heuer ſchon. Iſt ja eine Schand, Soldat werden und daheim keinen Schatz verlaſſen können. Und wenn ſich der Menſch vor den Weibsbildern fürchtet, was erſt vor dem Feind? Courage, Leo, Courage!

Während dieſer Morgenandacht hatte der Jungbub ſein Gewand angezogen und ſein Haar ausgebürſtet. Wenn man ein Dirndel haben will, muß das Haar ausgebürſtet ſein. Weil er keine Haarpomade hat, ſo netzt er zwei Finger mit der Zunge und ſtreicht damit an den beiden Schläfen die Locken nach vorne.

Als er hierauf die dunkle Stiege hinabſteigt, ſteht unten im Vorhauſe, ganz nahe an der Stiege, die Jungdirn. Er erkennt ſie ſofort, ſtreicht ſogar ein wenig an ihre Achſel, ſagt aber nichts als: „Oha! Da hätt' ich bald wen umgeſtoßen!"

Als er in die Geſindeſtube tritt, denkt er: das iſt dumm geweſen, daß ich ſie nit beſſer angeredet hab, die Regerl, und ihr Eins aufs Göſcherl druckt. Iſt eh ſo wunderſelten, daß die an der Stiegen ſteht.

Der Bauer ſteht am Tiſch und ſchneidet Brot in die Milchſuppe.

„Geh," ſagte er zum Leo, „ſetz' Dich gleich dran. Du mußt heut auf Sanct Mirten hinaus um Aepfel. Zwei Metzen hab ich kauft beim Stadlhofer, faßt's auf, was Platz hat und tragt's heim. Die Regerl geht mir Dir."

Die Regerl geht mit? — Da stutzte der Knab', und jetzt können wir ihn einmal ansehen. Er ist hoch aufgeschossen, aber gefüg (schlank, schmal). Ein schier feines Gesichtel und noch kein Bart. Braune sanfte Augen, die aber manchmal aufblitzen und ein freundliches Feuer zeigen. Wenn der Kopf mit dem Flachshaar nicht etwas zu sehr nach vorn geneigt, die Brust ein wenig mehr herausgekehrt wäre und die Knie nicht die spitzen Knie machten, die sie eben machen, so wär's ein sauberer Bursch. Nun, das wird sich bei den Soldaten schon geben.

Kaum wir also den Jungbuben fest haben, tritt auch schon die Jungdirn in die Stube. Sie ist bereits fer'ig, hat ein Gewand an, das für den Sonntag etwas zu „leicht", für den Werktag zu gut und für ein Aepfeltragen von Sanct Mirten her just recht ist. Die Rege'l schmunzelt ein bißchen, ich weiß aber nicht warum. Ursache hat sie dazu, denn sie ist eine frische, dralle Dirn. Weiß Gott, wie viele Liebhaber sie schon hätte foppen müssen, wenn sie nicht einen Schaden hätte mitten im Gesicht. Mitten in der Oberlippe, wo bei anderen Leuten das feine Rinnlein ist, hat sie eine Scharte bis zur Nase hin, die Leute nennen das Hasenscharte und die Burschen haben das Vorurtheil, daß es sich darauf nicht wohl busseln ließe, „weil die Busseln alle hineinfallen". Diejenigen, welche sich über das Vorurtheil hinaussetzen, sollen sich aber nicht zu beklagen haben.

Nun, jetzt essen sie miteinander die Milchsuppe, dann nimmt er einen Hanfsack und nimmt sie einen Hanfsack, und nachher gehen sie miteinander davon. Es ist noch finster, der Leo geht über den hartgefrorenen Boden voraus, die Regerl geht hinter ihm drein.

„Ist noch nit einmal der Morgenstern auf," sagt er.

„Nein," ſagt ſie, „der Morgenſtern iſt noch nit auf."

„Hopſa!" ſagt er, denn er war über einen Stein geſtolpert.

„Fall nit," ſagt ſie.

Sie kommen in den Wald.

„Thun wir doch ein biſſel ſtader gehn," ſagt die Regerl, „ſonſt kommen wir zum Ländkreuz, eh es licht wird."

„Das macht ja nichts," ſagt er.

„Jeſſas!" ſagt ſie, „weißt es denn nit, Leo, daß es geſpenſtern thut beim Ländkreuz?"

„Geſpenſtern? Alsdann laufen wir, daß wir bald hinkommen, geſpenſtern möcht ich einmal ſehen!"

Denkt ſich die Jungdirn: Wenn Du in Allem ſo viel Courage hätteſt!

„Thun wir uns zuſammenhalten allzwei," ſchlägt ſie vor, „nachher fallen wir nit ſo leicht."

„Thun wir's," giebt der Burſche bei und ſie hängen ſich Arm in Arm ein.

Jetzt iſt's, dachte der Leo, jetzt hab ich ſie bei der Hand, wie es ſo lang mein Verlangen iſt geweſt. Was iſt d'ran? Dran iſt ſchon was, aber ſchamen thu ich mich. Und wenn mir nur eine ſchickſame Red' wollt einfallen.

„Geh'n wir halt miteinander Aepfel tragen, gelt!" ſagt er.

„Geh'n Aepfel tragen, ja," antwortet ſie.

Er ſpürt etwas wie Athemnoth. „Der Fußſteig iſt doch zu ſchmal für Zwei nebeneinand," ſagt er und läßt ihren Arm los. Und gehen hierauf wieder hintereinander. Als ſie jedoch in die Nähe des Ländkreuzes kommen, das am Waldrande ſteht und wo manchmal zur nächtlichen Stund ein geiſterhaftes Lichtlein geſehen oder ein Todtenvogel gehört

wird, hängt ſich die Jungdirn neuerdings an den Leo und weit feſter, als vorhin; denn wer ſo große Angſt vor den Geiſtern hat, der flüchtet ſich gern zu den Leibern.

„Jetzt ſteigt er auf!“ rief der Leo plötzlich.

„Um Gotteswillen, wer?“ hauchte die Regerl erſchrocken.

„Der Morgenſtern.“

Und war auch ſo. Es kam allmählich der Tag, und das bereifte Gras, über welches ſie nun ſchritten, kniſterte immer unter den Füßen.

Wenn wir nur erſt raſten, dachte ſich der Burſche, nachher nehm ich ſie um den Hals. Als die Sonne aufging und ſie an einen Reiſigſtoß gekommen waren, geſtand die Jungdirn, daß ſie ſchon müde ſei. Sie ſetzten ſich auf das Reiſig, ganz nahe ſetzten ſie ſich zuſammen und der Leo dachte: Jetzt kunnt ich ſie ſchön um den Hals nehmen, wenn mir nur die Sonne nit ſo in die Augen ſcheinen thät. Will doch lieber warten, bis es wieder dunkler iſt. Und bös kunnt ſie auch werden, wenn ich jetzt beim helllichten Tag ſo Dummheiten wollt anfangen.

Sie rückten wieder an. Jetzt ging's eine Stunde lang in der ſchönſten Gegend dahin und der Leo freute ſich ſchon auf den Heimweg. Da wollten ſie ſich Zeit laſſen und Aepfel eſſen.

„Ißt Du gern Aepfel, Regerl?“ fragte er ſeine Genoſſin.

„Wer wird denn nit gern Aepfel eſſen?“ gab ſie ſchier unwirſch zurück.

Mittlerweile war allmählich der Himmel trüb angelaufen, und als unſere zwei Leutchen nach Sanct Mirten kamen, begannen zarte Flöcklein zu fallen.

„Jetzt kommt der Winter,“ ſagte der Leo.

„Ist schon den ganzen Weg her so frostig gewesen," antwortete die Jungdirn.

Sie gingen zwischen Obstgärten hin. Die Birnbäume waren schon abgeerntet, auf anderen Bäumen prangten noch die schwellenden Früchte: Buttergelbe Aepfel und blaubereifte Zwetschken. Ein wonniger Anblick für Leute aus dem Hinterberge, besonders wenn sie leckern sind.

„Daß aber bei uns auf dem Hinterberg gar kein Obst wachsen will!" bemerkte der Bursche.

„Auf dem Hinterberg wachst nix Gutes," antwortete die Regerl, „will Eins was haben, so muß man nach Sanct Mirten heraus. Ich möcht am liebsten gleich dableiben."

„Wär nit übel!" sagte der Leo.

So kamen sie glücklich zum Stadlhofer. Der alte Stadlhofer war sehr hager und sehr schlank und durchaus krumm: krumme Beine, krumme Ellbogen, einen krummen Rücken und eine krumme Nase. Zum Glücke nahm er die zwei Leute aus den Hinterbergen nicht krumm, sondern brachte ihnen einen Krug Apfelmost. Die Regerl trank ihn gern süß, wie er war, der Leo hätte ihn lieber etwas mehr gegohren gehabt, denn er war für die „Schneid". Jetzt war auch der junge Stadlhofer da, an dem war nichts krumm, als der Blick, mit welchem er den Jungbuben anschaute. Er schnitt von einem großen Laibe Brot ein Stück ab, schob es der Regerl hin und gab ihr den guten Rath, das weiße Stück Brot in den süßen Most zu tauchen und dann in den Mund zu stecken. Das that die Jungdirn etlichemale und wurde lustig dabei.

Als sie lustig war, gingen die Dreie, der Leo, die Regerl und der gerade Stadlhofer in den Keller hinab, um die Aepfel einzusacken. Da waren an den Wandecken große

Haufen von schönen rothen und gelben Aepfeln aufgespeichert — und während die Beiden vom Hinterberge dastehen und sich hell verwundern über das viele Obst, muß der junge Stadlhofer hinaufgehen und den Alten fragen, von welcher Sorte er einfassen lassen soll. Der Alte redet eine Weile so herum, er möchte nicht die bessere und auch nicht die schlechtere Gattung wegtragen lassen, den jungen Leuten im Keller wird einstweilen die Zeit lang und wie der Leo nachsehen will, wo der Stadlhofer so lange steckt, merkt er, daß die Kellerthür ins Schloß gefallen ist, der Schlüssel steckt von außen und sie sind eingesperrt. Dem Leo sprang vor Schreck alles Blut zum Herzen, die Regerl erschrak nicht, sondern lachte über die Todtenbläße des Burschen. Zum Glücke kam nun der junge Stadlhofer wieder, öffnete und belehrte die Beiden, daß, wenn der Mensch im Keller sei, der Schlüssel niemals außen, sondern stets innen stecken müsse. Er steckte ihn auch in diesem Sinne um. Wie sie hernach Aepfel einfassen sollen, merkt der Leo erst, daß er seinen Sack oben in der Stube beim Mostkruge vergessen hat. Er geht die finstere Stiege hinauf, um ihn zu holen, und dieweilen hält im Keller die Regerl ihren Sack auf und der junge Stadlhofer schüttet ihr mit einer Handschaufel Aepfel hinein.

Wie der Leo von der Stiege herab mit seinem Sacke zur Kellerthür zurückkommt, ist sie wieder in das Schloß gefallen und diesmal steckt der Schlüssel von innen. Alsbald schlägt er einen Höllenlärm, denn es ist kein Spaß — Die drinnen können im Keller bei verschlossener Thür leicht ersticken. Zu seinem Troste hört er ein Lebenszeichen.

„Heißt das Aepfel einfassen?" schreit die Regerl hell, „ich nehm, was mein Bauer gekauft hat, und sonst nichts."

Endlich war die Thür wieder offen und nun wurde der Sack des Leo angefüllt. Hernach band sich der Bursche seine Last auf den Rücken, und die Jungdirn that dasselbe mit der ihrigen. Der gerade Stadlhofer half ihr dabei. Als sie — der Leo voran, die zwei Anderen hinterdrein — die Stiege hinaufgingen, flüsterte der junge Stadlhofer dem Dirndel ins Ohr: „Denk halt manchmal ein wenig an mich."

„Kunnt mir einfallen!" rief die Regerl, „ich hab an mich selber zu denken."

„Ist das Dein Ernst?" fragte er.

„Ja, zum Spaß machen ist's mir zu finster, da auf der Stiegen."

Der Stadlhofer legte seinen Arm um den vollen Sack, den die Jungdirn auf dem Rücken trug und sagte geschmeidig: „Wirst doch an mich denken, ich wett drauf!"

Draußen war alles weiß, und dicht fielen vom Himmel die Flocken. Die Obstbäume neigten tief ihre Aeste, denn an den Rest des Laubes schmiegte sich der Schnee. Unsere beiden Aepfelträger schritten fürbaß, der Leo voran, die Regerl hintendrein. Er trat ihr den Pfad und fragte manchmal: „Tragst schwer, Regerl?"

„Der Sack ist nit gering," antwortete sie. Doch nach einer Stunde, als der Bursche in dem immer dichter werdenden Schnee unter seinem Bündel keuchend dahinschritt, ging die Jungdirn immer noch hübsch aufrecht. Ihm ward ums Rasten, sie war noch gar nicht müde.

„Schcm Dich!" rief sie ihm zu, „Du bist ein Mannsbild und ich ein Weibsbild. Und ich bin stärker wie Du."

„Ich wollt mich gern schamen," versetzte er, „aber es wird halt nicht viel helfen. Mein aufgebundener Buckel druckt mich sackerisch."

„Geh, was Du ſagſt!“ lachte ſie, „ſo ein Sackel tragen iſt ja ein Kinderſpiel! Man gewohnt's, und ſtatt ſchwerer, wird's alleweil leichter. Man gewohnt's.“

Es dunkelte ſchon der Abend, als ſie durch den Wald hinanſtiegen gegen ihr Bauernhaus auf dem Hinterberge. Da blieb die Regerl plötzlich ſtehen und ſagte: „Leo, jetzt ſchreckt mich was!“

Er wendete ſich nach ihr um.

„Jetzt getrau ich mich nit, nach meinem Apfelſack zu ſchauen,“ ſprach ſie ganz verzagt. „Ich hab hinten was hinabpatſchen gehört. Jeſſas Maroſſas! Leo, mein Apfelſack hat die Schwindſucht kriegt!“

Und jetzt nahmen ſie es wahr. Das Rückenbündel der Jungdirn hatte unterhalb ein Loch und da war den langen Weg her nach und nach Apfel um Apfel herausgeſchlüpft und in den weichen Schnee gefallen. Mehr als zur Hälfte war der Sack jämmerlich eingeſchrumpft und die Regerl wollte vor Schreck ſelber in den Schnee fallen. Sie fiel aber nur an den Leo hin, der feſtgeſtemmt daſtand.

Als ſie ſo weit wieder zu ſich kam, ballte ſie die Fäuſte und rief mit Zähneknirſchen: „Du verfluchter Stadlhoferbub, Du hölliſcher!“

„Was kann denn der Stadlhofer dafür!“ ſagte der Leo.

„Der jung Stadlhofer, der hat mir den Sack aufgezwickt!“ ſchrie ſie, „ah, darum hat der Lump geſagt, ich thät ſchon noch an ihn denken, er wollt drauf wetten. Weil ich ihn nit mag, den ſchlechten Lotter, ſo hat er mir das angethan. Den Apfelſack hat er mir aufgezwickt. Jetzt weiß ich's. Wie wir über die Kellerſtiegen ſind gegangen und er mir ſeinen Arm ſo hat umgelegt, da iſt's geſchehen. Oh, Du verdangelter Spitzbub, Du!“

„Was hilft das Geſchrei!“ ſagte der Jungbub, „das Loch haſt, da hilft Dir alles nichts, und die Aepfel ſind auch hin.“

„Aber Jeſſeles, na, was fang ich jetzt an?“ klagte ſie, „was wird mein Bauer ſagen!“

„Fürs erſte,“ verſetzte der Burſch, „ſtopfen wir einmal die Klaft zu.“ Er that's mit Flechten, die er von einem Fichtenbaum geriſſen. „Nachher ſchütt' ich Dir von meinem Sack in den Deinen Aepfel über und ſagen zum Bauer, wir hätten in dem Höllenwetter nit mehr als ſo viel tragen mögen und das Weitere werd ich mit dem Stadlhofer abmachen.“

So geſchah es. Und als ſie wieder dahingegangen waren und ſchon gegen das Haus kamen, blieb die Regerl noch einmal ſtehen, wendete ſich gegen den Jungbuben und ſagte: „Wenn Du nur um Gotteswillen kein ſo eiskalter Holzklotz wäreſt! Schau, Du biſt ſonſt ein guter Kerl!“

„Meinſt?“ entgegnete er und guckte ſie ein wenig ſchief an. „Regerl, paß auf, bis der Holzklotz erſt brennend wird! Der macht Dir noch warm. Paß auf.“

Ihr Leute, das war ein prophetiſches Wort. Schon in der allernächſten Zeit entzündete ſich der „eiskalte Holzklotz“ und es entſtand ein ſolches Feuer, daß es in der Kammer der Regerl ſonnenlicht war, Tag und Nacht.

„Ich weiß nur ein Mittel, es zu löſchen,“ ſagte der Bauer auf dem Hinterberge, „wenn das nichts nutzt, dann iſt's unlöſchbar. Heiraten wir ſie zuſammen.“

Nach einigen Jahren geſchah das — die wabende Lohe verloſch allmählich, aber die Gluth gloſt roth und manchmal Funken ſprühend noch immer fort und erwärmt das Häuschen des Ehepaares.

Der gerade Stadlhofer aber, der iſt krumm geworden, wie ſein Vater einſt geweſen; er haucht ſich manchmal in die Hände, denn es fröſtelt ihn und in ſeinem Hauſe iſt keine Gluth, welche die finſteren Winkel erhellen und ſein Leben erwärmen könnte.

Auch hat er längſt keine Aepfel mehr zu verkaufen.

Der getaufte Zigeuner.

Sonntag Vormittag. Der große Bauernhof steht in der Einsamkeit zwischen Bergen und Wäldern. Im Hause huschen zwei junge Weibsleute auf den Zehenspitzen umher von einem Fenster zum anderen, gucken hinaus, schlagen die Hände zusammen und in ihren bleichen Gesichtern ist Schreck und Angst. Auf die Uhr schauen sie. Noch zwei Stunden, bis die Leute von der Kirche heimkommen — und draußen vor dem Hause sind die Zigeuner.

Es sind ihrer ein großer Schwarm, und ihr Aussehen ist zum Lachen und Weinen. Allerlei Art von Kleidung haben sie an und sind zerlumpt dabei. Die Mannsbilder schlank, hager und braun im Gesicht schier wie der Mohr bei den heiligen drei Königen. Kohlschwarzes Haar, das bei den Männern so lang ist wie bei den Weibern. Die Augen sind wie glühende Kohlen auf weißer Asche. Etliche sind gar nicht übel. Einer hat einen gelben Bauernpelz am Leibe, mitten im Sommer, aber keinen Schuh an den Füßen; hingegen den schwarzen Schnurrbart in langen Hörnern aufgespitzt und einen Nasenzwicker wie der Kaufmannsknecht am Sonntag.

Ein Anderer ist im Lodenmantel und hat einen hohen weißen Seidenhut auf. Einer ist sehr dick und watschelt mit in Lappen gewickelten Füßen um. Die Weiber haben bunte Fetzen, die einmal schön gewesen sein müssen, an ihren Leibern hängen, oder sind halb entblößt; die Kinder, fast ganz nackt, drudeln sich unter den Füßen der Erwachsenen umher, oder klettern an ihnen empor wie Eichhörnchen an den Baum, oder liegen in Bündeln den Weibern am Rücken oder an der Brust — zu vergleichen mit Beutelthieren, wer von Naturgeschichte etwas weiß. Einige der kupferfarbigen Gesichter sind so häßlich, daß die heimlichen Beschauerinnen hinter dem Fenster Fieberschütteln davon bekommen. Andere sind wieder so schön wie die Heiligenbilder in der Kirche, was ebenfalls Fieber giebt. Besonders Einer ist darunter, anzuschauen wie der Jünger Johannes; ein blutjunger Mensch. Dem gehen die pechschwarzen Haarfetzen ganz wild quer über die Stirn, der hat ein so schreckbar feuriges Auge, daß man meint, wie er jetzt auf den Dachfirst blickt nach den Hühnern, es müßte das Strohdach zu brennen anheben. Dabei hat er ein blasses, schmales Gesicht, als wäre er eben von einer schweren Krankheit aufgestanden, und über den aufgeworfenen Lippen ist das schmale Streifchen eines jungen Bartflaumes. Außer einem schwarzen Beinkleid und einem fast weißen, aber zerlumpten Hemde hat dieser Mensch gar nichts am Leibe, hingegen funkeln unter seinem Haar Ohrgehänge hervor.

Das ist der Einzige, der schweigend und forschend umherschaut; alles Andere schreit, krächzt, trällert, flucht, singt und lacht, daß es nur so surrt in der Luft, manchmal ist's, als käme der Lärm nicht aus menschlichen Kehlen, sondern aus fremdartigen Instrumenten.

Anfangs, als der Schwarm nahe gekommen, hatte der Kettenhund scharf angeschlagen, da war der Dicke an den Kobel gesprungen, hatte dem Thiere etwas hingeworfen, worauf dies sofort verstummte. Dann waren Etliche laufend an die Hausthür gekommen, hatten an derselben gerüttelt, gestoßen, geschlagen, als sie aber nicht aufging, eilten sie an die Fenster, kletterten zu den Dachluken empor und suchten auf allerlei Art ins Haus zu dringen. Es ging aber nicht; die Fenster hatten starke Gitter und die Dachluken waren zu eng. Als sie merkten, daß es mit dem Eindringen in das Wohnhaus nichts war und auf grelles Rufen auch Niemand öffnete, huben sie an, die Ställe und Scheunen zu durchstöbern. Allein das Vieh war mit den Hirten auf der Weide. Nur die Schweine liefen auf dem Anger herum und ließen sich von zwei mageren Burschen, die ihnen nachstellten, nicht erwischen. Ein paar Weiber machten sich über den Trog her, der vor dem Schweinestall aufgestellt war, um an den Resten von Milch und Erdäpfeln sich und die Kinder zu atzen. Dann standen ihrer Mehrere zusammen und beriethen sich, wie sie in das Haus kommen könnten. Es wäre allem Anscheine nach Niemand zu Hause, und so würden sie sich von den Vorräthen bequem das Wünschenswertheste aneignen können. Hierauf lehnte Einer einen Leiterkarren an das Dach, nahm unter den Arm, wie man Holzblöcke trägt, einen kleinen nackten Rangen und schleppte ihn empor, um ihn oben zur Dachluke hineinzustecken. Der Kleine konnte dann vielleicht die Thür von innen öffnen.

Die zwei Weibsleute drinnen — die siebzehnjährige Tochter des Hauses und ihre Muhme, die dreiundzwanzigjährige Küchenmagd — merkten alsbald den Plan und beriethen sich eilig, was dagegen zu thun sei.

Die Küchenmagd wollte das Dachfenſter verrammeln, was aber die Gegenwart unſtreitbarer Hausbewohner verrathen haben würde. Die Haustochter war der Meinung, das Knäblein bei der Dachluke hereinzulaſſen, es dann aber zu verhindern, daß die Thür aufgehe. — Angenommen.

Das dünne Zigeunerbübel, die Uebung zu derlei ſchon in allen Gliedern, kriecht behendig zur Dachluke herein, purzelt dann auf die Dielen, ſchlägt ſich über, iſt ſchon wieder auf den Beinen, taſtet ſich vorſichtig im Dunkeln weiter, kommt zur Stiege, klettert haſtig und lautlos dieſelbe hinab, und wie es im Vorhauſe zur Thür huſchen will, läuft es in die ausgebreiteten Schürzen der beiden Weibsleute. Im nächſten Augenblicke iſt es eingewickelt wie ein Fatſchkind, daß es wie ein ſolches daliegt, ſich nicht rühren und nicht ſchreien kann.

Nun, da hätten ſie es. Was aber jetzt damit anfangen? Kommt der Knabe nicht vor, meldet er ſich nicht, ſo wird man die Thür mit Gewalt öffnen und dann geht es den Haushüterinnen ſchlecht! Zudem kann der Wurm erſticken. So überlegten ſie.

An einem halbverhüllten Fenſter ſpähten ſie hinaus und ſahen, wie ſich der Schwarm ſchon erwartungsvoll an der Thür zu verſammeln begann und deren Aufgehen erwartete. Die Männer faßten ihre Knüppel feſter in die Fauſt, Einer zog aus ſeinem engen Beinkleide etwas Funkelndes, Dolchartiges hervor und prüfte deſſen Spitze, indem er ſie heftig in die Holzwand ſtieß. Nur der heilige Johannes war allein ſtehen geblieben dort am Brunnen. Er that, als ob er ſich waſchen wollte.

„Der wird ſein Lebtag nicht weiß!“ flüſterte die Haustochter, als ſie vom dunklen Vorhauſe durch das Guckloch lugten.

„Wäre auch ſchade," entgegnete die Küchenmagd.

Die Vorgänge an der Hausthür wurden immer drohender. Die Küchenmagd machte den Vorſchlag, den Knaben zur Dachluke wieder hinauszuſtecken.

„Nachher ſtürzt er hinab und iſt hin!" gab die Haustochter zu bedenken.

„Wär's ein Schad um ihn?" fragte die Andere.

„Mir thät's doch leid," ſagte dieſe, „'s iſt kein junger Hund."

„Aber auch nicht was viel Beſſeres," ſo die Andere.

„'s iſt ein Menſchenkind," verſetzte die Haustochter, „und kann nichts dafür, daß ſeine Eltern ſtehlen wie die Raben. Ich möchte es gleich behalten und auferziehen. Du ſollteſt ſehen, was das für ein lieber Kerl werden müßte."

„Kannſt Dir ihn ja ausbrüten und nachher heiraten!" ſpottete die Andere.

„Wo iſt er denn?" flüſterte die Haustochter, denn wie ſie nun nach dem Zigeunerjungen zu Boden blickte, war er nicht da; wohl aber die leere Umwickelung. Als ſie wieder zum Fenſter hinausguckten, lief das nackte Knäblein, ohne daß zu erklären war, wie es hinausgekommen, zwiſchen den Zigeunern um, und dieſe hatten eine andere Richtung genommen.

Vom Felde war der Hirt heimgekehrt, ein junger kräftiger Kerl. Als er das Geſindel ſah, machte er mit der Peitſche einen Knall und rief: „Was will die Bande da an meinem Haus?"

Jetzt liefen ſie auf ihn zu und während die Männer ihn angingen um jenen Inhalt von Tabakspfeifen, nach welchem die Zigeuner mit ſolcher Begierde fahnden, überhäuften ihn die Weiber mit den lebhafteſten Schmeichelworten und eines griff nach ſeiner Hand, um ihm wahrzuſagen.

„Meinetwegen!“ rief der muntere Burſche, „laſſen wir uns einmal anlügen.“

Dagegen verwahrte ſich die Zigeunerin mit einem langen „Oh!“ und dann hub ſie an, in den Linien der inneren Hand aufmerkſam leſend, ſein Schickſal zu entſchleiern. — Verdruß ſteht bevor. Auch eine Krankheit. Ein Weibsbild iſt im Spiele. Einen Freund hat er, der aber falſch iſt. Doch wird die Liebe ſiegen und er wird eine ſchöne, brave Frau auf dieſen ſeinen Hof führen, ein hohes Alter erreichen und in Hunderten von Jahren wird auf dieſem Hofe ſein Stamm noch immer fortleben.

„Dieſer mein Hof!“ lachte der Burſch. „Aber der gehört ja gar nicht mein!“

„Seid Ihr nicht — Jungbauer?“ fragte die Zigeunerin. „Ihr habt ja vollen Sack!“ Damit taſtete ſie an die Taſche ſeines Beinkleides, an welcher in der That ein Knötlein zu bemerken war.

„Na, nur heraus damit!“ rief der Burſche. Da fuhr ſie mit der Hand gierig hinein und brachte eine gegärbte Thierblaſe zum Vorſchein, in welcher ſich ein Knäuel lebendiger Regenwürmer befand.

„In dieſen Hausthieren beſteht mein ganzes Vermögen,“ lachte der Hirt. „Hab ſie gerade geſammelt draußen auf dem Feld, auf Mittag, gut abgeſchmälzt, wenn Ihr mithalten wollt.“

Enttäuſcht und ärgerlich ob der verlorenen Liebesmüh' wandte ſich das Weib ab; umſomehr beſtürmten ihn nun die Anderen, daß er ſie ins Haus führe und ihnen Milch und Brot ſchenke.

Der Hirt tauchte mit beiden Händen die Anſtürmenden von ſich und meinte, Milch und Brot ſeien auf anderem

Wege zu erreichen, die Milch sei noch auf der Wiese, das Brot auf dem Felde, wenn sie mitgehen wollten, das Gras zu mähen und das Korn zu schneiden.

Mitleidig grinsten sie ihn an auf solchen Vorschlag. Wie könne man einem Zigeuner die Erniedrigung zumuthen, zu arbeiten! Dafür sei der Bauer da.

Der heilige Johannes hatte sich mittlerweile hinter den Wirthschaftsgebäuden verloren, dort auf dem Anger jagte er einem rundlichen Schweine nach. Endlich an der Zaunecke hatte er es, selbst der Länge nach auf den Boden hinfallend, schon am hinteren Fuße erwischt, aber das Geschrei des Thieres lockte den Hirten herbei, das Schwein entkam grunzend und der junge Zigeuner sagte wehmüthig lächelnd, er habe nur zeigen wollen, wie man Schweine fängt.

„Und weißt nun, wie man sie nicht fängt," lachte der Hirt.

Zur Zeit kehrten auch die Kirchengeher heim. Der alte Bauer bekreuzte sich, als er an seinem Hause das zerfahrene Gesindel sah, dann warf er etliche Kreuzer hin und erhob seinen Stock mit der schneidigen Bedeutung gegen die Zigeuner, daß sie sich davon machen sollten. Knurrend und girrend und winselnd verzogen sie sich hinaus gegen die Landstraße.

So waren die zwei Mädchen im Hause glücklich gerettet und sie konnten wunders nicht genug erzählen, was sie für Angst ausgestanden hätten.

Als es hernach zum Mittagessen wurde und die Haustochter mit dem Kruge ging, um Trinkwasser zu holen, stand am Brunnen der junge Zigeuner, welcher so sehr an den heiligen Johannes erinnerte. Mit seinen schreckbar schönen

Augen ſchaute er traurig auf das Mädchen und bat es in einem Tone, der wie Trauerglocken klang, um einen Trunk Waſſer.

Das Mädchen betrachtete ſeinen rothen Mund, der kam ihr nicht ſo vor, als müßte man ihm den Schnabel des Kruges verweigern, aus welchem auch Andere trinken ſollen. Sie reichte ihm das Gefäß, er trank aber nur einen Schluck, dann legte er ſeine Hand an das lockere Hemd, das ihm die Bruſt bedeckte und ſprach die Worte: „Hunger! Hunger!"

Die Haustochter wandelte ein ſo großes Mitleid an, daß ſie ihm eine Schüſſel mit Fleiſchbrühe und Mehlklößen zum Brunnen tragen ließ.

Als die Leute nach dem Mittagsmahle in der Stube an Tiſch und Bänke hinknieten, um ein gemeinſames lautes Dankgebet zu ſprechen, kniete plötzlich auch der junge Zigeuner darunter. Er ſchielte auf ſeinen Nachbar hin und machte es genau ſo wie dieſer. Nach dem Gebete fiel er erſt auf. Er ſchüttelte ſeine pechſchwarze Mähne, ſprang dann mit vorgeneigtem Haupte lautlos — denn er war barfuß — zum Hausvater hin und faltete vor dieſem die Hände.

„Was willſt Du denn," herrſchte der Bauer den fremden Geſellen an.

„Dableiben, dableiben!" ſtieß der Zigeuner hervor. „Nicht betteln! nicht ſtehlen! — Arbeiten! Brav ſein! Chriſt werden!"

„Chriſt werden!" rief der Bauer aus. „Biſt Du denn keiner?"

Der Zigeuner ſchüttelte traurig das Haupt.

„Biſt Du ein Heide?"

„Taufen laſſen!" ſagte der ſchwarze Burſche mit bebender Stimme und ſtreckte ſeine gefalteten Hände dem Bauer entgegen.

Dieſer blickte überraſcht um ſich im Kreiſe der Seinen. „Da ſchaut mir dieſen Menſchen an!“ murmelte er. „Das iſt etwas Neues.“

Er ſprach mit ſeinem Weibe, dann ſetzte er ſich an den Tiſch und winkte dem Zigeuner. Dieſer haſtete zu ihm hin.

„Wie heißeſt Du?“ fragte ihn der Bauer.

„Weiß nicht!“

„Wer ſind Deine Eltern?“

Der Burſch zuckte die Achſeln.

„Was haſt Du bisher aetrieben?“

„Umgelaufen.“

„Iſt es Dein Ernſt, Burſch?“ fragte ihn der Bauer mit ſehr ſtrenger und würdevoller Miene, „iſt es Dein heiliger Ernſt, daß Du Chriſt werden willſt?“

Der Burſche nickte mit dem Haupte und wie er jetzt die Hände ſo kreuzweiſe über der Bruſt hielt, war es, als erwarte er ſchon im Augenblick auf ſeinem Scheitel das Taufwaſſer.

„Wir wollen zu unſerem Herrn Pfarrer gehen,“ ſagte der Bauer. „Ich will Dein Taufpathe ſein —“

Der Zigeuner ſtürzte vor ihm nieder, umarmte und küßte ſeine Beine.

„Na, ſchon gut, ſchon gut. Du wirſt dankbar ſein. Du bekommſt den chriſtlichen Glauben. Dann bleibſt Du in meinem Haus, wirſt das Arbeiten lernen, fleißig ſein und Dich immer gut aufführen.“

Er war ganz gerührt, der Großbauer, da er ſo ſprach. Noch an demſelben Tage ließ er dem Burſchen einen Zuber mit warmem Waſſer und Seife geben, ferner einen braunen Rock, ein Paar Stiefel und einen ſchwarzen Strohhut, und dann führte er ihn hinab in das Dorf zum Herrn Pfarrer.

Der Pfarrer wollte ihn ein wenig prüfen, aber da ſtellt ſich eine grauenhafte Unwiſſenheit heraus. Nur vom Teufel hatte der junge Zigeuner ſchon etwas gehört; daß ein allmächtiger Gott iſt, der Himmel und Erde regiert, davon wußte er gar nichts. Hingegen war ihm bekannt, daß die Chriſten nicht Hunger leiden müßten und in den Himmel kämen.

„Vor Allem, mein Sohn, wirſt Du Deine Ohrgehänge ablegen," befahl ihm der Pfarrer, „ſie ſind zwar nur aus Glas, trotzdem aber ein Zeichen der Hoffart."

Mit großer Fertigkeit riß der Zigeuner die beiden Gehänge aus den Ohren und ſchob ſie raſch in den Sack.

Hierauf hielt der Pfarrer eine ſchöne Lehre, gab ihm Verhaltungsmaßregeln zur Vorbereitung auf das heilige Sacrament. Dann ertheilte er ihm einſtweilen eine Art von Nothtaufe und nannte ihn Johannes. Der Großbauer that ſeinen Lederbeutel auf und gab dem Täufling als Taufgeſchenk einen alten Silberthaler, nach welchem der Burſche mit Gier griff und den er haſtig in ſeinem Hoſenſacke verbarg.

Der Hirt hatte ſich denſelben Nachmittag damit vertrieben, daß er unten in der Schlucht, wo der Bach floß, ſeine Regenwürmer an die Fiſchangel ſtreifte und damit Forellen fing. Die Haustochter aß gern gebratene Forellen, das wußte er; ſein Spaß wiederum war mehr das Fangen, als das Eſſen.

Die Haustochter dachte aber heute nicht an Forellen, ſondern chriſtlicherweiſe an den Täufling. Sie blickte der Heimkunft des Neugetauften mit Erwartung entgegen. Wenn er ſchon als Zigeuner ſo ſchön war, um wie viel ſchöner wird er erſt als Chriſt ſein!

Sie ſollte ein bißchen enttäuſcht werden. Der Pathe hatte ſeinen Täufling im Dorfe zum Haarſchneider geführt

und jetzt waren die schönen schwarzen Locken weg. Jetzt sah man, was er für breite Backenknochen hatte und für eine lange Nase; aber hübsch war er immer noch und Haare wachsen wieder!

„Oh die Haare wachsen,
Und die Wänglein blühen,
Und die Beine hüpfen,
Und die Arme winden
Sich um Deinen Nacken,
Und die Lippen zuckend
An Deinen saugen,
Bis die blauen Flammen
Schlagen über Dich und
Ueber mich zusammen. —
Oh Geduld, mein Täubchen,
Sieh', die Beine hüpfen
Und die Arme winden
Sich um Deinen Nacken,
Und die Wänglein blühen
Und die Haare wachsen!"

Dieses fremde Liedchen trillerte an einem der nächsten Tage Johannes, als er mit dem übrigen Gesinde, den Rechen auf der Schulter, ins Heu ging.

Die Haustochter blieb den ganzen Nachmittag auf der Wiese in seiner Nähe; er rechte, er stand aufrecht und blickte träumerisch drein, aber das Liedchen hat er nicht mehr gesungen.

Der Getaufte ließ sich nicht übel an. Besonders verwendbar war er bei den Pferden, und wenn er hinwärts auch einen Düngerkarren zu führen hatte, heimwärts saß er wie ein echter Magyar auf dem Rappen, so daß dem Haustöchterlein, wenn es ihn heranreiten sah, angst und bange

wurde. — Wenn es ihm einfällt, ſie zu faſſen, aufs Roß zu heben und mit ihr, wie es im Märchen ſteht, durch Nacht und Wind in den finſteren Wald zu reiten, ſie kann ſich nicht erwehren, ſie iſt zu ſchwach.

Allein Johannes betrug ſich ſehr ſittſam, war fleißig und ſtill, ſo daß der Bauer ihn faſt lieb gewann und er den Burſchen als Beiſpiel aufſtellte, wie — ſei nur der richtige Taufpathe zur Hand — aus einem verworfenen Heiden ein guter Chriſt und braver Menſch werden könne! Dabei konnte der Großbauer es ſich nicht verhehlen, daß in dem ſchlanken Jünglinge eine manchmal faſt unheimliche Hoheit lag; ſeine ſchweigſame Lippe, ſein ernſt glühendes Auge, ſeine breite Stirn, die weiß wie Marmor blieb, ſo ſehr auch die heiße Juli- und Auguſtſonne alles Andere bräunte.

Der Hirte war der Erſte, der in dem Weſen des Haustöchterleins eine ſeltſame Unruhe bemerken wollte. Er theilte ſeine Wahrnehmung dem Bauer mit, dieſer lachte ihn aus und rief, er glaube es wohl, daß die einheimiſchen Burſchen ſich darüber ärgern müßten, wenn ein Fremder ihnen den Rang abzulaufen ſuche. Johannes that indeß nichts desgleichen. Er hielt ſich gern im Freien auf, ſchaute manchmal ſinnend dem Schäkern der Schafe, dem Wühlen und Springen der Schweine zu auf dem Anger, als ergötze es ihn, daß die jungen Ferkel Sauerampferwurzeln ausgruben und die alte Fette beſchaulich im weichen Lehme lag. Wildes Obſt liebte er, zog auch bisweilen eine Feldrübe oder einen gebratenen Kukuruzzapfen dem geregelten Mittagstiſch vor. Nur nach Einem plangte er: wenn die Knechte ihre Tabakspfeifen hinlegten, machte er ſich mit Begier daran, um noch die Reſte des Inhaltes zu genießen. In ſolchen Momenten loderte in ſeinem Auge ein Feuer auf, das wahrhaft erſchreckend

war. Wenn dieſe Leidenſchaft einmal einen anderen Lauf nehmen ſollte — Alles wäre verloren!

So ging der Spätſommer ſeiner Neige zu. Die Scheunen und Vorrathskammern waren gefüllt, das Maſtvieh hatte ſich vortrefflich entwickelt und man ſah dem Winter mit Behagen entgegen.

Am Sonntage vor Allerheiligen ließ der Großbauer in ſeiner Pfarrkirche ein Dankamt halten für das geſegnete Jahr. Sein Weib und ein Theil ſeines Geſindes waren mit in der Kirche; zum Nachmittagsgottesdienſt ſollten ſich auch ſein Töchterlein, der Weidknecht und die Uebrigen einfinden, die am Vormittage das Haus zu hüten hatten.

Bevor das Amt noch zu Ende war, kam ein Nachbar in die Kirche, ſchritt an den Stuhl des Großbauers und zupfte dieſen ein wenig am Aermling, daß er eilends mit ihm hinauskomme. Vor der Thür fragte er den Großbauer: „Haſt Du Deinen Johannes heut' irgend wohin geſchickt?"

„Ich? den Johannes?"

„Haſt Du ihn nicht mit dem Roß ausgeſchickt?"

„Warum?" fragte der Bauer. „Der Johannes thut daheim haushüten."

„Er allein?"

„Der Weidknecht auch, die alte Einlegerin und meine Tochter. Sie kommen aber am Nachmittag in die Kirche."

„Dann weiß ich nicht, wie das iſt," ſagte der Nachbar. „Wie ich vorhin bei der Nagelſchmiede heraufgegangen bin, habe ich auf der Landſtraße Deinen Johannes dahinreiten geſehen, auf dem Rappen, und ſchon wie der Sturmwind ſag' ich Dir."

„Geh, plauſch nit!" entgegnete der Großbauer. „Dem Johannes habe ich angeſchafft, daß er die Pferde in den

Schachen führe und acht habe, daß ſie nicht davongehen. Ich kann mich auf ihn verlaſſen, er iſt ein gewiſſenhafter Menſch, ich bin ſein Taufpathe, wie Du weißt."

„Und mit dieſen Augen hab ich ihn davonreiten geſehen," rief der Nachbar. „Er hat noch etwas bei ſich auf dem Roß gehabt, und das iſt's eben, was mir verdächtig vorkommt."

„Noch was bei ſich gehabt?" fragte der Großbauer mit ſtarrem Geſichte.

„Ein Menſch," berichtete der Nachbar mit Beklommenheit, „oder ſo was muß es geweſen ſein, ich hab's nicht genau geſehen, er hat es ſo quer vor ſich liegen gehabt, nur ein Arm oder ein Bein, oder was es geweſen, iſt an einer Seite herabgehangen."

Der Bauer erblaßte.

„Er kann wohl — noch nicht weit ſein," ſtammelte er.

„Oh Gott, der iſt ſchon draußen auf der Steppau. Wie geſagt, geritten iſt er wie der Teufel."

Eine namenloſe Angſt hatte den Bauer erfaßt. Alsbald rief er ſeine Leute zuſammen aus der eben der Kirche entſtrömenden Menge. Ein paar Knechte mußten eilends die Landſtraße entlang, um nach dem Reiter zu forſchen; er ſelbſt eilte ſeinem Hofe zu. Die Großbäuerin, einer Ohnmacht nahe, konnte nicht weiter, er eilte ihr voraus. Eine gräßliche Möglichkeit war ihm eingefallen. Er erinnerte ſich an die unheimlichen Blicke, die Johannes in letzterer Zeit manchmal ſeinem heranreifenden Töchterlein zugeworfen. Hatte ſich der Bauer doch ſelbſt ſchon mehrmals etwas Liebes gedacht. — An der Einpfrängung, wo ſein Beſitzthum anhub, kam ihm ſchon der Weidknecht entgegen: „Fort! Fort mit dem Roß! Mit ihr!"

„Mit ihr? Mit wem?"

„Mit ihr! Ich glaube, umgebracht hat er sie."

„Jesus Maria!"

„Am Vormittag sah ich sie noch auf dem Anger. Oh Gott, wir hatten uns Alle schon so gefreut auf sie! Vielleicht sind sie aber noch einzuholen, ich lauf' den Fußsteig über die Stederleiten!" Und war davon.

Den Angstschweiß auf der Stirn, nahte der Bauer seinem Hof. Dort lief zur Thür heraus sein Töchterlein: „Vater! Vater! Fort ist er mit dem Roß, mit der fetten Sau!"

Jetzt athmete er auf, lachte auf und halste sein Kind. „Weil nur Du — gesund bist. Das Andere ist zu ertragen!" —

Im Schachen sah man noch das Blut, dort hatte er sie getödtet, um die Entführung bequemer ausüben zu können.

Am Abende erst kehrten die Knechte zurück von der Verfolgung: „Da kann man schon machen, was man will, Zigeuner bleibt Zigeuner!" Das war das Einzige, was sie von dem Missethäter zu sagen wußten. Des Weiteren hatten sie von ihm nichts gehört und nichts gesehen.

„Nur eins möcht ich noch erleben auf der Welt!". seufzte der Großbauer, „diesen Lumpen möchte ich hängen sehen!"

„Soweit ich ihn kenne, wird er seinem Taufpathen dieses Vergnügen nicht machen wollen," bemerkte der Hirt, der manchmal ein überaus keckes Mundwerk hatte.

Um so stiller war die junge Haustochter und man wußte nicht recht, wie sie sich insgeheim zu der ganzen Geschichte verhielt.

Trat eines Tages, sie saß in der Stube allein beim Spinnrade, der Hirt zu ihr, setzte sich an ihre Seite und sagte gedehnt und scheinbar träge: „Bin ich doch begierig,

ob wir in dieſem Winter das Schweinerne werden entbehren müſſen.“

„Iſt denn Dir gar ſo viel ums Eſſen?“ fragte hin das Mädchen.

„Das Eſſen iſt mir nicht zuwider, voraus, wenn's was Gutes iſt,“ antwortete er. „Und wenn ich einmal nichts zu eſſen hab', nachher fang ich eine Liebſchaft an. Na ja, weil es heißt, verliebte Leut' thäten nicht viel eſſen.“

Das Mädel lachte.

„Die Weibsleute ſagen, ich wär' kein übler Burſch!“ ſprach er munter.

Das Mädel ſchaute ihn an.

„Und Dein Vater ſagt, ich wär ein braver Kerl.“

„Au!“ rief ſie.

„Und was ſagſt Du dazu?“ fragte der Hirt.

„Ich denk' mir meinen Theil.“

Er ſetzte ſich näher zu ihr, zupfte vom Rocken ein paar Fädchen hervor und flüſterte: „Wär ich Dir recht?“

„Wenn Du ſo ſchwarz Haare hätteſt,“ ſagte ſie leiſe.

„Die hab' ich nicht,“ entgegnete er, denn die ſeinen waren rothblond.

„Oder wenn Du ſo dunkle Augen hätteſt,“ ſagte ſie.

„Die habe ich nicht,“ denn die ſeinen waren waſſerblau.

„Oder, wenn Du ſo gut reiten könnteſt,“ ſagte ſie.

„Das kann ich wohl, wenn ich ein gutes Roß habe.“

„Und wenn Du mit dem Roß nicht davon ritteſt!“

„Davon reit ich Dir nicht!“ rief er, da waren die zwei jungen Köpfe auch ſchon nagelfeſt beiſammen.

Nicht lange, und der Großbauer wußte vom ganzen Handel. Da mußte der Hirt aus dem Hauſe. „Zwei, drei Jahr in einen anderen Hof als Vorknecht,“ ſagte der Bauer,

„ſtellt ſich dieweilen nichts dagegen, ſo kommſt nacher wieder und wir reden davon.“

Die drei Jahre gingen hin, dagegen ſtellte ſich nichts, der Burſche kam und ſie redeten davon. Sie beredeten nicht das Ob, ſondern das Wann. Und das Wann war ſchon in drei Wochen.

Bei der Hochzeit ſeiner Tochter erlebte der Großbauer noch eine beſondere Freude. Als ſie beim Dorfwirth im Speiſeſaal beiſammen ſaßen, rief zum Fenſter ein Fuhrmann herein: „Großbauer, wenn Du Deinen Täufling willſt hängen ſehen, ſo fahr' morgen in die Kreisſtadt. Sie haben ihn.“

Der Bauer ließ ſich Roß und Wagen herrichten und lud das junge Ehepaar ein: „Fahrt mit, wenn Ihr juſt nichts Beſſeres zu thun habt!“

„Bedanken uns, Vater,“ ſagte der junge Schwiegerſohn, „wir haben juſt was Beſſeres zu thun.“

Die Todten reiten ſchnell.

Ich ſag' einen guten Morgen, und unſer alter Einleger laßt bitten um einen Todtengräber." Dieſe Botſchaft richtete der Knabe des Alitſchhofers beim Nachbar Graſerer aus.

Der Nachbar Graſerer hatte die Worte ganz gut verſtanden, trotzdem fragte er und fragte völlig barſch: „Wer laßt bitten?"

„Der alte Einleger Auguſtin."

„Der Auguſtin? Einen Todtengräber, für wen denn?"

„Für ſich ſelber," berichtete der Knabe. „Vorgeſtern iſt er ſchon ſo viel letz geweſen. Geſtern hat er geſagt: ſeine weiße Kuh ſollten wir melken, hat aber gar keine gehabt, und heut bei der Nacht iſt er gar geſtorben. Morgen am Abend muß das Grab fertig ſein."

„Grab fertig ſein, Grab fertig ſein!" begehrte der Graſerer auf. „Geſtorben iſt leicht und anſchaffen iſt leicht. Mein Knecht iſt die Wochen oben im Holzſchlag, der hat nit Zeit. Die Dirn kann ich ſchicken."

„Die Dirn iſt auch recht," ſagte der Knabe.

Es geht armſelig zu in einer Gemeinde, die nicht einmal einen beſtellten Todtengräber hat. Vier oder höchſtens ſechs Leute, mehr rücken des Jahres nicht ein. In der kleinen Waldgemeinde will Niemand ſterben. Wäre unter ſolchen Umſtänden ein trauriges Geſchäft, Todtengräber zu ſein! — Nun, wenn einmal der Fall eintritt, da heißt's eben roboten. — „Heut iſt's an mir, morgen iſt's an Dir," ſagt das Todtenlied, und thatſächlich: Heute iſt's an dem Stadlbaumer, morgen an dem Kohlreuter, daß er einen Gräber beiſtellt, und ein andersmal iſt's wieder an einem Andern. Diesmal iſt's an dem Graſerer, und der Graſerer ſchickt die Dirn auf den Friedhof.

„Die Dirn iſt auch recht, hat der kleine Lecker geſagt. So ein Binkel hat keine Vorſtellung davon, wie knallbaumfeſt der Erdboden iſt, auf dem die Leut das ganze Jahr umtrappeln; wie tief das Loch ſein muß, und daß es auch eine Form haben ſoll, nit etwa wie eine Krautgruben oder gar noch ſchlechter. Ein Weibsbild, das nit einmal einen Heuſchober machen kann, nit einmal eine ordentliche Furche pflügen, ſoll ein ſauberes Leutgrab zuweg bringen? Zum Lachen iſt's!" — So geberdete ſich der Alitſchhofer, als die Nachricht vom Graſerer kam, und ſah nun ein, daß er ſeinen älteren Buben, den Ladisl, auf den Kirchhof ſchicken müſſe. Der ſoll der Graſerer-Dirn helfen.

War's alſo an einem thaufriſchen Frühſommermorgen, daß ein ſtrammer Burſche, Spaten und Schaufel auf der Achſel, hinabging gegen das Kirchdorf. Er jodelte heute nicht, pfiff auch kein Liedel, wie das ſonſt ſeine Art war, wenn er voller Luſt hinſchlenderte unter dem ſonnigen Himmel. Er war ſonſt ein aufgeweckter Junge, ja, war es eigentlich auch heute, doch hätte er gerne noch länger geſchlafen. Geſtern

beim Kirchtagstanz geweſen, um Mitternacht nach Hauſe gekommen, übel bei Humor geweſen, weil's bei dieſem Kirchtag mit der Liebſchaft nicht geſtimmt hat, heute Todtengräberdienſt — es wird immer ſchöner auf der Welt!

Der Ladisl geht fürs erſte zum Pfarrer, daß er anfrage, wohin der alte Einleger Auguſtin gelegt werden ſoll.

„Mein Gott, wohin denn? Wir ſind mit der Reihe beim großen Kreuz. Würde mancher Reichbauer froh ſein, wenn er den Ehrenplatz könnte haben mitten auf dem Kirchhof beim Kreuz. Wollen aber keinen Umweg nehmen. Der Auguſtin hat ſich im Leben abſeits halten müſſen, ſo ſoll er jetzt ſeine Ruhſtatt mitten drin haben."

So ſprach der Pfarrer, ging mit dem Burſchen nach dem Friedhof hinaus, der abſeits des Dorfes zwiſchen den Feldern lag, und zeigte ihm die Stelle, wo zu graben war. Dann brachte er von der Beinkammer einen langen, viereckigen Stab herbei, auf welchem durch Einſchnitte bezeichnet ſtand, wie lang, wie breit und tief das Grab zu machen war. „Nimm Dich halt hübſch zuſammen," ſagte er, „daß es auch was gleichſieht, wenn es fertig iſt. Und geradeckig, mit dem Winkelmaß arbeiteſt. Legſt nachher Bretter auf, daß die Erden nicht wieder hinabrutſcht über den Rand. Sollt es unten feucht ſein und die Wände niederbrechen wollen, ſo ſtemmſt Spreizen ein. Die Knochen, und was Du ſo findeſt, wirfſt auf die Seiten und tragſt ſie nacher ins Beinhaus. Und nur fein tief niedergraben, ſonſt werden wir allzwei geſtraft."

Der Ladisl that bei dieſen Anweiſungen nichts, als beſtändig mit dem Kopf nicken, daß er es ſchon ſo machen werde, und als der Pfarrer hernach davon war, lehnte der Burſche Spaten und Schaufel an ein hölzernes Grabkreuz und ſtopfte ſich die Pfeife an.

Dort auf dem Felde drüben waren Ackersleute, und das „Hi" und „Hott" des Ochſenführers konnte man herüberhören in den ſtillen Garten. Als die Pfeife brannte, ſtand der Ladisl auf dem Spaten geſtützt da, ſchaute auf den Raſen nieder und murmelte bei ſich: „Jetzt, wie werd ich das angehen!" — Endlich ſtach er in die Erde.

— „Geht der verdammte Lümmel her," ſagte er während des Arbeitens vor ſich hin, „und nimmt mir's Menſch weg! — Aber ich werd ihn ſchon kriegen. — Der kommt mir noch ſelber unter die Finger. — Mit ihr iſt's aus. — Keine Solche brauch ich nit. — Was iſt denn das für ein harter Knarz da drinnen? Trumm von einem alten Grabſtein. — Kenn Dich nimmer, will ich ſagen, wenn ſie mich anredet. Krieg Beſſere, wenn ich will. Wann ſich Eine vom erſtbeſten Lumpen wegführen laßt, da hab ich ſchon genug. Hab eh nichts von ihr gehabt, Gott ſei Dank. Heraus mit Dir!"

Das letzte Wort ſagte er zum Knarz, riß ihn mit dem Spaten locker und ſtieß ihn dann mit dem Fuße ſeithin.

„Mir ſcheint, heut haben wir ein ſchönes Geſchäft miteinand," rief jetzt eine helle Stimme.

Der Burſche blickte auf, ſtand die Graſerer-Dirn vor ihm. Sapperment, war das ein Mädel! Heute zwar im Werktagsgewand und barfuß, daß ihr die Erde nicht ſollte in die Schuhe rieſeln können. Das muntere Köpfel mit einem ſchwarzen Tüchel umwunden, ringeln ſich aber die Goldhaare überall hervor. Um den Buſen kreuzweiſe ein rothes Tuch geſpannt, aber am Halſe guckt die weiße Pfaid hervor. Das Jöppel hat ſie ausgezogen im Ellbogen hängen. Es iſt im Morgen ſchon ſo warm. — Heute wird's heiß.

Der Ladisl hatte ſich von ihr weggewendet, grub emſig Erde auf, endlich aber richtete er ſich in die Höhe, blickte ſie finſter an und fragte: „Was willſt denn Du da?“

„Mein Bauer ſchickt mich,“ antwortete ſie, „ich ſoll ja todtengraben helfen.“

„So,“ ſagte er und grub weiter, ohne ſich um das Mädchen zu kümmern.

Das war eine Weile ſo dageſtanden, endlich fragte es: „Alſo, wo ſoll ich denn angreifen? Der Meiſter wirſt wohl Du ſein, bei dem Geſchäft.“

Sie hatte, während das Wort herausſprang, die Bosheit ſelber nicht bemerkt, die darin lag, jetzt dachte ſie: Iſt auch gut, hat er gleich Eins.

Er wollte ſofort eine ſchneidige Entgegnung machen, hielt aber zurück. Mit Weibsbildern ſtreiten! Das wäre ſo etwas! Und ſchon gar bei ſo einer Arbeit. Sie iſt ihm ja fremd, und mit fremden Leuten ſtreitet man nicht.

„Nimm die Schaufel und heb Erden aus,“ befahl er kurz.

„Zu dienen, gnädiger Herr,“ antwortete ſie gereizt. Dann arbeiteten Beide auf dem engen, raſenloſen Fleck, der Burſche grub Erde locker, das Dirndl hub ſie aus. Er warf die Pfeife auf den Raſen hin, ſie irrte ihn in der Arbeit; bald zog er auch den Rock aus und warf ihn ebenfalls hin. Das Dirndl ſpuckte ſich zeitweilig in die hohlen Hände, damit ſie den glatten Schaufelſtiel beſſer halten konnten. Keines ſagte ein Wort.

Als ſie ſolcherweiſe etwa knietief eingegraben hatten, zuckte das Dirndl plötzlich mit der Schaufel, daß die aufgefaßte Erde wieder hinabglitt und in ihr ein röthlichbraunes Stäbchen mit Knollen an beiden Enden. Die Dirn that

einen tiefen Athemzug, es zitterten ihr die Hände. „Ein Todtenbein,“ ſagte ſie dann mit leiſer Stimme.

Der Burſche hörte es nicht, ſondern grub. Die Erde war ſchwarz, manchmal lag ein moderiges Holzſplitterchen darunter.

Das Dirndl legte die Hand auf des Burſchen Achſel und ſagte: „Ladisl, Du biſt bös auf mich.“

„Wüßte nit, warum,“ verſetzte er und grub.

„Von geſtern her,“ fuhr ſie fort. „Schau, wie hab ich es wiſſen können, daß es Dir nit gleich iſt, mit wem ich tanze.“

„Mir iſt's auch nit gleich!“ fuhr es aus dem Burſchen heraus. Das war dumm, dachte er dann bei ſich.

„Der Straubingeriſche hat mich halt eingeladen.“

„Weswegen juſt dieſer Straubingeriſche?“

„Lieber Gott, weswegen ſoll juſt der nicht mit mir tanzen?“

„Ich hab Dich angeredet,“ erinnerte er.

„Du haſt mir ja kein Wörtel geſagt, daß ich mit Dir allein tanzen ſoll.“

„Das ſollſt Du wiſſen,“ ſagte er.

Das Dirndl ließ ſo ein wenig ihr Köpfchen ſinken und fragte dann beſcheidentlich leiſe: „Biſt Du mir denn ſo gut, Ladisl?“

— Das iſt doch ſelbſtverſtändlich! wollte er derb herausfahren, fiel ihm aber noch rechtzeitig ein: Es iſt wahr. Wie ſoll ſie es denn wiſſen? Ich hab ihr's ja noch nicht geſagt.

Er faßte jetzt ein wenig eine Falte ihres Kittels: „Jungerl! Ich kann's nit leiden, wenn Du einen Andern anſchauſt. Ich weiß nit warum.“

„So, eiferſüchtig! Und haſt mich nit einmal gern,“ verſetzte ſie, denn jetzt wollte ſie es herauskriegen.

„Wer ſagt denn das?“ fuhr er auf und warf ſeinen Arm um ihren Nacken.

„Oha!“ ſagte ſie und ſchlüpfte unterhalb durch. Dann wurde ſie über und über roth im Geſicht.

„Jungerl,“ ſagte er weich und 'voller Demuth, „jetzt ſollſt mir aber ein Buſſerl geben!“

„Wer wird denn gleich ſo — ſo —,“ entgegnete ſie, blieb jedoch ſtecken und deutete gegen das Feld hin, wo die Ackersleute waren.

— Sie hat recht, dachte der Ladisl, die dort ſehen herüber, brauchen's nicht zu wiſſen. Raſch hub er wieder an zu graben und ſie zu ſchaufeln. Sie that's aber jetzt viel flinker und unverdroſſener als früher. Und als es in den hohen Mittag ging, waren ſie ſchon erklecklich tief in der Erde.

„Iſt aber das ſpaßig,“ rief plötzlich die Jungerl, „wie kommt denn in die Erden da eine Kegelbahnkugel hinein?“ Denn in der Wand ſtak ſo etwas. Der Burſche hackte es mit dem Spaten hervor, da that das Mädel einen hellen Schrei, zu ihren Füßen lag ein Todtenſchädel und glotzte ſie mit ſeinen Augenhöhlen ſchreckbar an.

Sie knüpften aber weiter keine Betrachtungen daran, der Burſche warf den Schädel mit der Hand über den Rand hinaus, daß er hinkollerte über das Gras und in einem Buſch von Löwenzähnen und wildem Klee ſtecken blieb.

Die Mittagsglocke rief ſie ins Dorf zum Eſſen. Nach demſelben war über der Welt die träumende Stille des heißen Sommertages. Die zwei Leute ſtiegen wieder in den Schacht. Die Jungerl mußte ſich ſchon auf die Achſel ihrer Schaufel ſtellen, wenn ſie über den Rand hinausblicken wollte in die weite Welt. Der Burſche ſah ohne weitere Anſtrengung alle Fried-

hofskreuze und zwiſchen denſelben die fleißigen Ackersleute drüben auf dem Felde. Bei der Arbeit ſtießen ſie ſich immer mit den Ellbogen an; es beſchwerte ſich aber Keines darob. Dem Mädel war wohl eigen ums Herz. So unheimlich und ſo ſelig! Wie oft hatte ſie an dieſen jungen Menſchen denken müſſen! — Wenn ſie ein Vierzeiliges geſungen, war allemal er darinnen geweſen. — So nahe war ſie noch nie bei ihm geſtanden, ihr Lebtag nie. Wenn ſie aber bedachte, wo ſie Beide ſtanden, da graute ihr, da wurde ihr das Mark kalt. Und doch hätte ſie ihn nicht mögen allein laſſen an dieſem engen, tiefen Orte. Der Tag war ſchwül, aus den Wänden des Grabes ging ein friſcher, kühler Erdgeruch.

„Es muß ja ſchon bald genug ſein," ſagte ſie.

„Sobald ich nit mehr drüber hinausſchauen kann, iſt's genug," verſetzte der Burſche. „Was brauch ich den Maßſtab, der bin ich mir ſelber."

„Da wird er gut raſten," bemerkte ſie nun und meinte den alten Einleger Auguſtin.

„Hat eh nichts Gutes gehabt auf der Welt," verſetzte der Burſche. „Ein Waiſel (eine Waiſe). In der Kindheit umhergeſtoßen worden unter fremden Leuten, dann beim Vieh. Iſt auch nit viel Freud. Nachher Soldatenleben. Alsdann wieder Bauerndienen und nichts als Bauerndienen. Das Heiraten haben ſie ihm auch verboten. Wer kein Geld hat, muß allein bleiben. — Hat keinen Menſchen gehabt, der zu ihm geſtanden wär. Als Bettelmann geſtorben. So weit kann man's bringen, wenn man alleweil Bauern dient und brav bleibt. — Man ſollt eigentlich nit zu brav bleiben auf der Welt. Was meinſt, Jungerl?"

„Das Bravſein allein wird ihn auch nit zum Bettelmann gemacht haben," verſetzte das Mädel.

„Da haſt wieder Recht," ſagte der Burſche, „und jetzt ſieht's Niemand mehr, jetzt wirſt mir ein Buſſel geben."

„Ich bitt Dich, herzliebſter Bub, laß mich aus!" flehte ſie. „Mir fallt das Lied ein: Wie reiten die Todten ſo ſchnell!"

„Was ſollſt Du Dich denn fürchten, bin ja ich bei Dir!" ſetzte der Burſche bei.

„Ein andersmal," flüſterte ſie, griff feſter den Schaufelſtiel an und ſchaufelte Erde auf. Der Ladisl dachte: Laß nur Zeit, wir ſind noch nicht tief genug. Er hieb mit ſeinem Spaten in ein verfaultes Holz, riß es los, da taumelte er zurück, ſoweit es der Raum geſtattete. Das Mädel barg ſich an ſeine Bruſt und verdeckte das Geſicht. — Zu Füßen lag lang ausgeſtreckt ein Menſchengerippe, theilweiſe mit Fetzen ſchwarzen Tuches bedeckt, am Schädel noch die Haare...

Im nächſten Augenblicke ſtand unſer junges Paar auf grünem Raſen, es wußte ſelbſt nicht, wie es aus der Tiefe ſo ſchnell emporgekommen war.

— „Die Todten reiten ſchnell!" ſagte die Jungerl faſt ſtöhnend vor Grauen.

„Es iſt merkwürdig, wie Einen das packen kann," entgegnete der Ladisl, gleichſam zur Entſchuldigung, daß auch er ſich aus der Tiefe geflüchtet hatte. „Mir iſt ſelber ganz kalt über dem Rücken. Menſchenknochen. Ein richtiger Todtengräber ſieht ſie jeden Tag, wie unſereiner auf der Haide die Steine und die Baumwurzeln. Was iſt denn dran? Todtenbeine, wer geſtorben iſt. Desweg wird der Gräber ſich die Lebendigen nit verdrießen laſſen, wenn er kein Narr iſt."

„Daß wir uns juſt heute vertraut haben!" ſagte ſie. „Und bei einer ſolchen Arbeit! Es kann kein gutes Vorbedeuten ſein!"

„Na, ſei ſo gut, heb nur ſo an!“ rief der Burſche, „wirſt kein bettgroßes Fleckel Erden finden auf der Welt, unter dem nit Einer liegt, oder gelegen und verfault iſt. Wenn das allemal ein ſchlechtes Bedeuten wär! Es giebt, ſagt der Schulmeiſter, gar nichts ſo Kräftiges und Lebendiges und Fruchtbares, wie Erden, und iſt doch lauter Verfaultes. Freilich reiten ſie ſchnell, die Todten — ſind ſchon wieder vorüber.“

„Seid Ihr fertig? fragte hinten eine Stimme. Der Pfarrer war's.

„Ja, Hochwürden, wir ſind fertig,“ antwortete der Alitſchhofer-Sohn.

„Alſo bringet ihn morgen herab.“

„Morgen thun wir den Todten begraben,“ ſagte der Ladisl munter, und übermorgen —“

„Was meinſt?“

„Uebermorgen kommen wir zwei in den Pfarrhof und thun uns verſprechen.“

„Ihr Lottervolk!“ rief der Pfarrer. „Verſprechen? Wie hat ſich denn das ſo ſchnell gemacht?“

„Da unten — — —?“

Ich hätte dieſe grauenhafte Liebeserklärung im Grabe nicht erzählt, wenn ſie nicht die Geſchichte jenes greiſen, braven Ehepaares wäre, welches erſt vor Kurzem ſeine goldene Hochzeit gefeiert hat. In jenem Grabe, in das damals der alte Einleger Auguſtin geſenkt worden war, hatte ſich ſeither noch Mancher und Mancher gründlich ausgeraſtet und war dann wieder zum Vorſchein gekommen in neuer Verwandlung. Der Ladisl und die Jungerl aber ſind nicht überirdiſch geworden, ſondern oberirdiſch geblieben und haben eine Menge Menſchen in dieſe liebe Welt gerufen, die Gott

erſchaffen hat. Alle ſechzehn oder ſiebzehn Jahre geht's einmal im Kreiſe herum auf dem Kirchhofe. In ein paar Jahren kommt die Grabreihe wieder an jene Stelle, wo ſich unſere zwei Menſchen dazumal ſo nahe getreten waren. Wenn ſich's thun ließe, dort möchten ſie beiſammen ſchlafen. — Oh, Ihr alten Kinder, das hat noch Zeit. Laſſet den Reigen nur noch einmal ganz herumgehen, es wird Euch kaum langweilig werden dieweilen — die Todten reiten ſchnell.

Nur bis zum M—

Eins aus der Jugendzeit.

Wenn ich juſt nichts Beſſeres zu thun habe und mich erholen will von den Segnungen unſerer Zeit, ziehe ich meine alte Spielzeuglade hervor und ſpiele wie ein Kind.

Dieſe Spielzeuglade ſind meine Jugenderinnerungen, in denen ich eben wieder krame und nun auch einmal die Threſerl heraushole. Die kleine, arme Threſerl, die keine Mutter hatte und keine Großmutter, wohl aber eine Urgroßmutter, welche als Pfründnerin der Gemeinde von Haus zu Haus ging, um für ſich und ihre Urenkelin Lebensmittel zu ſammeln. Die alte Trauſchin war ſie geheißen. Sie ward oftmals, nicht blos von ihrer Gicht, ſondern auch von ihren Mitmenſchen erinnert, daß ſie ſchon ſtark über achtzig Jahre alt ſei. Aber ſie ſtarb nicht, hingegen war ſie beſorgt, ſoweit es möglich, Niemand im Wege zu ſtehen und ſich ſtets beſcheiden in den Winkel zu ducken, in welchem ohnehin Niemand war, als Mäuſe und Spinnen. Das war im halbeinſinkenden Haarſtübel des Grenggbauers. Das tagsüber Erbettelte genoſſen ſie dort des Abends zuſammen, die Trauſchin, die Threſerl

und die Mäuse. Die Spinnen hatten ihre ergatterten Fliegen, und so war in dem Haarstübel eitel Wohlleben.

Die alte Trauschin war aber ein sehr hochfahrendes Weib; als die kleine Threserl sieben Jahre alt wurde, schickte sie das Kind in die Schule, daß es die gelehrten Sachen: Lesen, Schreiben und Rechnen, lernen sollte. So wurde die Threserl zur Zeit, als unser alter Wanderschullehrer beim Holzbauer die Schule aufgeschlagen hatte, meine Schulgenossin, die sie an zwei Jahre lang blieb, ohne daß sie jemals ein Wort zu mir sprach. War ihr etwas recht, so nickte sie hastig mit dem Köpfel, war ihr etwas nicht recht, so that sie mit ihrem kleinen spitzen Ellbogen einen Stoß nach rückwärts, aber nur, wenn Niemand dahinter stand. Sie war sehr gutmüthig, und wenn sie von schlimmen Kameraden geneckt wurde, so gab sie der Luft einen Ellbogenstoß, und es war wieder gut. Ein dunkelblaues, dünnes Kittlein hatte sie an, im Winter wie im Sommer, und wenn sie gefragt wurde, ob ihr nicht kalt sei, so schüttelte sie den Kopf, an welchem das rothe, verfrorene Näslein war. Wir hatten sie gern, denn wenn man ihr was anthat, so verklagte sie Niemanden beim Schulmeister, und wenn man ihr auf die Zehen trat, so stieß sie mit dem Ellbogen nach rückwärts, und das that uns nicht weh. Sonst war sie in Allem sehr ordentlich, klug und gefällig, in Manchem aber fast stolz.

Eines Tages wurde ihr von einer Schulgenossin vorgeworfen, daß sie ein Bettelkind sei. Die Threserl sagte nichts darauf, erst nach der Schule, als längst kein Mensch mehr an das arge Wort dachte, ging sie zu der Schulgenossin und sagte ihr ganz ruhig und leise ins Gesicht: „Es ist den Leuten ihre Schuldigkeit, daß sie uns aushalten, die Ahne, weil sie nicht mehr arbeiten kann, und mich, weil ich noch

nicht arbeiten kann. Betteln thun wir nicht." Wir Anderen wußten zur selben Stunde nicht, was die Threserl gesagt hatte, wir sahen nur, wie ihre Schulgenossin plötzlich im Gesicht feuerroth wurde.

Was das Lernen des Mädchens anbelangt, so sagte der Schulmeister, wenn er darüber befragt wurde, nichts als: „Es ist halt ein Kreuz!"

Die Threserl hatte es nämlich nach dem ersten Schuljahre im A-B-C nur bis zum K gebracht. Das L merkte sie sich nur bedingungsweise, nämlich, wenn sie das K wieder vergessen durfte. Mit dem Schreiben und Rechnen ging es nicht anders. Zwei und zwei wäre vier, das wußte sie, nachdem es ihr der Schulmeister eine Woche lang, jeden Tag mehrmals mit unermeßlicher Sanftmuth gesagt hatte. Dann kam der Sonntag. Als am Montage wieder gefragt wurde, antwortete die Threserl: „Zwei mal zwei ist —" da blieb sie stecken.

„Ist vi—," half ihr der Schulmeister drein.

Da sagte sie: „Zwei mal zwei ist viel."

So hatte der gute Mann wohl recht mit dem Seufzer: „'s ist halt ein Kreuz!"

Weil denn das gute, kleine Dirndl gar so einfältig war, so haben wir es eines Tages überlistet. Wir halfen Alle zusammen und der Schulmeister half auch mit.

Es war am Tage des heiligen Nikolaus. Jedes von uns, die wir des Morgens in die Schule kamen, hatte die Säckel voll Sachen, die der Nikolo in der Nacht gebracht und in die Schuhe gesteckt hatte. „Was hast Du bekommen?" fragte Eins das Andere, „was hat er Dir gebracht?"

Wir zeigten einander unsere Schätze: Aepfel, Nüsse, Lebkuchen, Obstbrot und dergleichen, und betrieben untereinander einen schwunghaften Tauschhandel.

Als denn auch die kleine Threserl — sie blieb immer gleich klein — gefragt wurde, was ihr der Nikolo gebracht, war sie über eine solche Frage schier erstaunt. Was soll denn ihr der Nikolo bringen? Nichts.

Jetzt hub sie uns an zu dauern, denn unsere Herzen waren an diesem Tage warm vor Freude. So machte Einer von uns den Vorschlag, wir sollten die Threserl beschenken. Er, der es sagte, war auch der Erste, der ihr den Apfel in die Hand drücken wollte. Das kleine Dirndl machte aber die Hand zur Faust, noch bevor etwas drinnen war, und stieß mit dem Ellbogen nach rückwärts.

„Sie nimmt nichts," sagte der Junge verblüfft.

„Sie nimmt nichts," murmelte Eins dem Andern zu, und das hörte der Schulmeister.

Er ging hinaus in die Küche, wo die Holzbäuerin Garn spann, kam wieder herein und sagte: „Wo ist denn die Threserl?"

Sie zeigte mit dem Finger auf.

„Threserl," sagte der Schulmeister, „die Bäuerin thäte Dich ein wenig brauchen draußen in der Küche. Es sind ihr die Hühner aus der Steigen gekommen und Du möchtest ihr sie einfangen helfen."

Das Dirndl ging hinaus. Und als es draußen war, nahm der Schullehrer von der Wand einen alten Buttenhut, wie wir den Cylinder nannten, den er von einem Dechanten geschenkt erhalten hatte. Wir meinten anfangs, er wolle ihn aufsetzen und es wäre die Schule aus. Der Lehrer aber sagte: „Der heilige Nikolaus hat den kleinen Fehler, daß er gerade den ärmsten Kindern nichts einlegt, weil er glaubt, diese könnten ihre Sachen von anderen guten Kindern zusammenbetteln. Nun will und kann aber die Threserl nicht betteln.

Obst hat sie gewiß auch gern und wer weiß, wie lange sie schon keinen Lebkuchen mehr gegessen hat. Ich stelle meinen Hut auf den Tisch."

Mitten auf den Tisch, um den wir mit unseren Bücheln herumsaßen, stellte er den Buttenhut. Wir verstanden und Jedes warf Lebkuchen, Nüsse, Birnen und allerhand hinein, bis die schwarze Butten voll war und sogar einen hohen Gupf hatte. Dann faßte der Schulmeister den Hut mit beiden Händen und stellte ihn hinten hinauf in den Ofenwinkel.

Nach einer Weile waren draußen die Hühner glücklich in der Steigen. Die kleine Threserl kam herein und setzte sich still an ihren Platz.

Bald hernach sagte der Lehrer: „Jetzt wollen wir aber doch einmal sehen, was unsere Threserl Alles kann. Sie soll uns einmal in ihrem Taferl das A zeigen."

Die Threserl zeigte richtig auf den ersten Buchstaben hin.

„Brav!" sagte der Schulmeister, „und jetzt auch das e, den kleinen mit dem Fensterl."

Sie fand ihn.

„Gut!" rief der Schulmeister mit gehobener Stimme. „Und jetzt noch das i."

— Aha! dachte sich die Threserl, das i, das wird der mit dem Kopf sein. Wenn das i keinen I-Punkt hätte, es wäre schwer zu erkennen. Sie suchte es wohl ein Weilchen — da ist es.

Nun nahm der alte Schulmeister eine Prise — denn damals schnupfte noch Jedermann, besonders der sich mit Gelehrsamkeit abgab — und sagte: „Weil die Threserl Alles so brav kann, so wird gewiß auch ihr der heilige Nikolaus was gebracht haben. Wenn man nur wüßte, wo er's hingestellt hat!"

„Auf den Ofen!“ riefen Mehrere.

„Schaut Ihr in Euere Bücher,“ verwies er die Vorlauten. „Auf den heißen Ofen wird der Nikolo etwas stellen! Daß es gebraten würde, was schon gebacken ist!“

— „Mir scheint,“ unterbrach er dann sich selber, „hinter dem Ofen ist heut wieder die Katz! Es spinnt schon wieder so. Geh geh, Threserl, jage sie hinaus.“

Als das Dirndl diensteifrig in den Ofenwinkel hinaufkroch, um die Katze zu suchen, sagte sie plötzlich halblaut: „Da ist was.“

Sie deutete auf den gefüllten Cylinder.

„Aha!“ schmunzelte der Schulmeister, „aha! Was hab ich denn gesagt? Ein ganzer Hut voll guter Sachen steht da oben — für die Threserl. Wart, Dirndl, ich lang Dir sie herab. So. Das gehört Alles Dein. Pack an. So, so.“

Da war das kleine Dirndl wohl ein wenig überrascht. Mit seinen veilchenblauen Rundaugen schaute es drein und faltete die Hände, denn bitten muß man um Alles, auch wenn man sich's mit der Bravheit verdient hat.

Nach der Schule hub sie denn alsbald zu knuspern an. Sie aß aber nicht viel, that das Gutding in ihr Sacktuch, band es sorgfältig ein und trug es der Ahne heim.

Die Trauschin merkte freilich wohl, wie das einfältige Kind überlistet worden war, sagte aber nichts, sondern freute sich der Menschen, die ausnahmsweise einmal so gutherzig betrügen.

So weit wäre Alles gut gegangen mit der kleinen Threserl. Denn, daß sie die Lese- und Schreibzeichen nicht zu lernen vermochte, das ist kein Unglück für ein Dirndl, welches nicht einmal genug erlebt und zu sagen hat, um die Zunge ordentlich zu beschäftigen. — Ich könnte die Geschichte

ſomit enden laſſen und es wäre vielleicht das Beſte, aber meine Zuhörerinnen wollen Alle wiſſen, wie ſich die Threſerl ſpäter zurechtgefunden hat, als die Ahne ſchon unter dem Raſen lag und die erwachſene Threſerl darauf ſtand wie ein ſtilles, freundliches Blümlein.

Ja, da machte ſie auch noch die Hand zur Fauſt, bevor etwas drinnen war und ſtieß mit dem Ellbogen an, und ſtieß ihn denen Burſchen ſcharf in die Seite, wenn ſie ſonſt nicht weitergingen. Nun war aber Einer, der ſtellte ſich ſo zu ihr hin, daß ſie ihm mit dem Ellbogen nicht beikonnte. Es war der Dock-Ferdl, der einmal in der Stadt auf der Hochſchule geweſen. Er hatte damals ein enges Beinkleid angehabt und hohe Stiefeln, welche über die Knie hinauf Schaufeln machten, und ein Tellerchen auf dem Haupt, welch letzteres ohne weitere Kopfbedeckung war, und einen dicken, weißknopfigen Prügel in der Hand, der für einen Spazierſtock zu kurz und zu plump geweſen, und den der Muſenſohn „Todtſchläger" genannt. Und er hatte eine Hundspeitſche, zu der er ſich endlich auch einen großen Hund anſchaffte. Er trank zuweilen ſein Bier aus Stiefeln, und wer ihn etwa mit einem unvorſichtigen Auge anblickte, den forderte er aufs Meſſer. Sein breites Geſicht war für ſolche Händel das Notizbuch. — Dieſer Menſch iſt uns über unſere arme Threſerl gekommen.

Schuld daran waren die Profeſſoren, die ihn allemal geworfen hatten, ſo oft er ihnen ſeine Weisheit nicht darlegen wollte. Da machte er ſich lange Ferien, zog im Lande umher, und weil er im unteren Mürzthal einen Verwandten hatte, ſo kam er häufig auch in unſere Gegend. Es gefiel ihm nämlich bei uns die Natur.

Weil der Dock-Ferdl im Geſichte ſo viele Wunden hatte, ſo empfand die gute Threſerl Erbarmniß für ihn und ſie

ſtieß ihn nicht mit dem Ellbogen. Er konnte auch ſo munter ſcherzen, ſo freundlich plaudern, ſie hätte es nie geglaubt, daß ein vornehmer Herr mit einem niedrigen Bauerndirndl ſo leutſelig ſein könne. Als ſie ſchon näher mit ihm bekannt war, bat ſie ihn eines Abends, daß er — wenn er einmal Geiſtlicher ſei — für ſie eine heilige Meſſe leſen ſolle. Weiß Gott, wie lang ihre arme Seele im Fegefeuer ſein müſſe.

„Wer wird an ſo etwas denken!“ ſagte der Ferdl. „So jung und ſchön, und ſolche Gedanken!“

„Ferdl!“ hauchte ſie und legte ihre Hand auf ſeinen Arm. „Ich werde den heurigen Winter nicht überleben.“

„Oho!“ lachte der Ferdl auf.

„Du lachſt jetzt,“ ſagte ſie, „ich weiß es aber gewiß.“

Er lachte weiter.

„Ich bin auch willig,“ ſagte ſie, „ich hab's verdient. — Nur Du ſollſt nicht ſo traurig ſein, meinetwegen, das iſt mein Kummer.“

„Na, na, na, na!“ machte der Ferdl und klopfte ihr auf die Achſel. Wird ſicherlich ein guter Troſt geweſen ſein, denn die Threſerl hat nichts mehr vom Sterben und Traurigſein geſagt.

Gegen den Spätherbſt hin, als alle Vögel ſchwiegen und alle Blätter gilbten, konnte es den Naturfreund natürlich nicht mehr feſſeln in unſerer Gegend. Er zog in ein ſchöneres Land, hatte aber zwei Denkmäler hinterlaſſen: das eine in dem Herzen der Threſerl, das andere auf der Schiefertafel des Wirthes zu Sanct Kathrein.

Ich kann mich nicht erinnern, ob darauf ein beſonders ſtrenger, ungeſunder Winter folgte. Gegen Weihnachten hin beklagte ſich der Pfarrer ſogar, daß er dies Jahr nicht auf ſeine fünf Leichen gekommen wäre. Statiſtiſch erwieſenermaßen

verringern ſich in ſo ſterbträgen Zeiten auch die Kindstaufen. Und zu Hohn und Spott noch ewig die blöden Witze vom runden Pfarrerbäuchlein!

Im Jänner, bald nach Neujahr, hatte der dreiundneunzigjährige Almhofer — überhaupt ein braver Mann — das Einſehen und ſtarb. Im März darauf kam der Stockberg-Martin unter den Kohlenwagen. „Ein unnöthiger Tod!“ ſagten die Leute, „der hätte noch vierzig Jahre leben können.“

Der Pfarrer aber meinte: „Es muß ſich die Ziffer wieder ausgleichen und der Tod will ſeine Urſach haben.“

Gegen Ende April, als von den Bergen das letzte Schneewaſſer niederrann, wurde eines Tages aus dem Dorfe eine Frau geholt in den Zeilhof zu einer jungen Dienſtmagd. — Wenige Stunden ſpäter kam der Bote um den Arzt und um den Geiſtlichen. Die junge Dienſtmagd hörte man herzzerreißend ſchreien, ſo daß ſich vor dem Zeilhofe Leute anſammelten.

„Das müſſen hölliſche Schmerzen ſein, wenn die einmal ſchreit!“ ſagten ſie zu einander.

Am Frühmorgen des nächſten Tages waren die Schmerzen vergangen. Die junge Magd lag in ihrem Bette, blaß wie Kreide, und redete laut. So viel und ſo laut hatte ſie noch Niemand ſprechen gehört. Sie bat um Verzeihung, wenn ſie Jemanden beleidigt hätte, ſie nannte das Kleid, das man ihr anziehen ſolle — ein weißes Linnengewand war's, das ſie noch von der Ahne hatte — ſie gab Jedem die Hand und bat um ein kurzes Gedenken, endlich hob ſie die Hände und rief aus: „Ferdinand! Ferdinand! Du biſt mein Verderben. Sonſt könnte ich als reine Jungfrau ſterben!“

Das waren ihre letzten Worte geweſen, die ſie verſtändlich geſprochen. Ein paar Stunden ſpäter läutete auf dem Thurm das kleine Glöcklein.

Von all dem hätte ich nichts erfahren, denn ich arbeitete als Handwerker in anderen Gegenden umher. Da trat der Heiden-Marxel in unsere Stube, brannte sich eine Pfeife an und fragte, ob ich mich noch erinnern könne an die kleine Threserl, die mit uns einst in die Schule gegangen wäre?

„Das Barfüssel mit dem blauen Kittelein?" fragte ich.

„Dieselbige," sagte er, „der wir einmal den Nikolo haben gespielt."

„Und die wir immer ausgelacht haben, weil sie es im A-B-C nur bis zum K hat gebracht? wo ist denn Die jetzt?"

„Im Zeilhof liegt sie auf der Bahr," sagte der Marxel. „Und ich bin heut deswegen da. Du und der Zetel-Zenz und der Grabenberger-Natz und ich, sonst weiß ich keinen mehr, die wir zusammen in die Schul 'gangen sind. Wie ich gehört hab, daß sie die Threserl nur gleich so hineinschieben wollen, weil sie aus solchem Anlaß gestorben — der fremde Student soll schuld sein — und auch kein Geld da ist: so hab ich mir gedacht, wir vier sollten zusammenstehen, daß unsere Schulkameradin ein ordentliches Begräbniß kriegt.

„Ich bin schon dabei."

„Und die anderen Zwei hab ich auch schon," sagte der Marxel. So ist es hernach gewesen, daß am Tage des ersten Mai alle Glocken haben geläutet, daß der Pfarrer bei der Einsegnung den schwarzen, goldverbrämten Kirchenmantel hat angehabt, und daß wir vier Junggesellen den Sarg der Threserl auf den Kirchhof haben getragen.

Und als ich hinabschaute auf die tannenhölzerne Todtentruhe, die tief im engen Grabe stand und halb schon mit schwarzer Erde bedeckt war, da dachte ich ihr nach: Arme Threserl! So wie Du es dazumal im kleinen A-B-C der

Schule nicht weiter haſt gebracht, als bis zum K, ſo biſt auch im A-B-C des Lebens blos gekommen bis zum K—. Und Dein heißes Ziel iſt L geweſen. Das iſt der Buchſtabe, mit welchem Schriftkundige jenes Wort beginnen, deſſen Inhalt Allen zu Luſt und Leid, Vielen zum Segen, Manchem zum Verderben wird.

Verführen mußt Du ſie nicht!

Bei uns daheim war Vieles anders eingerichtet, als es ſonſt Weltbrauch iſt. Zu unſerer Abſonderlichkeit gehörte auch, daß wir im Winter hoch auf dem Berge und zur Sommerszeit tief im Thale zu leben pflegten. Unſer altſtändiſches Wohnhaus mit ſeinen zahlreichen Nebengebäuden ragte im dünnen, friſchen und reinen Luftkreiſe der Alpen. Auf unſeren freien Matten ſtehend blickten wir über Wieſenpläne und Waldrücken hinaus nach den blauenden Hochalpenzügen des Wechſel, des Stuhleck, der Rax, der Veitſch, des Schwaben. Keiner dieſer kühnen Berge ſchien ſein Haupt höher zu erheben als das Hochland war, auf welchem unſer behäbiger Hof lag. Das war freilich nur ſcheinbar ſo; ſpäter, als ich auf dem Wechſel, auf dem Hochſchwab ſtand, ſah ich wohl, wie tief die heimatliche Flur niedergeſunken war ins dämmernde Waldland. Aber dieſes Waldland barg noch größere Tiefen, Engthäler, Gräben und Schluchten, in welchen die kalten Bäche rauſchten und in welchen die ſchattigen Wieſen lagen. Da unten war Sand und Moor und beſtändiger Thau, aber auch das Gras wuchs üppig auf Schlammgrund und

vermoderten Baumſtämmen. Wie oben an ſonnigen Hängen die Felder leuchteten zur Reifezeit gleich Goldplatten, alſo war hier unten der Boden manchmal geſchmückt mit dem Silberhauche des Reifes und mit den faſt weſenloſen und doch immer wieder ſich bildenden Diamanten des Thaues. In der Höhe Kornbau, in der Tiefe Viehzucht.

In einem ſolchen Engthale auf einem bewaldeten Hügel, etwas erhöht über den Wieſen, die längs des Baches ſich hinzogen, hatten wir ein kleines Haus mit Stall und Scheune. Das war eine Almwirthſchaft, die im Winter leer und öde ſtand. Wenn aber der Sommer kam, da man anderswo die Heerden aufwärts führt in die Hochmatten zwiſchen und über den Felſen, zogen wir zu unſerer Alm niederwärts ins ſchattenblauende Engthal. Wir zogen Alle herab: die Kühe, die Kälber, die Mägde, die Schweine, die Knechte, die Schafe, ich, meine Geſchwiſter, die Mutter, der Vater und der Walzel. Die Zugochſen waren nach vollbrachter Anbauzeit in ferne Halden getrieben worden. Alſo ward der Hof auf der Höhe abgeſchloſſen, jedes Thor verſperrt, nur die Hauskatze blieb oben als Hüterin und ward in ihrer Einſiedelei fetter als ſonſt das Jahr über, weil Niemand ſie hinderte an ihren Mäuſejagden.

Ich weiß kein luſtigeres Siedeln, als dieſes war, wenn wir die Truhen und Betten und Milchkübeln und Pfannen und Töpfe und anderen Hausrath theils auf Karren, theils auf menſchliche Rücken luden und zu Thale brachten. Vor uns, die alſo Beladenen, trottete die ſchellende Heerde einher, die grunzenden Schweine, die blökenden Schafe und der vor Fröhlichkeit im Zickzack umlaufende bellende Walzel. In einer alten Bilderbibel, die meine Mutter beſaß, war es dargeſtellt, wie wir ſiedelten, nur daß dort das Bild fälſchlich „der Aus-

zug aus Aegypten" hieß. Damit ich, der nicht viel anders wie der Walzel vor Freuden bellende Junge, auch nützlich ward, gab mir die Mutter einen Melkzuber zu tragen. Dieſen ſtülpte ich mir über das Haupt und darunter ſang ich Vierzeilige, was einen ſehr drolligen Ton gab.

Rief mir einmal ein alter Knecht zu: „Bua! Wann Du ſo viel von der Mirzel in den Sechter (Zuber) ſingſt, ſo wird nachher die Milch ſauer!" Da ſchwieg ich fein, wußte recht wohl, wie das gemeint war. Der Mirzel Benehmen gegen mich war nämlich ſtark ſäuerlich geweſen, am Sonntage zuvor, und das hatte der alte Kracher richtig bemerkt.

Genug an dem, wir wanderten alſo, ein bunter, ſchreiender, lachender, klappender, ſchrillender Zug abwärts über die in Millionen weißer Schlüſſelblumen und gelber Löwenzähne prangenden Matten und durch den finſteren Wald, in welchem an jedem Stamm ein Eichhörnchen, unter jeder Baumwurzel ein Wieſel und auf jedem Wipfel froh zwitſchernde Vogelgeſellſchaften ihr Weſen trieben.

Das Almhaus, welches unten im Thale ſtand, war ſo klein, daß es den anrückenden Troß einfach nicht zu faſſen vermochte. Zur Noth, daß das Vieh nächtlicherweile unter Dach gebracht werden konnte, die Leute mußten ſich behelfen wie ſich's gab. Vater, Mutter, meine ſechs jüngeren Geſchwiſter und ein weißes Kaninchen ſchliefen im Stübel. Die Hausmagd und das Abwaſchdirndl ſchliefen auf dem Herde, darüber auf der Brennholzaſen hockten die Hühner. Im Dachboden auf einem Bretterſchragen lagen unſer Knecht Markus und ich, uns zu Füßen ein ſchwarzes Ziegenböcklein, das mir tagsüber gerne nachlief, des Abends mir nach die Stiege hinauftrappelte und in ſchlafloſen Stunden der Nacht manchmal eins meckerte oder an meiner großen Zehe ſchnupperte. Im

Stalle und in der Heuſcheune auf Barren, Schrägen, Schauben und Futterhaufen lag das übrige Geſinde unordentlich umher, und ein junger Menſch dabei, der ſtrich bei der Nacht thalaus oder thalein zu anderen Häuſern, weil, wie er behauptete, in unſerer Almwirthſchaft für ihn kein Platz ſei. Am beſten hatte es ſich der alte Einleger Euſebel eingerichtet. Ein paar Hundert Schritte vom Hauſe weg mitten im Walde ſtand ein alter Ahornbaum. In die dichten Armverzweigungen dieſes Baumes hatte der Euſebel aus dem Gezweige ein Neſt geflochten, hatte einen Strohſchaub darüber gelegt, hatte etwaige Löcher noch mit Moos vermauert, und da kroch er nun an jedem Abende hinauf und heimte ſich ein im Neſte unter der Laubkrone. Ich ſelbſt lag einmal drinnen, und zwar während eines Wetterſturmes. Das rauſchte und toſte um mich her in dem Laube, aber kein Windſtoß, kaum ein Tropfen Waſſer kam zu mir herein.

Der Euſebel war ein wenig kränklich und da rieth ihm ein junger Doctor, der wegen einer Todtenbeſchau in die Gegend gekommen war, er ſolle hübſch bei offenem Fenſter ſchlafen, worauf der Euſebel antwortete, das könne er wohl nicht, weil er in ſeinem Schlafgemach gar kein Fenſter habe. Als hernach der Doctor vernahm, welcher Natur das Schlafgemach war, weisſagte er, der Euſebel würde hundert Jahre alt werden.

Tagsüber brachten auch wir Anderen im Freien die Zeit zu. Bei den Mahlzeiten ſetzten wir uns unter einen Kirſchbaum, der auf der Wieſe ſtand. Der Vater ſaß in der Mitte, ſein Schoß war der Tiſch, auf welchem die ſehr große Schüſſel ſtand, nach deren Inhalt Jedes von uns beſcheidentlich und kühnlich zugleich den Beinlöffel ausſchickte. Waren die Kirſchen reif, ſo ſtieg ich nach der Mahlzeit auf den

Baum und warf die rothen Träublein herab in die Schüſſel zum Nachtiſch. Manchmal blieb eines an der Naſe des Jungknechtes hängen, manchmal viel eines der Abwaſchdirn in den geräumigen Mund, und manchmal aß ich oben die Kirſchen ſelber und warf ihnen nur die Kerne herab.

Lieber als alles miteinander auf unſerer Alm im Engthale war mir das Waſſer. Das Waſſer, welches in einem großen glasklaren Bache von den Hochſchluchten her durch das Thal rauſchte, das Waſſer, welches in kleineren Bächlein aus den Nebengräben hervorrieſelte oder von ſteilen Hängen niederhüpfte, das Waſſer, welches aus buſchumwucherten Quellen ſprudelte oder in tiefen Tümpeln ſtand. Am Tage ſah man ſein Glitzern, ſein Quirlen, ſein Wallen, ſeine Spiele all', bei der Nacht hörte man ſein Rauſchen immerwährend und immerwährend. Heute wohnen keine Menſchen mehr in jenem Thale, aber das Rauſchen iſt heute wie einſt in meiner ſeligen Jugendzeit. Keinen Augenblick unterbrochen, außer es hat das Wintereis die Bäche eingewölbt; unaufhörlich, unerſchöpflich geben die Berge ihren Quell, ſelbſt in Zeiten der Dürre, wo in anderen Thälern die Brunnen verſiegen, die Bäche austrocknen bis in ihr fahles Geſtein, rinnen und rinnen in jenem ſchattenkühlen Engthale die klaren, kalten Bäche.

In jenen meinen Jahren aber war ich mit dem Sehen und Hören nicht ſo zufrieden, wie ich es heute bin. Ich will nicht gerade ſagen, daß ich alles Waſſer unſeres Thales gleich hätte austrinken mögen, aber daß mein Sinn nach Haben und Genüſſen ſtand, das leugne ich nicht. Meine jüngeren Geſchwiſter bauten ans Waſſer kleine Mühlen, Hämmer- und allerlei Räderwerk; ich half ihnen manchmal dabei in Rath und Anſchick, für mich ſelbſt aber war ich über dieſen

Spaß hinaus. Ich ging ins Wasser auf Jagd. Forellen, Krebse, Frösche in großer Menge. Ich durfte nur einigermaßen vorsichtig mit den Händen unter einen Bachstein fahren, so hatte ich auch schon solch ein Thierchen zwischen den Fingern. Die Krebse zwickten zwar in der Eile ein Weniges an der Haut, es half ihnen aber nichts; die Frösche dehnten und breiteten ihre Schenkel so unschicksam, glotzten mit ihren Augen so häßlich, grinsten mit ihrem gottlos breiten Maul so verabscheuenswerth als möglich, es half ihnen nichts, sie waren gefangen, wurden getödtet und verzehrt. Am ehesten überwand mich noch die schöne harmlose Forelle, wenn sie in meiner Hand vor Athemnoth und Todesangst mit dem Haupte zuckte und den Schweif ringelte. Da sagte ich wohl zu mancher: „Du liebes, herziges Thier mit deiner rothbesternten Haut, mit deinem weißen Bauche, mit deinen zarten Flossen, die wie Flüglein sind! Feiner Wasservogel du, der, soviel ich eben sehe, auch Eier legt, wie die Schwalbe und wie die Amsel . . .“ Auf meine Lobpreisung gab der Fisch aber nicht viel, er wollte nichts, als um Gotteswillen nur wieder im Wasser sein, und so habe ich ihn manchmal denn um Gotteswillen wieder hineingeworfen, das heißt, wenn er nicht zu groß war. Ich hatte Forellen aus dem Bache gezogen, die so lang waren, wie meine Hand bis zum Ellbogen herein, und auch hübsch breitlich, schillernd im schönsten Silber, das mit Rubinen besetzt ist — so etwas warf ich dann nicht mehr ins Wasser, vielmehr ins Feuer, nachdem das Thier kunstgerecht geschlachtet, ausgeweidet und zubereitet worden war. Am Waldrande hatte ich aus dürrem Geäste das Feuer angemacht; in die richtige Gluth legte ich dann die Forelle, die auf derselben sich nochmals zu ringeln begann, als ob sie wieder lebendig würde. Und war also der

Leckerbissen auf das Beste gerathen, so hieß es nun Jemanden aufzutreiben, der ihn verzehrte. Denn ich selbst war kein großer Freund von Fischen, meine Lust war das Fangen, und verzehren that ich sie nur, wenn sonst Niemand dazu da war.

Die Heerde, die ich zu weiden hatte, hielt sich an das fette Gras der Wiese; mein Ziegenböcklein schnupperte zwar zum Braten, der auf einem Germenblatte lag, aber weiter kümmerte es sich auch nicht um den bereiteten Imbiß. Jenseits des Baches auf der Wiese des Nachbars war wohl Jemand, von dem ich ahnte, daß er so etwas möchte. Heidenbauers Hirtendirndl, die Mirzel war's, das vertrackte Dirndl, welches ich haßte. Dieses unheimliche Wesen, kaum um etliche Jahre jünger als ich, braunhaarig, schwarzäugig, rothwangig, hatte mir nur Böses gethan, lauter Böses. Grüßte ich sie, so sah sie es nicht, sprach ich sie an, so legte sie einen Spott darauf, ging ich ernsthaft drein, so lachte sie mich aus, nannte ich sie das liebe Dirndl, so hieß sie mich den dummen Buben, sang ich ihr ein gesalzenes Vierzeiliges, so sang sie mir ein noch gepfefferteres zurück. Und bei der Nacht, wo man doch glauben müßte, daß sie sehr weit von mir gewesen wäre, neckte sie mich im Traum, stellte sich so unermeßlich schön und holdselig und war am Ende nicht da — so daß ich manchmal in eine große Betrübniß fiel.

Einmal war ein stiller, Langeweile spinnender Herbsttag. Nur das Wasser rauschte und rauschte. Im Engthale lag weißer Nebel, daß man von den Bäumen am Waldrande nur die unteren Theile sah, ihre Wipfel verschammen in der weißen Unendlichkeit. Von meiner Herde sah ich blos die vordersten Thiere, die wie dunkle Flecken im Nebel standen oder langsam hin und her glitten. Nur mein schwarzes Ziegen-

böcklein war klar und deutlich da, weil es ganz nahe an meinen Füßen umherſchalkte. Ich hatte wieder ein Feuer gemacht, das Ziegenböcklein mußte im Nebel die aufſteigende Flamme für eine Feuerlilie gehalten haben, die man eſſen kann, wenn man Ziegenböcklein iſt. Aber dieſe Feuerlilie verſtand unrecht und wollte das Böcklein eſſen; am Barte arg verſengt, zuckte und ſprang es zurück und blickte mich an mit vorwurfsvollen Augen: was ich denn da für ein Ungethüm hege? Ob ich denn nicht einen Prügel nehmen und das Ding mit den rothen Zungen todtſchlagen wolle?

„O Ziegenkind, Ziegenkind!“ rief ich. „Dieſes Ungeheuer iſt mit Prügeln nicht umzubringen. Je mehr Prügeln man drauf wirft, deſto ſtärker wird es. Hingegen hat es uns wieder ein gutes Fiſchlein gebraten. Willſt ein Schweifel davon?“

„Vergelt's Gott!“ antwortete das Ziegenböcklein, denn wenn der Nebel ſehr dicht iſt, ſprechen in jenem Engthale auch die Böcke. „Suche Dir wen Anderen zu dieſem Braten, ich eß den Salat.“ Und ſchnappte einige Wildlattichblätter auf. Dann meckerte es und ſprach: „Schau einmal über den Bach hinüber. Juſt hat ſich der Nebel ein wenig gehoben, er wird bald wieder ſinken, ſchau geſchwind! Dort ſteht Eine. Au, jetzt lauſt ſie ſchon wieder. Jetzt duckt ſie ſich hinter den Weidenbuſch. Jetzt lugt ſie herüber. Du, Dieſelbige möcht' gewiß Fiſche haben. Kuraſch, Bua, und hol' ſie Dir!“

Einer ſo lebhaften Aufmunterung war natürlich nicht zu widerſtehen. Ich legte die wohlgebratene Forelle auf ein großes Germenblatt, das wie ein zierlicher Teller gehöhlt war, that dieſen Teller auf einen Stein und ging an den Bach. Ich kam bis zu dem ſchmalen Stege, der durch ein einziges langes Brett über ein paar aus dem Waſſer ragende Steinblöcke

gelegt war. Man mußte vom Ufer aus einen guten Sprung thun, bis auf das Brettende, und den that ich auch. Mit wenigen Schritten war ich drüben und mein Böcklein hinter mir her. Jetzt war ich auf der Heidenbauernwieſe, aber ich ſah das Dirndl nicht. Es waren die Weiden da, hinter denen ſie früher verſteckt geweſen, es waren die zwei braunen Kühe da, die ſie zu weiden hatte, aber ſie war verſchwunden wie ein Ding, das gar keinen Leib hat. Sie thut wahrlich, die Mirzel, als hätte ſie keinen. Wenn ſie aber einen hat, dann — ſo mein racheſchnaubender Gedanke — dann ſoll ſie ſich den heutigen Tag merken! Ich will ihr zeigen, ob man einen braven Burſchen ſpotten darf, oder überſehen, oder auslachen, oder gar necken im Traum! Das Ziegenböcklein war weſentlich klüger als ich, es meinte, wenn ſie hier am Bachesrand nicht ſei, ſo werde ſie eben anderswo ſein. Es hüpfte munter umher, und auf einmal meckerte es mitten im Nebel drin. Ich ging hin und da war ein Erlenbuſch, und aus dem Erlenbuſch zwiſchen Blattwerk guckte ein röthlicher Fuß hervor und fünf Zehen dran, an welchen das Zicklein ſchnupperte, als wären es die meinen. Als ich dieſen armen, von Allem entblößten Fuß ſah, verging mir der Haß. Ganz gründlich verging er mir. Sie hub an zu kichern.

„Willſt Du jetzt da drinnen bleiben, kleiner Molch?“ fragte ich.

Da kroch ſie flink hervor, riß vom Erlenſtrauch ein Zweiglein ab, verſetzte mir damit eins auf die Schulter und lief davon.

Nun giebt es aber Leute auf der Welt, die längere Beine haben, als ein barfüßiges Hirtenmädel. Das Ziegenböcklein hatte ſeine helle Freude an unſerem Wettlauf und that munter mit und meckerte luſtig, als ich ſie am Rockkragen erhaſchte und ausrief: „Mirzel, jetzt hat er Eine!“

„Und hat auch Eine!“ rief ſie lachend, da fühlte ich eine auf der Wange. Sie that aber nicht weh, ſie war nur ſo ein würziges Streicheln geweſen. Ich that nichts dergleichen, packte ſie am Arm, und wir ſchritten nun Arm in Arm, wie ein Stadtherrnpaar, am Bachesrand entlang. Sie ſprach vom Nebel, ich ſprach vom Regen. Sie redete von ihren Kühen, ich redete von meinen Ochſen. Dann ſagte ſie, ich hätte einen ſehr dummen Ziegenbock, der ſpringe ja, als ob er närriſch wäre.

„Er ſpringt halt vor Freude,“ antwortete ich. „Weil wir die Mirzel haben.“

„Was habt Ihr denn auch an der Mirzel?“ fragte ſie ſchelmiſch.

„Wir haben an der Mirzel Eine, die uns Fiſche eſſen hilft,“ war meine Antwort. „Komm nur gleich mit. Er iſt ſchon fertig.“

Ein bißchen ſträubte ſie ſich, aber nicht arg. Das Waſſer wallte und rauſchte, ich führte ſie über den Steg hinüber auf meine Wieſe. Und das Böcklein hinter uns her.

„Oha!“ rief ſie lachend, „für das fremde Land dahier hab ich keinen Paß!“

Damit entwich ſie und war mit etlichen kühnen Sprüngen wieder drüben bei ihren Kühen. Ich ging langſam nach, und dem Ziegenböcklein war der Spaß auch wieder recht.

Ihre Kühe nahmen das Nahen des Abends wahr und gingen, eine hinter der anderen, wohlgeſättigt und behäbig den ſteilen Weg hinan gegen die Berghalde, hinter welcher der Heidenbauernhof ſtand. Die Mirzel wollte ihnen nacheilen, ich holte ſie wieder ein und gab ihr den wohlgemeinten Rath, die Thiere allein nach Hauſe trotten zu laſſen, ſich ſelber aber zu überzeugen, wie der Hüttenſchlager-Franzl Forellen braten könne.

„Iſt es Dein Ernſt, daß Du ſie mir vermeint haſt?“ fragte das Dirndl und blieb ſtehen.

„Ein ernſthafter Fiſch! Ganz gewiß. Auch die Gräten ſind kein Spaß, wenn man ſie ſchluckt.“

„Du treibſt immer ſo Dummheiten,“ ſagte ſie leiſe, denn jetzt, etwas weiter vom lärmenden Bache weg, konnten wir ſchon leiſer ſprechen miteinand. Sie ſchmunzelte mich an mit etwas geſenktem Köpfchen. Mir wurde ganz heiß. So liebherzig war ſie bisher noch nie mit mir geweſen. Ich häkelte die Finger meiner linken Hand in die Finger ihrer rechten ein, wir ſchlenkerten ſo ein wenig mit den einander verhäkelten Armen, kamen dabei gegen den Bach heran, und ich zerrte ſie ſachte an den Steg.

„Ich werd' aber hinabfallen!“ ſprach ſie und ſtellte ihr Füßchen aufs Brett.

„Geh nur voraus, ich bin glatt hinten drein, daß ich Dich auffangen kann.“

Sie ſchritt vorſichtig hinüber, ich ihr nach, und als ſie am anderen Ufer war, ſtieß ich, natürlich ganz zufällig, ſo ans Brett, daß es vom Stein ins Waſſer glitt und davon ſchwamm.

„Jeſſas und die anderen Zwei!“ rief ſie erſchrocken, „jetzt kann ich nicht mehr hinüber.“

„Das iſt ſchon des Teufels!“ ſagte ich, denn ich war voller Freude und voller Falſchheit. „Gehen wir jetzt einmal den Fiſch eſſen, vielleicht wachſen Dir dann Floſſen und Du kannſt hinüberſchwimmen.“

Sie ſchwieg darauf, wußte wahrſcheinlich nicht recht, was jetzt werden ſollte. Das gloſende Feuer am Waldrande warf im abendlich dunkelnden Nebel ſchon eine Art Heiligenſchein um ſich. Natürlich, jetzt kam ja der chriſtliche Faſttag

— wir gingen Fiſch eſſen. Der lag noch ruhig auf dem ſteinernen Tiſche in ſeinem grünen Teller. Ein wenig geringelt war er, als wollte er ſich in ſeinen eigenen Schweif beißen.

„Du wirſt den Kopf haben wollen?“ fragte ich das Dirndl nicht ohne Bosheit.

„Nein,“ antwortete ſie. „Da mach ich's ſchon lieber dem Fiſche nach.“ Sie wußte wohl, daß bei dieſem Thiere der hintere Theil dem Kopfende weitaus vorzuziehen iſt. Ich begann mit meinem Taſchenfeitel ſorgfältig die ſtahlgraue, theilweiſe angekruſtete Haut abzuſchälen, bis das milchweiße Fleiſch bloßlag. Es löſte ſich leicht und glatt von dem Grätengerippe und das Dirndl ließ ſich's ſchmecken. Ich erzählte ihr während des Schmauſes, wie man Fiſche fängt, verſchwieg aber, wie man Dirndln fängt, weil ich befürchtete, ſie möchte aus Trotz davonlaufen. Innerlich war ich ſehr zufrieden, die Stolze und Boshafte unter meiner Botmäßigkeit zu haben.

Noch knuſperte ſie an einer Floſſe, als ſie ſich ſelbſt halblaut die Frage vorlegte: „Wie werd' ich jetzt übers Waſſer kommen?“

„Heute kannſt Du nicht mehr hinüber,“ antwortete ich. „Bis zur Mühlbrücken hinab iſt es weit und jetzt wird's ſchon dunkel.“

„Was wird mein Bauer ſagen, wenn die Kühe allein kommen und ich nicht!“

„Das kann Dir ganz gleichgiltig ſein, Du hörſt es ja nicht. Und morgen, wenn Du heimkommſt, wirſt die Wahrheit erzählen, daß es den Steg vertragen hat, und daß Du beim Hüttenſchlager haſt müſſen über Nacht bleiben.

Und wie wir das alles ſo klug beſprachen und wie dem Dirndl trotz Allem ſicherlich ein wenig bange ward und wie ich ſelber lebhaft nachſann, unter welchem Schick ich das

Dirndl bei meinen Leuten würde einführen für die Nacht, da hörten wir kläglich meckern. Jetzt war das schwarze Luderchen drüben. Das Ziegenböcklein war jenseits des Baches und konnte nicht herüber. Es lief auf und ab, es machte verzweifelte Bocksprünge und konnte nicht herüber.

„Das ist noch das Schönste!" rief ich, „jetzt geht's ganz krumm."

Das Dirndl machte alsogleich den Vorschlag, zur Mühlbrücke hinabzugehen, daß dort das Böcklein herüber und sie hinüber könne. Um diesem unzweckmäßigen Beginnen vorzubeugen, riß ich rasch meine Schuhe von den Füßen, streifte die blaue Leinwandhose auf bis über die Knie, sprang ins Wasser und holte das Zicklein herüber auf den Armen. Sie hatte mir dabei zugeschaut. Mit ausgespreiteten Füßen stellte ich mich nun vor sie hin und fragte — denn die Geschichte kam mir allmählich ein bißchen bedenklich vor — ob ich sie auch so über das Wasser tragen solle? Das nahm sie aber nicht an. Tragen lasse sie sich nicht, aber zu Fuß wolle sie hinüber.

„Das mußt nicht thun," widerrieth ich, „das Wasser ist höllisch kalt. Du bist ein leichtes Weibsbild, Du glitschest aus auf den schlüpferigen Steinen, wie es auch mir bald passirt wäre, Dich wirft das Wasser um, Du rinnst fort wie ein Strohhalm und ertrinkst. Nachher bist todt und wir haben nicht einmal eine Leich'."

„Da will ich doch lieber herüben bleiben und morgen recht früh zur Mühlbrücken hinabgehen," war ihre Meinung. Zwischen den Beinen durch und rings um uns tummelte sich das Zicklein und ich schwieg.

Es war schon recht dunkel geworden, das Feuer verglost am Waldrand. Ich trieb meine Heerde heimwärts und

das Dirndl folgte mir nachdenklich, ſchier ein wenig traumhaft. — Sie muß dich doch ein ganz klein bißchen lieb haben, Franzl, dachte ich mir. Sie hätte zur Noth ſchon hinüber können, auch zur Mühlbrücke hinab iſt es nicht weiter als eine halbe Stunde. Als die Mühlbrücke und das kalte Waſſer hat ſie dich lieber, Franzl, das ſteht feſt. — Jetzt wußte ich aber nicht, was zu machen war.

Als wir mit unſerem Heerdetrieb durch den Wald kamen und in die Nähe des großen Ahornbaumes, fiel es mir plötzlich ein.

„Du," ſagte ich etwas ungleich zu meiner ganz ſtumm gewordenen Begleiterin, „wenn Du ſchon dableiben willſt, ſo weiß ich Dir eine fürnehme Schlafſtatt. Du wirſt es ſchon immer einmal gehört haben, daß der alte Einleger Euſebel da oben im Ahornbaum ſein Bett hat. Recht ein gutes Neſtel, bin ſelber ſchon einmal drinnen geweſen. Geſtern iſt der Euſebel hinausgegangen zum Bader, weil er krank iſt. Da wäre ſein Bett jetzt frei, wenn Du Dich willſt ausſchlafen."

„Mein Gott!" ächzte ſie. „So mitten im Wald mutterſeelenallein! Kein Aug' kunnt ich zumachen vor lauter Fürchten."

„Wenn's nicht anders iſt," verſetzte ich hierauf zögernd, „ſo müßt' halt ich — ein biſſel Wacht ſtehen beim Baum, bis die Geiſterſtund' vorüber wär'."

„Das wird Dir halt auch ſauer werden, Franzl."

„Ich thu's gern," war meine Antwort.

Hierauf kletterte ich die Holzſproſſeln hinan, die der alte Euſebel in den Stamm geſchlagen hatte, um mich zu überzeugen, ob das Lager auch in Ordnung wäre. Es war mit großer Vorſicht durch Flechtwerk geſchützt in dem dichten Aſt- und Laubgewirre, es war völlig finſter drin und in der Krone rieſelte leiſe der Abendwind. In der länglichen Höhlung war

aus Stroh ein Bett gemacht, darüber eine alte Pferdedecke, und unter dieſer Decke lag der alte Euſebel. Das war mir nun ein bißchen unangenehm. Aber es kam noch anders. Zuerſt hörte ich ſeinen ſchweren, röchelnden Athemzug, dann fühlte ich ſeine eiskalte Hand. Er taſtete nach mir, umklammerte mit den knorrigen Fingern krampfig mein Handgelenk und er hauchte mit großer Güte und Innigkeit die Worte: „Franzl! Verführen! Verführen mußt Du ſie nicht!“

Ich war ſehr erſchrocken, und nach einem Weilchen fragte ich, wie es ihm gehe, was er mache?

„Ein biſſel ſterben,“ antwortete er.

„Euſebel, ich werde Leut' holen.“

„Hilft nichts. Müſſen ſelber ſterben,“ ſtieß er mühſam und faſt undeutlich hervor. „Wird bald vorbei ſein, bei mir. Draußen — bei der Pfarrkirchen hab ich ſchon alles fertig. Verſcheiden geläutet iſt auch ſchon. Im Gottesnamen. Muß jetzt dazuthun — daß ſie nit gefoppt ſind. — Ich weiß es wohl, Franzl, Du haſt ſie mitgebracht. — Willſt ein Elend anheben. Mußt nit. Thät nachher nimmer aufhören. — Ach! — Weh' thut's! — Weh' thut's!“

Ich wollte doch um Hilfe eilen. Er hielt mich aber ſo feſt am Arm: „Bleib' ein biſſel da. Ein Vaterunſer kannſt mir vorbeten.“

Meine Angſt ſtieg aufs Höchſte. Ich ſuchte hinabzugucken auf meine Genoſſin, aber es war ſchon zu finſter, um zu ſehen, ob ſie noch am Baume ſtehe. Die Heerde war weitergezogen gegen das Haus hin. Nur das Ziegenböcklein hörte ich beklommen meckern, als frage es, was ich denn ſo lange mache auf dem Baum?

Ich betete mit zitternder Stimme ein Vaterunſer.

„Von der Mutter-Gottes auch was!“ begehrte der alte Mann.

Ich betete das „Gegrüßt-ſeiſt-Du-Maria.“

Dann war es ganz ſtill. Ich hörte kein Wort, keinen Athemzug. Aber die kalte Hand hielt mich noch umklammert. Meinen Kopf wandte ich. „Mirzel!“ flüſterte ich hinab in der größten Beſtürzung. Sie antwortete nicht. Da that der Euſebel noch einen Hauch: „Verführen — mußt ſie nit.“ — In demſelben Augenblicke ließ ſeine Hand aus und ſank zurück.

„Euſeb!“ ſagte ich. „Euſeb!“ rief ich. Er meldete ſich nicht mehr, er regte ſich nicht mehr. Er war geſtorben.

Als ich das wahrgenommen hatte, kletterte ich den Baum herab. Das Zicklein war da, ſonſt Niemand.

Die Mirzel ſoll — das hat ſie mir viel ſpäter einmal erzählt, da ſie ſchon lange ein braves Eheweib war — damals, als ſie bemerkt hatte, daß es oben im Baumneſte nicht ganz geheuer war, davongelaufen ſein, gar nicht einmal zur Mühlbrücke hinab, ſondern ſchnurgerade und in großen Sprüngen von Stein zu Stein über den Bach und nach Hauſe.

Sie hatte recht gehabt.

Als am nächſten Tage mein Vater hinaus ging ins Kirchdorf, um beim Pfarrer anzuzeigen, daß der alte Einleger Euſebel geſtorben ſei, war der Pfarrer verwundert und er ſagte: „Das weiß ich ja ſchon. Geſtern war ein Bote da, der hat's geſagt.“

„Aber er iſt erſt geſtern ſpät Abends geſtorben!“ rief mein Vater. Da ſtellte es ſich heraus, daß der alte kranke Einleger, der ſein Ende gefühlt haben mußte, auf einem Kohlenführerwagen ſelber gekommen war, um Läuten, Seelen-

messen und Grab zu bestellen für sich selber. Er hatte es gesagt wie folgt: „Der alte Euseb Wimacher, vormals Taglöhner und jetzt Einleger in Alpel, laßt bitten, daß ein einfacher Conduct gehalten werden soll, er hat's überstanden." Also war schon geläutet worden, also war das tiefe Gräblein schon fertig an der Kirchhofmauer, und der Pfarrer sagte, sie sollten ihn nur bringen.

Wenige Tage nach diesem kleinen Ereignisse sind wir wieder auf den Berg gezogen in unseren Hof. Aehnlich wie wir herabgesiedelt, so siedelten wir hinauf. Etwa auf der halben Höhe des Berges kamen wir aus dem Nebel hinaus und in den Sonnenschein hinein. Es war, als ob wir aus einem weißen See aufgetaucht wären; hoch über uns tiefblauer Himmel, aber auf den Matten keine Blume, auf den Bäumen kein Vogel mehr. Die Blätter der Eschen und Birken lagen gelb und wie gekocht auf dem Rasen, und wo die Schatten der Bäume waren, lag weißer Reif. Als wir an den Hof kamen, der mit seinen verschlossenen Thüren und Thoren behäbig dalag, des Winters gewärtig, hörten wir drinnen ein klägliches Wimmern und Schreien. Wir stellten unser lautes Wesen ein, denn wir erschraken Alle miteinander. Der Muthigste von uns war der Jungknecht, der schloß mit dem hölzernen Schlüssel die Hausthür auf und drang voraus. In den unteren Gelassen war nichts, aber der Oberboden war voll von jungen Katzen. Die lebensfrohe Hauskatze, die wir im Frühsommer auf dem Hofe zurückgelassen, hatte ihre Schuldigkeit doppelt gethan. Sie hatte die Räume von Ratten und Mäusen gesäubert und sie hatte dieselben mit jungen Katzen bevölkert. Wir konnten nur der braven Hauskatze unsere Achtung zollen und ihre Jungen im Grabentümpel ersäufen.

Als wir im nächſten Sommer wieder zu Thale zogen, war ich nicht mehr Hirte. Ich blieb nicht mehr ſitzen im ſchattenkühlen Engthale, ich ging hinaus in die ſonnigen fruchtüppigen Gegenden, wo genau ſo, oder ein wenig anders, der Zufall und das Leben ſich wiederholte. Es kamen Anläſſe, daß ich nach trautſamen Neſtern ſpähte auf Ahornbäumen, oder auf Lindenbäumen, oder unter denſelben, oder in Erlenbüſchen, oder wo immer. Und in dem Augenblicke, wo alle gewaltige Luſt mein Weſen durchtobte, vernahm ich die Stimme des Sterbenden: „Verführen" u. ſ. w.

Die Stimme des Sterbenden war mächtig; aber manchmal — Herrgott im Himmel, Du weißt es! — manchmal noch mächtiger iſt die Stimme des Lebenden.

Vom Weibe, das dem Mann untreu werden will.

Drei Wochen nach der Trauung war das Unglück fertig. Von zwei jungen Hammerſchmiedleuten aus dem Mürzthale iſt hier die Rede. Rupert hieß er, Clopatl ſie — und verliebt, über alle Maßen ineinander verliebt, wogegen als das beſte Mittel die heilige Ehe empfohlen worden.

Drei Wochen nach der Trauung begann das Mittel zu wirken. Das Erſte war, daß der Rupert eines Morgens den Kaffee als angebrannt bezeichnete. Als ob nicht jede Kaffeebohne angebrannt ſein müßte! An einem weiteren Morgen war die Geſchichte mit den Socken. Der Rupert fand im Bette und um dasſelbe herum den zweiten Socken nicht, worauf die Clopatl folgende Bemerkung that: „Es iſt ja 's Paar! Du und Dein Strumpf, das iſt a Paar!“ Auf Solches warf er ihr den einen Socken vor die Füße, fuhr barfuß in die Stiefel und ging davon. Das Dritte war, daß er mit der Stemmſchlager-Marianna liebäugelte. Ja geradezu liebäugelte am Kirchweihfeſte im Wirthshauſe! an Seite ſeiner Frau mit der Trutſchen liebäugelte! Sollen ohnehin

einmal etwas miteinander gehabt haben, die Zwei. Jetzt warteln sie, als ob die ehrlich angetraute Hausfrau gar nicht auf der Welt wäre! Und zu ihr, der Frau, eine versteinerte Gleichgiltigkeit. Er schaute sie ja die längste Zeit gar nicht an. — Das war zu viel. Frau Clopatl war das unglücklichste Weib auf Gottes Erdboden. In zornigem Stolze stand sie vom Wirthshaustische auf, ging nach Hause und weinte die ganze Nacht. Sie hatte Zeit dazu, denn er kam nicht heim. Und als sie es sich ausmalte, wie im Laufe der Stunden, vom Wein erwärmt, die alte Freundschaft der Beiden sich entwickeln konnte, der sie das Feld geräumt, kam in das Herz der armen jungen Frau jene höllische Pein, die mit keinem Leide der Welt vergleichbar ist.

Und als Rupert auch am nächsten Morgen nicht nach Hause kam und die Hammerschmiede stillstand, als sei heute Kirchweih wie gestern, hielt es die verlassene Frau nicht mehr aus. Alles zuckte und zitterte an ihr, das Haus ward ihr zu enge, ihr Leib war, als müßte er auseinanderplatzen vor lauter Wuth. Sie band ein Handbündel, nahm einen Stock und ging fort. Es war nun Alles aus.

Sie ging das Thal entlang. Sie zermarterte ihr Gehirn, was sie doch anstellen solle, um den Treulosen, diesen verhaßten Menschen genugsam zu strafen. Ueber ihre Abwesenheit freut er sich vielleicht nur, denn wenn die Katze nicht zu Hause, haben die Mäuse Kirchtag. Wenn sie sich das Leben nimmt, so ist ihm das gerade recht, nimmt er die Andere. Sie muß sich anders rächen! — Nun hat sie's. Treulos will sie ihm werden, treulos! und es ihm dann zurufen: Eins fürs Andere! — Aber wie geht man das denn eigentlich an, seinem Manne treulos zu werden! — Den Handspiegel heraus. Wir sind ja das feine Gesichtel noch, das

früher so begehrt war, wenn's überhaupt einmal feil gewesen wäre. Seit drei Wochen ist's nicht unfeiner geworden, im Gegentheil! Die Augen, in denen sich einmal der Bräutigam gespiegelt hat, leuchten noch heller, brennen noch heißer und zünden leicht einen der Strohköpfe an, mit denen die Männer, diese sauberen Herren der Welt, umherschlänkeln. — Es ist ja empörend, von der Laune eines Mannes abhängig zu sein, sich unter seiner Willkür wehrlos zu fühlen! Er erlaubt sich alles. Wollen nun einmal sehen, wie es ihm taugt, wenn sich dasselbe Recht auch die Frau herausnimmt. Jawohl, mein gestrenger Ehegemahl, Du leichtsinniger Lump! Man wird Dir nur einmal zeigen, daß Du Dir eine ebenbürtige Frau gewählt hast. Man wird Dir auch zeigen, daß Frauen Geschmack haben und sich keinen Schlechteren eintauschen, umgekehrt, wie bei den Männern, welche der schönen jungen Frau die garstige Trutschen vorziehen!

Unwillkürlich lenkten ihre Schritte einem Bahnhof zu. Als sie am Schalter stand, fragte der Cassier: „Wohin?"

„Aber Gott, das weiß ich selber nicht," war ihre Antwort. Sie war planlos und voller Trotz.

„Nach Mürzzuschlag? Oder Semmering?"

„Ja, ja, auf den Semmering will ich."

Der Semmering ist ein Ort, wo man Abenteuer finden kann. Und Frau Clopatl sucht eins. Unterwegs kam sie in einem Rauchcoupé mit Viehhändlern zusammen. Das waren widerwärtige Gesellen; da hoffte sie auf dem Semmering schon etwas Angenehmeres zu treffen. Dort oben steigen gebildete Städter umher, besonders Wiener, die sehr lustige Leute sein sollen. Als sie jedoch auf der Station Semmering ausstieg, ging es ihr da zu bunt zu. Menschen so viele, wie auf einem Jahrmarkt; vornehme Wägen, die auf den glatten,

schneeweißen Straßen dahinrollten, als wär's auf Stadtpflaster. Clopatl war schon einmal in Graz gewesen; da auf hoher Alm und mitten im Wald war's nicht minder „herrisch". Es war ihr aber zu viel, und wenn der Rupert nachkommt und sie in der Menge findet, so ist das zu nichts; in der Einschicht, mit Wenigen, oder gar nur mit Einem soll er sie antreffen, damit er sieht, daß es ihr heiliger Ernst ist, ihm untreu zu werden. Jetzt fällt es ihr ein: auf den Sonnwendstein könnte sie gehen. Das ist der hohe Berg, auf dessen Spitze die weißen Steine liegen. Man hört ja, daß sie ein großes Gasthaus hinaufgebaut haben und daß es oft recht unterhaltlich umgeht in demselben. Ein altes Weib, das sie nach dem Wege fragt, giebt ihr mürrisch eine unverständliche Antwort; da eilt ein schlanker Herr hinzu, der trägt sich ihr zum Begleiter an auf den Sonnwendstein. Er gefällt ihr aber nicht, obwohl er fein „wie aus einem Schachterl" herausgeputzt ist, sein schwarzes Schnurrbärtchen aufgespitzt und sogar goldene Augengläser hat. „Schiagln (schielen) thut er," und das kann sie nicht leiden. Sie giebt dem höflichen Herrn also etwas kernig zur Antwort: „Ich dank schön, brauch keinen Lichteltrager, will den Weg schon allein finden."

Und fand ihn in der That, denn der Weg ist nicht zu fehlen. Aber lang ist er, kein Ende nehmen will er durch den Wald hinauf, und wenn man so einen Berg von unten anschaut, glaubt man es gar nicht, daß er so hoch ist. Es ist ein stiller, reiner Herbstnachmittag; Frau Clopatl denkt sich: Warum soll ich nicht einmal rasten? Wer jagt mich denn? — und setzt sich ins kühle Moos.

An demselben Morgen war es gewesen, als in der Kaiserstadt ein junger Mann in den Prater ritt, um sich dort zu erschießen. Denn er war der Sohn eines sehr reichen

Börsenmannes und hatte alles schon genossen, was als begehrenswerth auf dem Markte des Lebens zu kaufen ist. Nun war er übersättigt und langweilte sich so tödtlich, daß ihm ein kleiner Selbstmord die einzige pikante Zerstreuung schien, die er bisher noch nicht genossen hatte. Als er jedoch mitten in den stillen Auen vom Rosse gestiegen war, dieses mit einem Peitschenhieb davon gejagt hatte und den Revolver an die Stirn setzte, fehlte eine Kleinigkeit. Es fehlte weder Pulver noch Blei, es fehlte nur das bißchen Muth, das dazugehört, um an dem Hahn den Finger zu krümmen. Er schleuderte daher den Revolver in den Sand und strich mißmuthig weiter, ohne auch nur die mindeste Ahnung davon zu haben, wie dieser Tag, der so unleidlich sonnenhell anhub, wieder todtgeschlagen werden sollte. Als der junge Mann — er war eigentlich sehr hübsch, sah aber gottlos verschlafen aus — über die Donaubrücke ging und sein Auge zufällig den freundlich besonnten Leopolds- und Kahlenberg traf, fiel es ihm ein: ins Gebirge könnte er fahren. Im Gebirge ist manchmal noch ein Spaß zu finden. Eine halbe Stunde später saß er auf einem Eisenbahnzug der Südbahn. Zuerst wollte er für sich einen Salonwagen haben, da ein solcher aber nicht beigestellt wurde, so begehrte er in ein Nichtrauchcoupé dritter Classe einzusteigen. In einem Nichtrauchcoupé dritter Classe giebt es mancherlei Weibervolk. Und auch in diesem gab es solches, nämlich eine alte Großmutter mit einem jungen Kinde, das fortwährend schrie und sich nicht immer ganz sauber verhielt. Also stieg der junge Herr endlich wieder aus, und das war an der Station Semmering. Im Hotel aß er, freilich hübsch wählerisch, einen Theil der Speisekarte durch und trank Sect. Nach dem Diner versuchte er es mit einer Cigarre, als sie ihm aber nach einigen Zügen

zu Boden fiel, ließ er ſie liegen. Dann blieb er auf ſeinem Seſſel eine Zeitlang lehnen, die Beine gabelförmig ausgeſpreitet, die Hände in den Hoſentaſchen, den Kopf an die Lehne zurückgelegt, die Augen zu und den Mund offen.

Am Nachmittag muſterte er mit ſeinem Monocle die Geſellſchaft, gähnte ſie mehrmals an und ſchlürfelte dann davon. Er ging den Hochweg hinein gegen die Alpmatten und ein Weilchen ſpäter ſtieg er an gegen den Sonnwendſtein. Zwei Almerinnen kamen vom Berge herab, er wollte mit ihnen ein Geſpräch anknüpfen, trug aber in ſeinen Artigkeiten zu dick auf, ſo daß die beiden Landſchönen kichernd davoneilten. Mißmuthig ging er weiter, hatte aber eine Art von Ahnung, als ob dieſer Tag, den er ſo abſonderlich anfangen wollte, ihm auch etwas Abſonderliches bringen müſſe, ſo etwas, welches verlohnte, einen Tag länger zu leben.

Plötzlich ſah er neben am Wege ein Weib liegen. Ein junges, pralles Weib. Es ſchlummerte ſüß wie ein Kind. Die runden Wangen waren roth, als habe ihm eben der Traum einen zärtlichen Antrag gemacht; die vollen Lippen bogen ſich ein wenig aus, als dürſteten ſie nach etwas. Dem Stadtherrn zuckte eine warme Fluth durch die Adern. Weil er das ſchöne Bild anbetungswürdig fand, ſo kniete er daneben hin. In demſelben Augenblicke erwachte Frau Clopatl, und da ſie neben ſich den fremden Menſchen ſah, ſprang ſie auf, ordnete raſch ihr Haar und ſtieg eilig aufwärts. Er ging ihr nach und brachte Entſchuldigungen vor, weil er ſie etwa aus der Ruhe geſtört habe. Er habe ſie ſchlafend gefunden und ſich gedacht, er wolle bei ihr Wache halten, daß weder Thier noch Menſch ſie unangenehm überraſche.

Daß der junge Mann eigentlich fein und hübſch war, ſo viel hatte ſie ſchon geſehen. Daß ſie am Rande des Aben-

teuers ſtand, mit welchem ſie ihren Mann ſtrafen wollte, ſchwante ihr. Sie würde ſich dem fremden Herrn ſofort in den Arm hängen, daß er ſie führe den ſteilen Berg hinan, wenn nur Rupert hinten drein wäre und es ſehen könnte. Aber dieſem gottlos gleichgiltigen Menſchen falle es ſicher gar nicht ein, ihre Spur zu verfolgen, ſo zärtlich ſie auch von ihm träume, ſo oft ihr nur die Augen zufielen. Er verdiene es entſchieden nicht, daß ſie ſo viel Liebe an ihn verſchwende, ſie werde daher ihr Vorhaben durchführen.

In den Arm hing ſie ſich dem feinen Herrn nicht; übrigens ging ſie ganz munter neben ihm her und ließ ſich in ein Geſpräch ein mit ihrem Begleiter.

Ob er etwa krank geweſen ſei, weil er ſo blaß ausſehe? fragte ſie ihn.

Nein, er ſei kerngeſund, das Blaſſe komme nur von der Liebe, die alles Blut von den Wangen zu dem Herzen treibe.

„Da muß ich ſchon gar nicht verliebt ſein," bemerkte ſie, „denn mir ſteigt das Blut gern in die Wangen."

Bei den Frauen ſei es auch in Ordnung ſo, meinte der Städter. Männer würden in der Liebe blaß, Weiber roth. — Von dieſem geiſtreichen Ausſpruche war er ſelbſt überraſcht. Er hatte niemals viel Gewicht auf das Geiſtreiche gelegt, das hat ein Menſch, wie er, nicht nöthig, aber der eben geſagte Witz freute ihn, weil ſolcher das junge Weib in der That noch röther machte, als es ſchon war.

Die Sache wurde ihr doch zu verfänglich, ſie lenkte daher das Geſpräch auf die ſchöne Ausſicht, die ſich vor den Wandernden allmählich aufgethan hatte. „Daß es doch gar ſo viele Berge giebt auf der Welt!" rief ſie; noch beſſer gefiele ihr der Blick hinaus in das Flachland. Eine ſo

ſchöne Gegend, wo alles eben ſei, habe ſie doch ihr Lebtag nicht geſehen; dort möchte ſie ſein.

So ſolle ſie mit ihm nach Wien gehen! ſchlug er vor.

Das ſei ihr ſchon recht.

Er wolle ſie heiraten.

Das ſei auch gut gemeint. Das Heiraten ſei den Weibsleuten niemalen zuwider.

Aber nur auf eine Weile.

Das ſei ſehr geſcheit, ſagte ſie, es komme ja doch die Zeit, wo zwei Eheleute wieder auseinander wollten.

Er habe noch ſelten ein Mädel getroffen, bemerkte er, das zu ſeiner Schönheit auch noch ſo klug wäre.

„Wenn ich ein Mann wäre," ſagte nun Frau Clopatl, „ich möchte kein kluges Weib haben. Schön ja, aber nur nicht klug."

„Und warum?"

„Weil ich von Keiner angeführt ſein möchte. Die klugen Weiber laſſen nichts auf ſich ſitzen, gar nichts. Wenn ihnen der Mann untreu wird, ſo werden ſie es ihm wieder, und wenn ſie einen Verliebten begegnen, ſo foppen ſie ihn, heißt das, wenn er nicht gar zu nett iſt."

„So werden wir heute im Hotel auf dem Sonnwendhof das Verlobungsfeſt feiern . . . ?" ſchlug er mit etwas unſicherer Stimme vor.

„Mit wem werde ich denn die Ehre haben?" fragte in gutbürgerlicher Höflichkeit Frau Clopatl.

„Ah ſo, wir haben uns noch gar nicht vorgeſtellt," lachte der Stadtherr. „Mein Name iſt Arthur Hämberger."

„Ja, ſchön!" ſagte ſie.

„Und der Deine, mein Kind?"

„Den ſage ich erſt, wenn wir beim Pfarrer ſind."

Arthur hatte nichts dagegen. Der Name thäte nichts zur Sache.

Unter solchen Gesprächen waren sie zur Höhe des Berges gekommen, wo ihnen das Hotel mit seinen grünen Fensterläden freundlich entgegenlachte. Der Frau Clopatl war recht sonderbar zumuthe. Herr Arthur ging ins Haus, um ein Zimmer zu bestellen. Er wählte eines der vornehmsten, mit rothsammtenen Möbeln ringsum und Butzenscheiben an den Fenstern. Die junge Frau stand draußen vor dem Thore, und als der Hausknecht ihr das Handbündel abnahm, wandte sie ihr Gesicht ab, sie getraute sich heute keinem Menschen ins Auge zu schauen. Von einem offenen Fenster herab hörte sie die Anordnungen und Befehle, die oben Arthur in herrischer Weise dem Kellner machte; er schien nicht unpraktisch zu sein. Die Frau huschte um die Hausecke und stieg rasch die letzte Höhe hinan.

Dort setzte sie sich auf einen massigen Steinblock und blickte in die Gegend hinaus. Das tiefe Loch, das die Welt da unten hat! Sie schaute in die Adlitzgräben hinab. In fernster Ferne, wo Berge und goldige Wölklein ineinander verschwammen, ging still und roth die Sonne unter. Im Mürzthale lag schon eine blaue Dämmerung und da war es ihr, als wehe leise und leise ein Glockenklang herauf aus diesem Thale, schier zu hören, als ob Einer rufen thäte: „Komm — heim! Komm — heim!“ — Was jetzt der Rupert machen wird? Ob er noch bei der Trutschen sein wird, oder ob er daheim vor der Hausthür sitzt und auf die Straße hinschaut? Oder ob ihm nicht gar ein wenig bange ist nach seinem Weibe? Denn im Grunde ist er ein guter Bursche und wäre nur diese höllische Trutschen schuld, wenn er auf Abwege käme. Klug ist es übrigens nicht, wenn ein Eheweib

gleich so davonläuft, er kann sich kränken und die Trutschen wird lachen dazu. — Schau! sagte das junge Weib zu sich — wie ist die Welt so schön! Müssen denn die Menschen so arg sein aufeinander? — Und wie jetzt im Angesichte der großartigen Natur der heilige Abendfrieden ringsum war, da hielt Frau Clopatl ihr weißes Tüchlein vor das Gesicht und weinte.

Vom Hotel herauf im Gestein hörte sie Schritte. Das ist der Herr Hämberger. Frau Clopatl sprang auf, lief an den Felsen hin, flink wie eine Gemse, aber nicht gegen das Hotel, sondern auf der anderen Seite hinab in den steilen, waldigen Hang. Sie eilte athemlos, als sei sie auf der Flucht. Es wurde dunkel, sie kam in das Dickicht von Fichten, sie durchbrach es und kam immer tiefer hinab. Da unten, dachte sie, müsse ja die Reichsstraße sein, was solle sie den langweiligen Weg über die Höhe hinaus machen, da hinab ist's am kürzesten, und sie mag auch keinem Menschen begegnen. Von einer Lichtung aus blickte sie zum Sonnwendstein hinauf, der sein Felsenhaupt emporhob in die schwindelnde Höhe. Noch bemerkte sie in der Dämmerung, wie auf der Zinne ein schwarzer Punkt sich hin und her bewegte. Das war wohl der feine Herr Arthur Hämberger. So bosthaft war sie aber doch, daß es ihr Vergnügen machte zu denken, wie sie heute zwei Männer auf einmal gefoppt hatte.

Plötzlich hörte sie im Tannicht ein Geräusch, ein unheimliches Brüllen. Mehrere Rinder saßen und standen da und darunter ein schwarzer Stier, der mit dem Vorderfuß die Erde aufwühlte und schwerfällig, aber drohend auf die hilflose Frau zukam. Des Entsetzens voll schoß sie in das struppigste Dickicht hinein, zwängte sich in demselben mit unsäglichen Beschwerden vorwärts, wobei jeder Erlenast, jedes

Brombeergeflechte ihr ein Stück Kleid vom Leibe reißen wollte. Dann kam sie in Moorgrund, in welchem sie bis an die Knie einsank, endlich stand sie vor einer Felswand. Jetzt konnte sie nicht weiter. Und so war sie allein mitten in einem unbekannten Walde und in der finsteren Nacht. — Sie setzte sich auf einen hingestürzten Baumstrunk und sann nach, was jetzt zu machen sei. Aus der Tiefe drang manchmal der Pfiff eines Eisenbahnzuges herauf, auf einem der Baumwipfel krächzte die Eule. Jetzt fiel es der klugen Hammerschmiedin ein, daß sie sehr thöricht gewesen sei und daß ihr recht geschehe. Dabei ward ihr noch übler zumuthe. Um aber Nutzen aus dem Nachtheile zu ziehen, nahm sie sich vor: Wenn ich noch einmal glücklich heimkomme, so will ich's anders machen. Nicht mit Trutz will ich meinen Mann an mich binden, sondern mit Zärtlichkeit. Dann mögen hundert Trutschen kommen, meinen Rupert kriegen sie mir nicht ab. Mittlerweile hatte sie sich etwas ausgeruht und nun versuchte sie es nochmals, einen Abstieg zu finden. Aber Gestrüppe und Gefälle und Schründe, dann wieder Felswände, es war nicht vorwärts zu kommen. Wenn ich hier sterben muß, dachte sie sich, so finden sie meinen Leichnam bis zum jüngsten Tage nicht. Dummer kann sich kein Mensch verlaufen. Fast überrascht war sie, wie jetzt eine ragende Masse vor ihr stand, welche sie allmählich als eine halbverfallene Halterhütte erkannte. Sie untersuchte den Bau von außen und von innen und da sich nichts Verdächtiges daran fand, verrammelte sie den Eingang und legte sich drinnen auf eine Holzbank.

Beim ersten Morgengrauen machte sie sich wieder auf die Füße, und eine Stunde später war sie auf der breiten glatten Straße, die von Schottwien auf den Semmering

führt. Nun ersah sie aber mit neuem Schrecken, wie sie zugerichtet war, und daß es in solchem Aufzuge nicht anging, vor aller Leute Augen zu wandeln. Auf Seiten- und Umwegen kam sie in die Gegend von Spital. Hier wollte sie sich doch in eine Wirthsschenke wagen, um einen Imbiß zu nehmen, denn sie fühlte in ihrem Magen eine große Schäbigkeit. Jetzt stellte es sich aber heraus, daß sie kein Geld mit hatte. Das Geldtäschchen war im Handbündel, welches ihr gestern im Hotel auf dem Sonnwendstein der Hausknecht abgenommen hatte. Frau Clopatl ging daher nicht ins Wirthshaus, sondern hub ein paar Feldrüben aus, um sich daran zu laben. Kaum sie den ersten Biß in die süße Frucht gethan, hörte sie auch schon die unwirsche Stimme eines Bauers, er würde dem landstreichenden Gesindel bald beweisen, wem die Rüben gehörten! — Und pfiff seinen Haushund. Hastig warf die Frau Hammerschmiedin ihre Rüben von sich und eilte wegshin. Dem Orte Mürzzuschlag wich sie aus, indem sie ihren Weg hinter den Gansstein verlegte. In Langenwang hatte sie eine Freundin. Bei der mußte sie zusprechen, da half nichts mehr dagegen. Aber woher jetzt eine gute Lüge nehmen!

„Meine liebe Kathrin!" mit diesen Worten fiel sie der Freundin um den Hals, „erschrick nicht über mein Aussehen, es ist nicht so schlimm, als es scheint. Du wirst lachen. Ich habe eine Wallfahrt nach Maria-Schutz gemacht. Du weist ja, wenn man heiratet, ist es so der Brauch. Jetzt hat mich auf dem Rückweg über den Semmering ein böser Hund angefallen, mir die Kleider zerfetzt, mich in die Stauden und in den Morast gejagt und davon bin ich so zugerichtet. Um tausend Gottes Willen bitte ich Dich, borge mir von Dir ein Gewand, daß ich heimgehen kann. Und

vor Allem ſei ſo gut und ſchenke mir einen Löffel warmer Suppe. — O Gott, dieſen Wallfahrtsweg will ich mir merken!"

Trefflich konnte ſie es. Wo etwas Schlimmes angeſtellt worden iſt, da thut ſich das Lügen von ſelber. Die Freundin war voller Freude und Geſchäftigkeit, der Hammerſchmiedin dienen zu können.

„Aber," ſagte ſie dann, als die Frau Clopatl beim Kaffee ſaß, „ſo kommſt Du jetzt von Maria-Schutz? Und warſt nicht daheim geſtern? Und der Rupert liegt allein in ſeinen Wunden?"

„In welchen Wunden?" fragte die Hammerſchmiedin.

„Du thuſt ja, als wüßteſt von nichts? Soll eine hitzige Nacht geweſen ſein, die heurige Kirchweihnacht. Daß ſie gerauft haben!"

„Gerauft? Wer? Das wäre ſauber!"

„Wollt' mich wundern, daß Du davongehſt, wenn ſo was iſt!" ſagte die Freundin Kathrin.

„Jetzt red' nicht ſo herum und ſag's, was Du weißt!" rief Frau Clopatl und warf den Löffel weg.

„Der Stemmſchlager-Marianna wegen."

„Der Trutſchen wegen?"

„Sie ſoll über Dich was Unliebſames geſagt haben," erzählte die Freundin. „Darauf hätte Dein Rupert gegengeredet, ſie ſolle ihr Lugendorf (den Mund) hüten und Du wäreſt bei der kleinen Zehe mehr werth, als wie ſie — die Marianna — mit Haut und Haar."

„Hat er das geſagt, mein Rupert?" fuhr die Frau auf, „das hat er geſagt?"

„Nachher ſoll der lange Nantel aufbegehrt haben, das iſt der Marianna ihr Gernhaber, und ſoll gegen Deinen

Mann losgegangen ſein; der hat ſich gewehrt, nu und ſo iſt halt gerauft worden. Soll Einer wie der Andere ſein Theil an den Kopf kriegt haben. Dein Mann ſoll geſtern Vormittags zwar ſelber hineingegangen ſein, ſich aber gleich ins Bett gelegt haben."

Frau Clopatl war ſchon an der Thür. Ein kurzes „Dank Dir Gott!" und „Behüt Dich Gott!" und davon lief ſie, die Straße entlang. Ihr war, als hätte ſie Flügel an den Zehen, an jenen Zehen, wovon eine einzige dem Rupert lieber war, als die ganze Trutſchen mit Haut und Haar!

Als ſie nur mehr eine Viertelſtunde weit von ihrem Dorfe entfernt war, ſtand ſie ſtill und horchte, ob in der Schmiede der Hammer klappere. Nichts. Todtenſtille. — Schwerkrank! Sterben! — Iſt gut, dann geht ſie in den Hammerbach. Weil nur das Eine nicht iſt, das Eine nicht. Daß ſie auf dem Sonnwendſtein nur keine Dummheit gemacht hat! Alles Andere ſei, wie Gott will! —

Als ſie gegen das Haus kam, ſah ſie, wie dort ein Mann mit der Holzaxt ein Brett behaute. — „Schreiner? Sarg? Maria, ſteh mir bei!"

Sie rief es laut, da wandte er ſich um und ſie erkannte den Rupert. Ein Tuch um das Haupt gewunden, hieb er ins Holz und rauchte dabei ſeine Pfeife. Ohne von ſeiner Arbeit weiter abzulaſſen, ſagte er in munterem Tone: „Jetzt kommt Eine."

„Rupert!" rief ſie ihm zu, „iſt Dir beſſer?"

Er lachte auf. Anfangs hätte es wohl geklungen im Kopfbein, weiter nichts. Der Nantel dürfte Schlimmeres wiſſen.

„In Maria-Schutz bin ich geweſen!" log ſie ihm vor, denn die Wahrheit war jetzt nicht am Platz. Es war ja

plötzlich Alles zusammengebrochen, womit sie ihre Thorheit entschuldigen konnte.

„So," sagte er, „und mir ist heute das Wasserfloß schadhaft geworden. Nachmittags will ich den Hammer wieder anrichten."

„Und bin ich Dir gar nicht abgegangen?" fragte sie ihn halb zärtlich, halb lauernd.

„Warum?" fragte er entgegen. „Daß Du fort bist, habe ich gesehen, daß Du wiederkommst, habe ich gewußt."

„Und daß mir was sein könnt? Daß mir was geschehen könnt?"

„Da sei Gott vor."

„Wenn mich wüthende Hunde zerreißen, oder wilde Stiere aufspießen, oder böse Menschen abfangen — ist Dir denn das gleichgiltig?"

„Das wäre mir schon nit gleichgiltig!" antwortete er ruhig, hackte und rauchte.

„Daß Du doch gar so trocken sein kannst gegen mich!" rief sie fast zornig. „Ich will auch manchmal ein liebes Wort haben. Andere Männer thun Einem viel mehr Liebes an als Du, der eigene Ehemann. Was würdest denn sagen, wenn ich mich einmal vergessen sollte und — Dir untreu werden?"

Er ließ den Arm mit der Axt sinken, blickte sie an und sagte: „Du untreu? Nein. Das kannst Du nicht, wenn Du auch wolltest. Dafür bist Du zu brav."

Sie sprang ihm an die Brust. Dieses Wort: Du kannst es nicht. Du bist zu brav! — Sie jauchzte hell. Sie fühlte es, daß alle Artigkeiten und Liebesbezeugungen der Welt dieses eine Wort nicht aufwiegen.

Er kennt sie besser, als sie sich selbst. Und an Bravheit, so dachte sie nun, wirst Du mir nicht viel nachgeben.

Das Mirakel auf der Waldhöhe.

Man ſähe es ihm nicht an, dem ſchlichten Kreuze auf der Waldhöhe, daß es ſo ſchöne Wunder wirken kann. Und noch dazu durch welche Mittel! Es iſt beiſpiellos in der Geſchichte der Mirakel.

Das Kreuz ſteht auf dem Bergſattel, wo der Weg vom pittoresken Ramsthale hinüberführt in den Alpencurort A. Es iſt über zwölf Schuh hoch und hat drei Querbalken. Auf dieſen Querbalken, von welchen der oberſte kürzer iſt als die unteren, ſtehen Zange, Hammer, Leiter, die drei Nägel und alle die Marterwerkzeuge der Kreuzigung, in Holz geſchnitzt. Es iſt für Uneingeweihte ein ſeltſam myſtiſches Zeichen, das im dunklen Waldfrieden unter hohen Fichten und finſteren Tannen faſt geſpenſtig daſteht. Es iſt eines jener „Wetterkreuze", welche die Bauern in den Alpengegenden auf Bergeshöhen aufzuſtellen pflegen und kirchlich einweihen laſſen. So ein Wetterkreuz, wenn es richtig gebaut und eingeweiht iſt, und wenn die Leute den richtigen Glauben daran haben, iſt im Stande, im Sommer die Hochgewitter aufzuhalten und zurückzuſchrecken, beſonders

wenn solche Gewitter gehext sind. Ein Wettersturm, der von Gott geschickt, wird selbstverständlich von Gott nicht aufgehalten werden, und weil — wie der Herr Kaplan zu Rams sagt — in der neuen, verderbten Zeit fast alle Wetterstürme von Gott kommen, um die Leute zu strafen, so wird natürlich auch das Wetterkreuz nichts dagegen ausrichten.

Daher genießt das Kreuz auf dem Waldsattel nicht mehr das rechte Ansehen; bei Tage geht man gleichgiltig an ihm vorüber, in der Nacht etwas befangen, weil gerade solche Bildsäulen, die sonst nichts mehr ausrichten, im Dunkeln noch gespenstern können. Das Kreuz steht auf dem Waldanger, es war ursprünglich roth angestrichen und dann über und über bewachsen mit grauen Flechten, hat dort und da auch Risse, in welchen allerlei Würmlein kriechen; und von der Zange und dem Hammer nieder weben Spinnen an einem zarten Schleier, als hätten sie die Absicht, dieses Zeichen der spottsüchtigen Welt zu verhüllen.

Und ich bin mit den Spinnen ganz derselben Meinung. Die Menschheit hat in das Zeichen des Kreuzes so Vieles und Tiefes und Großes hineingelegt und aus demselben wieder herausempfunden, daß man es nicht profaniren soll. Es ist das Kreuz mit den zwei ausgestreckten Armen. Die Arme streckt aus, wer sich opferwillig selbst hingiebt, die Arme streckt aus, wer die Welt umfangen will in Liebe. Ein anderes aber, als das zweiarmige Kreuz von Golgatha, ist das sechsarmige — und mit dem nehme ich's nicht so genau, und von dem will ich also ohne Hehl darthun, was Absonderliches an ihm geschehen ist.

Eines Morgens — es war um die Mitte des Monats Mai — fand sich auf dem Stamme des Kreuzes, beiläufig

in Mannshöhe, ein weißes Blatt Papier angeklebt, auf dem etwas Gedrucktes ſtand. Ging der alte Hirt Jochem vorbei, ſah das Blatt und dachte: Aha, da iſt gewiß ein neuer Ablaß angeſchlagen, der heilige Vater hat ja wieder einen Jubiläablaß herausgegeben, hab' ich gehört, weil's zum Beten iſt, daß die Welt nicht zugrund' geht. Und der Antichriſt iſt auch ſchon da, der Teufel, der vermaledeite! So viel in Acht nehmen muß man ſich jetzt, daß man nicht an was Falſches kommt. Aber der alte Jochem iſt in der heiligen Religion alt geworden und will den Glauben fleißig halten und trachten, daß er den Ablaß gewinnt. Sei ſchön gegrüßt! — So dachte der Alte, und damit ſtellte er ſich auf die Zehen, machte einen langen Hals und küßte das weiße Blatt am Kreuzſtamme. Erbauten Gemüths ſchritt er dann fürbaß.

Bald nach ihm kam ein Anderer des Weges, der verſtand die Kunſt zu leſen und las vom Blatte, das der Vorläufer für einen Ablaßzettel gehalten hatte, Folgendes:

Anzeige.

Unterfertigter erlaubt ſich, einem P. T. Publicum die ergebenſte Anzeige zu machen, daß er vom 15. Mai d. J. ab im Curorte A., Brückengaſſe Nr. 7, vis-à-vis dem Curſalon, ſeinen neu etablirten Raſir- und Friſirſalon eröffnet hat. Prompte und aufmerkſame Bedienung. Auch kauft Frauenhaare und empfiehlt ein großes Lager von Perrücken zu billigen Preiſen, ſowie vorzügliche Haarwuchstincturen

Wenzel Pupocziel,
Haarkünſtler.

Und Dieſer, der das Blatt geleſen, dachte nun: „Wenn der Balbirer ſein Pflaſter da hinaufpickt, ſo kann's der

Handelsreisende auch thun," und klatsch! war unterhalb des ersten Zettels ein zweiter mit der Ankündigung des Hoff'schen Malzextractes.

Allmählich rückten die Curgäste an, auch das reizende Alpenthal der Rams bevölkerte sich mit Sommerfrischlern, die schier jedes Haus und jede Hütte besetzten. In jenen Gegenden betet heute der Bauer nicht mehr um ein gutes Getreide- oder Futterjahr, sondern um ein gutes Sommerfrischjahr, und hat die verkehrte Welt auch das mit sich gebracht, daß der Städter den Bauer ernährt, statt umgekehrt. Nun, dieses Jahr wird wieder fruchtbar, „und Stadtleut'," sagt der Klocher-Thomas in der Eben, „Stadtleut' giebt's heuer wieder so viel, daß man den Schlundersumpf kunnt auspflastern damit. Schad', daß sie sich nit selchen lassen wie die Würst', hätt' man auch im Winter was davon!"

Die von der Rams machten immer Ausflüge hinüber in den Curort, und die Curgäste besuchten wieder gern das Ramsthal, somit war der Weg über den Waldsattel stets wohl belebt, und auf der Höhe, im waldumstandenen grünen Anger hielten sie gerne Rast und war es oft ein gar munteres Treiben, das man hier in den Sommertagen treffen konnte. Und das Wetterkreuz auf dem Waldsattel, das war jetzt ein gar beredter Prediger geworden — und nicht etwa ein Prediger in der Wüste. Der Pfahl und die Querbalken waren vollgeklebt mit allerhand Blättern. Da zeigte der Hotelier „zur Stadt Paris" an, daß bei ihm um 4 Uhr Table d'hote gespeist werde und zu allen Tageszeiten warme Küche bereit sei. — Ein Anderer machte auf seine Warm- und Vollbäder aufmerksam und empfahl gleich auch den Hühneraugenoperateur. Hart daneben stand schon die Howe'sche Nähmaschine. Tiroler Volkssänger bechrten sich, zum Concert in der Villa

Königsburg einzuladen. Der Kaufmann „zum weißen Kreuz" hatte Dorschleberthran, der Geldwechsler S. Rosenbaum Hamburger Lose, der Buchbinder den „Volksadvocat", eine Wiener Firma das unfehlbare Mittel für Lungenleiden, den Alpenkräutersaft, und Dr. Katzel seine Ordinationsstunden für geheime Schäden annonciren lassen.

Mit solchen und ähnlichen Anzeigen war das Wetterkreuz von unten bis oben, von links nach rechts und von rechts nach links beklebt. Es war ein drastisches Bild davon, wie merkwürdig in solchen Gegenden sich die alte und die neue Zeit berühren — mit Papier sind zwei Zeitalter aneinandergefügt.

Zu Jenen, die von den gottlosen Sommerfrischlern nicht erbaut waren, gehörte die Frau Schrudel in der Rams. Sie lebte zwar von den Sommerfrischlern und Curgästen, aber das macht nichts, sie sind Heiden, und das Beste, was man thun kann, ist, ihnen so viel als möglich Geld aus dem Sacke zu melken. Frau Schrudel, eine ältliche Frau, von der man sagte, daß sie einst schön gewesen, hatte den Sommer über in der Rams einen kleinen Milch- und Kaffeeschank eröffnet, und weil vor Zeiten der Prinz Karl einmal unter dem Lindenbaum vor ihrem Häuschen stillgestanden war und von ihrem Brunnen ein Glas Wasser getrunken hatte, so hatte sie ihre Schenke „zum Prinzen Karl" benamset und es klüglich laut werden lassen, daß in ihrem Hause weiland der hohe Herr gerne eingekehrt sei. Sie zeigte den Tisch, an dem er gesessen, die Schale, aus der er Milch getrunken, und das Lederbett, auf dem er sich nach den beschwerlichen Jagden ausgeruht habe.

Das lockte die Leute und im Ansehen dieser Erinnerungen und im Anhören der interessanten Frau Schrudel tranken sie

die wässerige Milch und den ranzigen Kaffee. Wenn die Stadtleute dann davon waren, bekreuzte die Frau den Tisch, an dem Jene gesessen, und bestreute die Tassen und Gläser, aus denen sie getrunken, mit Rübsamen, was das beste Mittel ist, etwaige im Hausgeschirr seßhaft gewordene böse Geister zu vertreiben. Daß auch im Gelde, welches die Stadtleute zurückgelassen, der böse Geist sitzen könnte, daran dachte sie nicht.

Nun war die Frau Schrudel auch anderer Sachen wegen gesucht. Viele Curgäste in A. hatten die Gicht und die Frau konnte die Gicht vertreiben. Eine vornehme Stadtdame, die in A. genesen, behauptete sogar, die Heilquellen in A. wären allmiteinander nichts, wenn die Frau Schrudel nicht wäre. Diese Wunderdoctorin schnitt den Gichtleidenden an verschiedenen Leibesstellen Haare ab, ebenso auch Nägel an Händen und Füßen, wickelte das zusammen in ein leinenes Läppchen und trug es mit sich davon. Man wußte nicht, was sie mit solchen Abschnitten machte, kein Mensch erfuhr es, aber nach kurzer Zeit verging die Gicht. Daß sie allemal wiederkam, dafür konnte die „Doctorin" natürlich nichts.

So wurde Frau Schrudel recht häufig in den Curort hinüber berufen, denn auch vornehme und gesunde Leute können die Gicht haben — im Gehirne.

Eines späten Abends, als Frau Schrudel vom Berge gekommen war, wo sie Wachholderbeeren gesammelt hatte (die sie ganz besonders zu verwenden wußte), war ein Bote dagewesen, sie solle eilends, womöglich noch in der Nacht, in den Curort hinüber, die alte Frau Baronin Edel von Edelfingen leide so schauderlich an ihrem gichtischen Kopf, daß sie seit Stunden wie wahnsinnig schreie und schon etlichemale mit dem Kopf habe durch die Wand rennen wollen. So

machte ſich — obwohl ermüdet — die gute Frau auf den Weg gegen den Curort. Und — als ob ſie ſelbſt der Himmel für ihre chriſtliche Bereitwilligkeit hätte belohnen wollen — als ſie ſo in der Abenddämmerung auf dem weißen Sandweg des Ramsthales dahinging, ſah ſie plötzlich vor ſich ein kleines Ledertäſchchen liegen, und als ſie es aufhob und öffnete, entdeckte ſie in demſelben mit ſchauerndem Jubel drei große Geldnoten. Leider ſtak im Täſchchen auch eine kleine Viſitkarte mit dem Namen: „Julia Steininger, Beamtensgattin. Linz."

„Das iſt überflüſſig," ſagte Frau Schrudel faſt laut vor ſich hin, „das brauche ich nicht zu wiſſen."

Aber ſie wußte es denn einmal und ſchade, daß man ſolche Sachen im Kopf nicht auslöſchen kann wie ein Wort auf der Schiefertafel. Das Kärtchen hatte ſie freilich zerriſſen und in die Winde hingeſtreut, aber eine innere Stimme flüſterte ganz leiſe zwar, aber doch vernehmlich: — Julia Steininger, Beamtensgattin, Linz!"

Ah, Beamte! Hohe Beamte! Solche Leute haben es ja, ſonſt könnten ſie ſich den Luxus nicht erlauben, in ein Bad zu gehen. Armen Leuten gebe ich etwas davon — bin ja ſelber ein armes Leut — und eine Meſſe laß ich leſen. Solches thut den Stadtherrſchaften noth und iſt mehr werth, als das ganze Geld. — Damit beruhigte ſich die Frau und ging nun den finſteren Weg hinan gegen den Waldſattel. Es war ihr aber etwas unglatt und ſie blickte während eiligen Gehens nach allen Seiten hin in das Gebäume und Dickicht. Die Luft roch nach Geſpenſtern. — Sie dachte an Lebendige und dachte an Todte und plötzlich — ſie war noch Wache geſtanden gegen derlei Gedanken — plötzlich ſchoß es ihr durch den Kopf: Es lebt ein gerechter Gott! —

Hinunter mit dieſem Einfall und Gebete darüber, Ablaßgebete, Faſten, Almoſen . . . .

Raſch kam ſie empor gegen den Waldſattel, raſch und gebückt, denn zwiſchen den Wipfeln leuchteten die Sterne des Himmels nieder und der Frau Schrudel thaten die Augen weh. Sah es aber doch, als plötzlich eine Sternſchnuppe fiel im weiten Bogen hin. — Wenn die Sterne vom Himmel fallen am jüngſten Tag! kam ihr jetzt zu Sinn, ſie verjagte den Gedanken. — Und wenn die Poſaunen ſchallen und die Todten auferſtehen aus allen Grüften und Kirchhöfen der ganzen Welt! rief es in ihr. — Und wenn der Richter niederſteigt! Der Richter mit dem ſtrahlenden Kreuze! — Jeſus Maria, was iſt das? ſtöhnte die Frau auf, denn vor ihr im finſteren Waldesgrunde ſtand das ſtrahlende Kreuz. — Das Wetterkreuz, ſie erkannte es ja ſogleich, aber ein Licht ging heute aus von dieſem Kreuze, ein mondblaſſes, todtenfahles wunderbares, ſchreckhaftes Licht!

„Herr, mein Gott, erbarme Dich!“ ächzte die Frau, verhüllte ihr Geſicht und haſtete wegshin gegen den Curort.

Am nächſten Frühmorgen war es in der Gemeindeſtube des Curortes A. gar lebendig. Zuerſt kamen einige Bauern und beklagten ſich, daß die Juden und Schächer mit ihren Anſchlagzetteln das Wetterkreuz entweiheten auf dem Waldſattel.

„Ja nachher, da muß freilich die heilige Weih' verdorben werden, da!“ rief einer der Bauern.

„Wenn ſie was taugt, dann läßt ſie ſich mit Papier nicht verpicken!“ redete der Gemeindeſchreiber drein.

„Es gehört ſich einmal nicht!“ ſagte der Bauer; „was man da alles lieſt, auf unſerem Wetterkreuz oben! Eine Schand' iſt's! Die Augenapfelpeſt ſollen ſie kriegen, ſolche Leut'!“

„Wir werden Ordnung machen," versetzte der Bürgermeister, „wollen nachsehen lassen, ob jedes Placat auch seine gehörige Stempelmarke hat."

„Ist auch nichts mehr nutz, unser Bürgermeister," sagten die Bauern zu einander und gingen zum Pfarrer.

Nach den Bauern meldete sich im Gemeindeamt eine junge, blasse Dame und gab unter Schluchzen an, daß sie gestern ihren ganzen Geldbetrag verloren habe, den ihr Mann, ein Bezirksgerichtsadjunct in Linz, seit einem Jahre mühsam zusammengespart, um ihr den Curgebrauch in A. zu ermöglichen: drei Fünfzigernoten in einem schwarzen Ledertäschchen.

Der Schreiber notirte es und versprach, das Möglichste zu veranlassen, den verlorenen Betrag zu eruiren.

Kaum hatte sich die Verlustträgerin entfernt, so trat Frau Schrudel ein. Sie sei die Frau Schrudel aus dem Ramsthal, Eignerin des Kaffeehauses „zum Prinzen Karl", berichtete die Frau etwas aufgeregt, sie sei eine christliche und ehrliche Person, sie habe unterwegs in den Curort diese Geldtasche mit dem Inhalt gefunden, sie übergebe sie so, wie sie selbe gefunden, dem Gericht, denn sie sei eine christliche und ehrliche Person. Wenn sich der Eigenthümer melde, so bitte sie um ihren gesetzlichen Finderlohn, vielleicht, daß er mehr giebt; und wenn sich der Eigenthümer gar nicht sollte melden, so hoffe sie, daß man der redlichen Finderin das Geld zusprechen werde, denn sie habe sich auf Geldgewinn niemalen verstanden und sei eine arme Haut. Treue und Redlichkeit sei ihr ganzer Reichthum. Aber oben auf dem Waldsattel habe sie heute Nachts ein Mirakel gesehen, vom Kreuz habe ein weißes Licht ausgestrahlt auf sie, weil sie den festen Willen gehabt, gefundenes Gut zurückzugeben, denn sie sei eine christliche und ehrliche Person und wolle als solche sterben.

Der Gemeindeschreiber hatte die Frau scharf angeblickt, und als sie unter nochmaligem Hinweis auf das strahlende Kreuz und ihre christliche Ehrlichkeit sich zur Thür hinausgedreht hatte, sagte der Schreiber zum Bürgermeister: „Wenn mich nicht alles trügt, so scheint in dem Wetterkreuz da oben eine gute Weihe zu stecken, die sich durch Papier nicht verkleben läßt."

„Ein weißes Licht ausgestrahlt!" sagte der Bürgermeister. „Ich glaub's, daß die weißen Placate heller leuchten, als das alte Holz."

„Wer ein böses Gewissen hat, dem können auch Friseur-, Table d'hote- und Concertannoncen Buße predigen," versetzte der Schreiber nicht uneben.

„Nun wollen Sie die Güte haben, das Geld sofort der Eigenthümerin zu vermitteln," sagte der Bürgermeister.

In den nächsten Nächten ergötzte sich ein Theil der Curgäste an dem Leuchten des mit Papier überklebten Kreuzes, dann ward es abgeschabt und mit hellrother Farbe neu angestrichen.

Als Frau Schrudel davon hörte, wie ihr Mirakel ausgelegt ward, schlug sie sich mit der Faust an die Stirn und knirschte: „Den Kopf kunnt ich mir herabreißen! Jetzt habe ich zu meiner Ehrlichkeit auch noch den Spott!"

Aber es war ein Vortheil dabei. Der Frau Schrudel mehrten sich die Gäste. Nicht so sehr kamen sie, um die Schale zu sehen, aus der einmal ein Prinz getrunken, sondern vielmehr um zu schauen, wie eine Heilige aussieht, die verklärt worden durch einen himmlischen Lichtstrahl von Hamburger Losen und Dorschleberthran.

Der betrogene Betrüger.

Zur Zeit, als Napoleon, der große — Menſchenverächter, unſer liebes Oeſterreich franzöſiſch machen wollte und mehrere Alpenländer ſchon gewonnen zu haben glaubte, wurde in einem kärntneriſchen Dorfe ein Ehrenmann zum, ſagen wir, franzöſiſchen Bezirkshauptmann gemacht. Der Ehrenmann war zwar urdeutſchen Geblütes, aber er dachte: beſſer ein franzöſiſcher Herr, als ein deutſcher Bettler. Uebrigens dachte er weder ans Deutſche, noch ans Oeſterreichiſche, noch ans Franzöſiſche, noch ans Römiſche, noch ans Kärntneriſche, ſondern weislich und fürſorglich nur an ſich ſelber. Seine Politik war das Geld, ſeine Religion war das Geld, ſeine Vaterlands- und ſeine Menſchenliebe war das liebe Geld. Wenn ich genug Geld habe, ſo mochte er denken, dann bin ich ſo hoch geehrt wie der Kaiſer Franz, ſo heilig wie der Papſt, ſo mächtig wie der Napoleon. Wer kein Geld hat, der iſt ein Lump.

Nun, Du braver Hauptmann Krauſel, wenn wir franzöſiſcher Bezirkshauptmann ſind, da läßt ſich allerlei machen, aus Steinen kann man Thaler ſchlagen, aus Ochſen Butter

melken und aus dummen Bauern kann man . . . nun wir werden ja sehen. Er war zwar selber ein Bauer, der Hauptmann Krausel, um so besser, so weiß er, bei welchem Thürlein man dem Bauer ins Haus und in die Seele steigen kann. Hineinsteigen als guter Freund, herausschleichen als . . . . nun wir werden ja sehen.

Der Hauptmann Krausel hatte einen Nachbar, das war der Hans Rothpelz. Der Hans war ein Mensch nach dem alten Schlage, hielt nichts auf den französischen Schwindel, und sein Stolz und seine Zuversicht war der Kaiser Franz. Mit dem Kaiser Franz hatte Hans Rothpelz sogar einmal gesprochen und wenn er dereinst sterben wird und der Engel fragt seine arme Seele: Was hast Du Gutes gethan auf Erden? so wird der Hans getrost antworten: Ich habe mit dem Kaiser Franz gesprochen. Alsdann wird der Engel sagen: Meine Achtung! und wird ihn ins Himmelreich führen. Gewesen war's bei einer Abordnung wegen eines Waldprocesses, den seine Gemeinde mit dem Burggrafen hatte. Also reiste der Hans mit noch zwei Anderen nach Wien und er war der Sprechwart. Als er aber inmitten der unerhörten Pracht vor dem Kaiser stand, da fiel dem Hans nichts ein. Der Kaiser schaute ihn an und er schaute den Kaiser an und fiel ihm nichts ein und war's, als hätte er die Gehirnlähmung. Doch so viel dämmerte dem Kärntner Bauern, gesagt mußte was werden, und zwar etwas Höfliches, daher machte er den Mund auf und schrie den Kaiser an: „Aber ausschaun thun Sie sehr gut!" — Weiter verlautet uns nichts von derselbigen Audienz, wir hoffen, daß sie die besten Folgen gehabt haben wird. Auf jeden Fall war und blieb dem Bauer Hans Rothpelz die Erinnerung, daß er mit dem Kaiser Franz gesprochen habe, das Licht seines Lebens.

Weil der Hans also ein guter Oesterreicher war, so versteht es sich von selbst, daß er seine guten österreichischen Silberzwanziger und Silbergulden und Silberthaler vor den französischen Klauen zu bewahren suchte.

Der Hauptmann Krausel wußte es, daß sein Nachbar Hans Geld besaß, aber er wußte nicht wo und wie viel, und er sann auf Mittel und Wege, mit demselben Bekanntschaft zu machen.

Eines Tages, als der Hauptmann den Hans auf der Gasse begegnete, gesellte er sich zu ihm und sagte: „Du schaust halt immer vergnüglich drein, Nachbar!"

„Warum denn nicht?" fragte der Hans Rothpelz, „das Traurigsein verdirbt den Magen, und verdorbener Magen macht noch trauriger."

„Du denkst halt immer klug, Nachbar," meinte wieder der Hauptmann Krausel. „Daß ich Dir's nur gestehe, ich trau' dem Landfrieden nicht. Wir kriegen heuer noch einen Rummel, der größer ist als alle bisherigen. Denke an mich, Freund. Nichts wird mehr sicher sein. Das Vieh werden sie uns aus dem Stall treiben, das Korn vom Kasten tragen und die silbernen Ketten werden sie unseren Frauen vom Hals zwicken. Wirst es sehen."

„Die Franzosen?"

„Die Franzosen oder die Kaiserlichen oder unsere Leute selber, es ist alles eins, wir werden ausgeraubt!"

„Mein Gott, Du drehst mir den Magen um, mit Deinem Reden. Was soll man denn machen?" so der Hans.

„Das Klügste wäre," antwortete der Hauptmann, „alle Fahrnisse verkaufen und das Geld irgendwo sicher vergraben."

Der Hans blieb stehen und sagte: „Hauptmann, das ist kein schlechter Gedanke. Und wenn der Kaiser Franz obenan ist, nachher graben wir das Geld wieder aus."

„Ich wüßte einen guten Platz, wo kein Menſch hinkommt, wo es ganz ſicher iſt. Nachbar, vergraben wir miteinander unſeren Sparpfennig.“

„Das thut mich wohl recht gefreuen von Dir,“ ſagte der Hans gerührt und dachte: Es iſt viel werth, wenn man ſo Einen zum Freund hat. Er weiß alles und iſt fürſichtig. Dann ging er heim, verkaufte eine Kuh mit dem Kalb, ſechs Säcke Korn und ein Bündel Wolle. Mehr brachte er nicht an Mann.

Das Geld that er zu ſeinem übrigen Baaren und kam damit zum Hauptmann Krauſel. Jetzt thäte er halt bitten, er wäre mit ſeinem Sachel bereit.

„Geſcheit biſt, Nachbar!“ antwortete der Krauſel. „Wenn's finſter wird, gehen wir.“

Und ſo war's; als es finſter ward, gingen ſie. Schlichen mit ihren Säcken, in welchen eiſerne Töpfe waren, am Raine hin, ſchlugen ſich in die Büſche und ſtiegen hinab in die Waldſchlucht. Dort wußte der Hauptmann Krauſel zwiſchen Felsblöcken und Dornengeſtrüppen einen verborgenen Ort. Und feierlich, als ob ſie ein Grab grüben für Jemanden, den ſie lieb gehabt, ſcharrten ſie ein tiefes Loch aus und ſenkten die eiſernen Töpfe hinab, daß einer neben dem anderen ſtand, trautſam wie ein Ehepaar. Aber ein unfruchtbares, denn ein vergrabener Schatz trägt keine Zinſen. „Beſſer das Capital allein gerettet, als mitſammt den Zinſen verloren,“ ſagte der Krauſel, das war die Grabrede geweſen und hernach gingen ſie von dannen. An der Linde vor dem Dorfe, wo ſie ſich trennen ſollten, nahmen ſie ſich gegenſeitig den Eid ab, die Stelle Niemandem zu verrathen; der Krauſel hob bei dieſem Eide alle zehn Finger auf, kräftiger kann man nicht mehr ſchwören.

Der Hans Rothpelz war nun beruhigt, aber nicht auf lange. In einer Nacht hatte er einen schweren Traum, so schwer, als ob zwei volle Eisentöpfe ihm auf der Brust stünden. Wie können die Töpfe ihm auf der Brust stehen, wenn sie in der Waldschlucht wohl vergraben sind? Oder sollten sie gar nicht mehr dort sein? Wenn vergrabene Erbsen aus der Erde hervorwachsen, warum nicht auch vergrabene Thaler? — So unheimlich ward dem Manne, daß er eines Abends spät in die Schlucht ging und nachgrub, um zu sehen, ob die Schätze wohl ruhig schliefen. Und fand — das Nest leer.

Das ist sauber! Hans Rothpelz, jetzt sind wir geprellt. Aber nur den Kopf aufrecht! Das Geld hat kein Anderer als der Hauptmann Krausel. Der hat uns auf solch feine Art unseren Nothpfennig herausgelockt. O, Du verdammter Schelm! — Aber wenn wir jetzt zu ihm gehen und ihn scharf anpacken, so leugnet er den ganzen Teufel ab und läßt uns noch in den Kotter stecken. Natürlich, bei den unruhigen Zeiten kann ja auch wer Anderer nachgegraben und das Geld gestohlen haben und die welschen Beamten, die mit dem Hauptmann unter einer Decke dächteln, helfen ihm aus und drücken uns in die Schlammaß! — Was ist da zu machen?

Der Hans Rothpelz sinnt nach. Wenn bei diesem Spiel die List erlaubt ist, so werde es halt auch ich damit probiren. Er scharrt das leere Loch wieder zu, thut dürres Laub und Moos darüber und geht heim. Am nächsten Tage besucht er freundlich und vertraulich den Hauptmann Krausel. Der ist etwas unwirsch, als hätte er nicht Zeit, und der Nachbar möchte ein anderesmal kommen.

„Ich kann auch ein anderesmal kommen," sagte der Hans. „Ich hab Dir nur sagen wollen, Kamerad, daß mir angst und bang ist. O guter Kaiser Franz, die Zeit wird

immer kritiſcher! Vor ein paar Tagen haben ſie mir meinen ganzen Hühnerſtall ausgeplündert. Nächſtens, fürcht' ich, geht's ans Rindvieh. So hab ich heute mein letztes Paar Ochſen verkauft, und das Geld dafür, im Haus iſt's nicht ſicher — ſo möchte ich's halt gleich zu dem anderen thun, in der Schlucht. Was meinſt dazu?"

Alſogleich war der Hauptmann ſüß wie eine überreife Feige. Neue Hoffnung ging ihm auf.

„Klug biſt, Nachbar, immer klug!" lachte er und hieb ihm die Hand auf die Achſel. „Trag's nur Alles hinaus, was Du haſt, ich geh gern mit. Nur heute hab ich nicht Zeit, Du ſiehſt den Tiſch voller Fetzen da. Die müſſen heute noch aufgearbeitet werden. Morgen, wenn's finſter wird, erwarte mich hinter der Linde am Rain."

„Gut iſt's," ſagte der Hans.

„Recht iſt's," ſagte der Krauſel, „und jetzt ſei ſo gut und fahr ab."

Als der Nachbar fort war, rieb der Hauptmann ſich vergnügt die Hände. Werden wir halt einen neuen Fang machen, mein lieber dummer Hans! — In der nächſten Nacht trug er mit harter Mühe die beiden inhaltsſchweren Töpfe wieder hinaus in die Schlucht und vergrub ſie an der beſtimmten Stelle.

Und an dem darauffolgenden Abende gingen Beide zuſammen. Der Hans trug ſein Säcklein mit Silbergeld. „Bei der Gelegenheit," ſagte er, „können wir gleich nachſehen, ob das Geld nicht etwa roſtet."

„Keine Sorg," antwortete der Krauſel. „Silbergeld roſtet nicht."

Sie kamen zur Stelle. Durch das Baumgezweige nieder blinkte das Mondlicht, aber den beiden Männern war nicht

romantiſch zumuthe, ſie hatten — und jeder in ſeiner Art — weltlichere Gefühle. Sie ſcharrten die Grube auf. Da ſtanden die Töpfe unverſehrt mit ihrem Inhalte, wie ſie einſt hineingeſtellt worden.

„Ja, ja," ſagte der Hauptmann, „der Erdboden iſt freilich die verläßlichſte Sparcaſſe. Siehſt Du, Kamerad, wie alles in beſter Ordnung iſt!"

Der Hans Rothpelz ſtand ein Weilchen wie ſinnend da. Plötzlich ſagte er: „Weißt Du was, Hauptmann, mir gefällt's doch nicht ganz. Das Silber kann freilich nicht roſten, aber die Eiſentöpfe können roſten, und das taugt auch dem Silber nicht. Ich will doch lieber meinen Theil mit heim tragen, vielleicht finde ich anderswo ein trockenes Platzel dafür. Und wenn's ſchon ſonſt gar nicht geht, ſo ſchicke ich es dem Kaiſer Franz. Da d'rin laß ich's auf keinen Fall. Man kann nicht wiſſen . . . ."

Nahm ſeinen Schatz heraus und eilte damit raſch davon.

Der Hauptmann Krauſel ſtand da, der Mond lugte auf ſein ſehr länglich gewordenes Geſicht und lachte ihn aus.

Vom Weibe, das mit dem Selbſtmord droht.

„Wie ſchön wäre doch die Welt!“ rief der Vater aus. „Und wie ſüß wäre doch das Leben!“ ſetzte die Tochter bei.

„Und wie arg iſt doch die Mutter!“ ſagte der Sohn.

Dieſe drei Perſonen ſaßen auf dem Hügel unter der blühenden Linde. Das Land hatte ſeine ſchönſten buſchigen Hügel in weiter Runde aufgeſtellt und der liebe Gott einen herrlichen Abendhimmel darüber gelegt, aus welchem gerade der funkelnde Sonnentropfen hinter der Waldhöhe hinabgeronnen war. Der liebe Gott freut ſich, wenn ihm Jemand ſeine Welt lobt, doch hätte ihm das „Aber“ nicht entgehen ſollen, welches hinter den Ausrufen von Vater und Tochter verborgen lag. Der Vorwurf bleibt ihm kaum erſpart, er wendet den Menſchen nicht die richtige Sorgfalt zu; wenn dieſe in ihrer Art ſo vollkommen wären, wie die Welt es iſt — die Schöpfung wäre, wie jener Philoſoph ausrief, ein Meiſterſtück ſondergleichen.

Der Alte ſitzt auf der Lindenbank und hat ein weißes wackelndes Köpflein; er thut immer mit Pfeife und Pfeifen-

rohr um, ſtopft Tabak ein, nimmt den Stummel in den Mund, ſucht Zündzeug und thut gerade ſo, als ob er die Abſicht hätte, über kurz oder lang Eins zu rauchen. Es will mit den Veranſtaltungen aber nicht vorwärts gehen, während die Tochter daneben emſig an einem Strickzeug arbeitet. Dieſe Tochter iſt ein hübſches Mädchen, zu ſehen, als ob ſie geſtern den Höhepunkt ihrer Blüthezeit erreicht hätte und morgen ſachte zum Welken anheben wollte. Bei Mädchen iſt es ſo — wenn man fragen muß: Iſt ſie ſchon reif? dann iſt's recht, und wenn man ſagen muß: ſie iſt ſchon reif, dann iſt's auch ſchon zu viel.

Der Sohn ſitzt nicht auf der Lindenbank, ſondern liegt im Graſe hingeſtreckt, und wenn die Mutter zugegen wäre, ſo würde er hören, daß er ſeine Geſundheit muthwillig zerſtöre, weil nichts ſchlimmer iſt als ein Liegen auf dem feuchten Gras. Der Sohn iſt eine derbe Geſtalt mit einem ſtattlichen Schnurrbart und mit einer geballten Fauſt. Dieſe Fauſt ſchlägt er jetzt auf den Boden und ruft: „Allemal und allemal macht ſie dieſe Geſchichten!" Die Tochter hebt ihre Schürze zum Geſicht und weint ſtill hinein.

„Was wißt Ihr davon, Kinder!" ſagt der Vater mit einem dünnen Seufzer. „Mit Eurer Mutter habe ich meiner Tage viel ausgeſtanden! Ganz anders kunnt's ſein! Wenn Einen Jemand aus leidiger Boshaftigkeit quält, ſo iſt das zu verſtehen, aber wenn Einen Eine aus lauter Lieb peinigt, ſo iſt das ein — ein — !"

Er ſpricht das harte Wort nicht aus, aber ſeine Hände zittern ſo ſehr, daß das ganze Pfeifenbeſteck, an dem ſie herumdrehen, wieder aus Rand und Band geht.

„Ein ſolches Weib iſt — ja, ich ſag's, ich ſag's!" fährt er fort, ſagt aber eigentlich doch nichts. Und ſo werde wohl ich ſagen müſſen, was ein ſolches Weib iſt.

Vor mehr als dreißig Jahren hat der Kaufmann Pantner ein gutes Mädchen geheiratet. Gut muß ſie ſein, gefühlvoll muß ſie ſein, das war ſeine Hauptforderung, denn ein ſcharfes polterndes Weib kann der Pantner nicht brauchen, und Herr im Hauſe will er bleiben. Gut und gefühlvoll war ſie. Als Herr Pantner einige Zeit nach der Hochzeit ſeine alte halbſieche Mutter ins Haus nehmen wollte, hat ſein Weib bitterlich geweint. Auf ſeine theilnahmsvolle Frage geſtand die Ehegattin, daß ſie keinen leidenden Menſchen um ſich ſehen könne. Er meinte, das Sehen des Leidens thäte immer noch nicht ſo wehe, als das Leiden ſelber, worauf ſie in die Klage ausbrach, er hätte für ſein Weib kein Herz und ſie merke es ſchon, das Beſte für ſie ſei, nicht auf der Welt zu ſein. — Weil Herr Pantner an ſeinem Weibe dieſen tiefen Schmerz wahrnahm, ſo ließ er die alte Mutter wo ſie war — bei fremden Leuten, wo ſie ſich denn auch bald zur ewigen Ruhe legte.

Wenige Jahre nachher wollte Herr Pantner ſich mit einem Theil ſeines Vermögens an einem großen geſchäftlichen Unternehmen betheiligen, das auf gutem Grunde fußend einen ſtattlichen Gewinn verſprach. Sein für das kleine gemeinſame Gut beſorgtes Weib bat ihn, ſolches zu laſſen; er wies auf die erwartenden Vortheile hin; ſie ſtellte ihm die möglichen, ja nach ihrer Anſicht höchſt wahrſcheinlichen Verluſte vor. Als ſie aber ſah, daß Pantner trotzdem entſchloſſen war, ſein Glück auf dem ungewöhnlichen Weg zu verſuchen, und als ſie merkte, daß ihr Weinen und Warnen nichts half, rief ſie in großer Erregung, ſie wolle das Unglück nicht miterleben, daß ſie mitſammt dem Kinde Bettler würden, ſie wolle ſich auf den Kirchhof legen, dann möge er machen, was er wolle. Herr Pantner war entſetzt über ſolche Reden

der jungen Mutter und ermaß daraus die Größe ihrer Angst vor einem etwaigen Verluste des kleinen Vermögens. Er stand von seinem Vorhaben ab und sah mit Betrübniß zu, als sich das große Unternehmen allmählich auf das glänzendste lohnte und seine Theilnehmer bereicherte, während Pantner herbe Noth hatte, sein etwas verrottetes Geschäft ein bißchen zu heben.

Eines Tages begehrte die Frau, daß Pantner das Ladenmädchen fortschicke, welches aufgenommen worden, um der körperlich schwachen Frau in Haus und Geschäft behilflich zu sein. Herr Pantner erklärte, daß das Mädchen nicht leicht zu entrathen sei und daß kein Anlaß vorliege, es abzudanken. „So!" sagte sie, „kein Anlaß!" und weinte. „Kein Anlaß," versicherte er. Hierauf wickelte sie ein Papier auf und zeigte ihm Arsenik. „Was soll das heißen?" rief er. „Oh, fürchte Dich nicht," antwortete sie, „ihr geschieht nichts. Und an mir liegt Dir nichts." Pantner hat das Ladenmädchen sofort entlassen.

Nun war der Sohn herangewachsen. Er hatte verschiedene Schulen mit gutem Erfolge durchgemacht und war entschlossen, sich einen lohnenderen, zum mindesten interessanteren Lebensweg zu wählen, als den sein Vater wandelte. Er hatte keinen geringeren Plan, als zur Marine zu gehen. Mit aller Vorsicht und Schonung wurde dieser Entschluß der Mutter mitgetheilt; fürs erste schlug sie über ihrem Haupte die Hände zusammen, fürs zweite hatte sie eine Ohnmachtsanwandlung, und fürs dritte sagte sie grauenhaft ruhig, sie sollten machen, was sie wollten, sie würden schon sehen, was geschähe! Der Sohn traf denn auch alle Anstalten zur Abreise nach Pola, wo er aufgenommen werden sollte. Als er eines Tages ein Gewand heimbrachte, das

wie ein Schiffsknechtanzug aussah, sagte die Mutter: „Mein Kind, ich werde früher gehen als Du. Ich will es nicht erleben, daß ich mein liebes Kind bei lebendigem Leibe verlieren soll. In meinem Kasten werdet Ihr meinen letzten Willen finden. Ich bin mit Allem fertig, Euch verzeihe ich, daß Ihr mich —" Da brach sie in Schluchzen aus und sank zu Boden. Vater und Kinder erhoben ein Jammergeschrei, denn sie glaubten, es sei schon geschehen. Aber sie lebte und der Vater beschwor den Sohn, von seinem Vorhaben abzulassen und zu Hause zu bleiben. Der Junge blieb zu Hause und stand verzagt hinter der Gewürzbude oder las in den Zeitungen von der Reise um die Welt, der sich mancher junge Marinär angeschlossen hatte.

Uebrigens war das Weib den Ihrigen die reine Güte selbst und that alles, um ihnen den engen Kreis, in den sie sie gebannt hielt, angenehm zu machen. Für die Unzufriedenheit der Ihren hatte sie weder Auge noch Ohr, sondern that, als ob alles im Hause eitel Glück wäre.

Jetzt kam der Werber um die Tochter. Es war ein junger wohlhabender Fabrikant aus der Stadt; das Mädchen war selig, der Vater gab sein Jawort, die Mutter begann zu rasen. Sie habe ihr Kind nicht auferzogen, rief sie, um es nun, da es im Hause ihre Stütze sein könne, zu verlieren. Und wenn schon geheiratet sein müsse, so wenigstens einen Anderen, nur Diesen nicht! — Warum Diesen nicht? Er sei ein braver, gesunder, tüchtiger Mensch, der seine Erwählte sehr zu lieben scheine. — „Das ist alles eins!" rief die Mutter, „und wenn sie mir zum Trotz gerade Diesen nimmt, diesen unausstehlichen Menschen, dann ist's gut, dann ist's gut!"

„Du bist allemal Jedem zu seinem Glück im Wege," wagte der alte Pantner einzuwenden.

„So," antwortete ſie, „mehr brauch' ich nicht zu wiſſen. Wenn ich Euch zu Eurem Glück im Wege bin, ſo wollen wir's anders machen. Ich habe mich bisher für Euch geopfert, ich will es auch jetzt thun. Es iſt das Beſte. Es iſt das Beſte. Lebt glücklich, ich bin auf Niemanden bös, lebt glücklich!" ſtürzte in ihre Kammer, die ſie raſch hinter ſich verſchloß.

Sie wollten ihr nach, der Alte bat ſie bei allen Heiligen, die Thür zu öffnen, ſie that's nicht, und als drinnen ein klägliches Aechzen zu hören war, erbrachen ſie die Thür. Das Weib kauerte an der Wand und weinte, und die Tochter hatte ihr ſofort gelobt, von der Heirat abzuſtehen.

Das war die Sache, wegen welcher unter dem Lindenbaum Vater, Sohn und Tochter die Welt und das Leben prieſen und die Mutter anklagten.

„Laſſen wir's drauf ankommen!" rief nun der Sohn und hieb ſeine Fauſt auf den Erdboden. „Laſſen wir's drauf ankommen. Ich wette, ſie thut's nicht!"

„Wetten?" fragte der Vater, der ſeinen Kindern gegenüber ſchneidig zu ſein verſtand. „Was willſt Du denn wetten auf das Leben Deiner Mutter? Vielleicht etliche Maß Bier?"

„Wer immer vom Selbſtmord ſpricht, der thut's nicht," ſagte die Tochter.

„Kinder, Kinder! trauet dem Teufel nicht!" rief der Vater, „wer ihn ſo oft an die Wand malt, ſo oft! Ich bitte Euch, habt Geduld mit Eurer Mutter. Denkt an den Schrecken, wenn ſo etwas geſchähe! Denkt an die Verantwortung! Wenn ſo etwas wär mit der Mutter, ich müßt mir ſelber ein Ende machen, ich mir ſelber. Es iſt kein Spaß. Ihr denkt nur an Euch, immer nur an Euch, und nach Vater und Mutter fragt Ihr nicht. Oh, die Kinder! die Kinder!"

Sie hätten an jenem Abende ihr Elend noch länger betrachtet, wenn's nicht finſter geworden wäre. Weil's aber finſter ward, ſo gingen ſie hinab in ihr Haus. Das Abendeſſen war traurig, obwohl die Mutter gütigen Weſens das Lieblingsgericht brachte. Der Vater aß allein. Der Sohn ſtarrte mit geballter Fauſt vor ſich auf den Tiſch, die Tochter hatte ſich zum Nachtmahl gar nicht eingefunden.

Am anderen Morgen waren ihrer anſtatt vier Perſonen nur mehr drei im Hauſe, die Tochter war verſchwunden. Der Bruder meinte, ſie ſei klug geweſen und zu ihrem Fabrikanten gegangen, dem war aber nicht ſo, gegen Abend desſelben Tages fand man in einem Tümpel der Hollerſchlucht ihren Leichnam.

Der Schmerz des Vaters und des Bruders artete in Wuth aus gegen die Mutter, und ſie riefen ihr in der Verzweiflung Grauſamkeit zu: Jetzt, jetzt ſei es Zeit, jetzt ſolle ſie ſich umbringen!

Die Mutter war vor Schreck und Gram in eine ſchwere Krankheit gefallen, die ſachte in ein Siechthum überging. Da mußten alle Aerzte und Medicinen herbei und ſie halfen doch nicht.

„Nur noch einmal geſund werden!" ſeufzte das Weib oft und oft, und verſprach Bußtage und Wallfahrten und bettelte täglich um ein Leben, das ſie früher ſo oft frivol hinzuwerfen Miene gemacht hatte.

Der Sohn war längſt nicht mehr zu Hauſe, ſondern ſuchte in der Fremde ſein verſäumtes Glück. Pantner, der alte, gebeugte Mann allein war bei ihr, in ſeinem Auge war kein Vorwurf mehr und keine Freude. Ein elendes Leben! Und von dieſem wollte das ſieche Weib nicht ſcheiden, die ſonſt ſtets mit dem Selbſtmord gedroht hatte, ſo oft

Eines ihrer Familie im Begriffe geweſen, das Glück anzurufen.

Ein unglaublicher Charakter! ſagt Ihr. Beſinnet Euch, ob nicht auch Ihr Euch eines ähnlichen Weibes zu erinnern wiſſet, denn es giebt ihrer viele ſolcher! Das Frauenherz mag noch ſo liebenswürdig und gut ſein — in einem Winkel desſelben ſitzt doch ein boshafter Dämon — ein Feind des menſchlichen Glückes.

Frau Pantner iſt endlich geſtorben. Der alte Witwer ſitzt zur Abendſtunde einſam unter der Linde, und jetzt erſt kommt er dazu, ruhig ſein Pfeifchen zu ſchmauchen.

§

Der Holzſchlägel-Doppler.

Man kann nicht ſagen, daß der Kroiſſel-Schuſter zu Stangeldorf auf verbotenen Wegen wandelte, hingegen aber auf verbotenen Sohlen.

Was iſt das für ein Geſchrei über das Tuchſtehlen der Schneider! Ich will den Schneidern nicht nahetreten, muß aber ſagen, daß der Schneider im Stibitzen ein Stümper iſt im Vergleich zu einem tapferen Schuſter, der den Kunden übers Leder kommt. Des Schuſters Patron und Vorbild iſt der heilige Criſpinus, der bekanntlich den reichen Leuten Leder ſtahl, um daraus den Armen Schuhe zu machen.

Soll der brave Kroiſſel-Schuſter anders thun? Weiß er nicht viele Arme in der Gegend, ſelbſt in ſeinem eigenen Hauſe? Müſſen ſeine Kindlein nicht den ganzen Sommer oft über den Herbſtreif hin bis in den Winter hinein in Schuhen aus Menſchenhaut umherlaufen? Gucken nicht aus den Schuhen ſeiner Frau manchmal die nackten Zehen hervor, ob nicht ſchon bald der Schuſter komme? Und ſind die Stiefel des Schuhmachermeiſters ſelbſt unfehlbar? Auch der beſte Stiefel hat endlich ſeine ſchwachen Seiten, und auch der

strammste Stiefel läßt schließlich ab von seiner jugendlichen Intoleranz, den Fuß einzig nur bei jenem Loche wieder hinauszulassen, bei dem er hereingekommen.

Selbst seine Feinde mußten dem Kroissel-Schuster nachsagen, daß er ein ausgezeichneter Arbeiter war; freilich wußte man, daß auf den Steren, die er aufgearbeitet, er schließlich Leder mitgehen ließ, bevor es noch Stiefel war, aber man drückte manchmal ein wenig die Augen zu; denn durch kluges, vermittlerisches Zuschneiden ersparte er ja andererseits wieder manchen Fleck. Jahr für Jahr luden ihn die Bauern ins Haus, Jahr für Jahr stahl er den Bauern Leder, Jahr für Jahr ging mancher Bauer darauf aus, ihn auf frischer That zu ertappen — und Jahr für Jahr mißlang es.

Der Bauer, Krückel auf der Höh' genannt, hatte sich aber heilig in den Kopf gesetzt, den sehr geschätzten Dieb zu entlarven. Und eines Tages, nachdem der Kroissel-Schuster bei dem Krückel die Ster aufgearbeitet hatte, die neuen zwölf Paar Schuhe der Reihe nach zierlich auf der Stange hingen und der Meister mit Zeug, Leisten und Mantel sich zum Fortgehen rüstete, kam der Bauer Krückel mit der Brieftasche und sagte, er wolle seine Schuldigkeit abstatten.

Der Schuster schmunzelte aufs angenehmste berührt, er ehrte jeden Stergeber, der eine vollendete Arbeit sofort bezahlte. Leider Gottes, es geschieht nicht immer!

„Nur," sprach der Bauer und steckte die Brieftasche wieder in seinen Sack, „nur habe ich früher noch eine kleine Verrichtung."

„So!" sagte der Schuster.

„Ja," sagte der Bauer. „Du bist mir alleweil mein liebster Schuster, und sind wir auch sonst miteinander fort gut Freund gewesen. So will ich jetzt Deinen ehrlichen Namen retten."

„Wieso?" fragte der Meister.

In demselben Augenblick trat der Bauer vom G'schaid zur Thür herein.

„Ah, da ist er, dieser Lästerer und Ehrabschneider!" rief der Krückel, auf den Eintretenden weisend. „Was hast Du ihm denn gethan, Schuster, diesem Mann, daß er Dich so verfolgt?"

„Wer verfolgt mich?" fragte der Schuster.

„Er wird aber höllisch aufsitzen!" sagte der Krückel mit anscheinender Erbitterung. „Meinen Schuster laß ich mir nicht verleumden. Arbeitet schon seit zwanzig Jahren bei mir, hab' ich gesagt, und ich weiß nichts Schlechtes."

„Was denn? Was sagt er denn?" fragte der Schuster.

„Zu dumm ist's! daß Du Leder stiehlst, sagt er!"

„Wer sagt das?!" begehrte der Schuhmachermeister auf.

„Der sagt's, der da, der Bauer vom G'schaid."

„Verflucht und vermaledeit noch einmal!" schrie der Schuster, „meinen ehrlichen Namen rauben! Das laß ich mir nicht gefallen! Ich geh' zum Gericht! Auf der Stell geh' ich zum Gericht!" Damit wollte er eilig davon.

„Aber Meister!" beschwichtigte der Krückel, „thu Dich nicht so auseinander. Das braucht's nicht. Wir machen ihn zu Schanden. Ich will Dir Zeugenschaft thun. Er wird Dir Abbitte leisten. Du hast just aufgepackt, gehst eben heim, schmeiß die Fetzen von Dir und zeig' es ihm, daß Du nichts hinterm Mantel hast!"

„Ich! Mich aussuchen lassen wie ein Dieb?" begehrte der Schuster gewaltig auf. „Nie! Nie!"

„Ja, ja," sagte der Krückel stets gelassen. „Aber ich an Deiner Stell wollt' diesen niederträchtigen Lotter schon gottlos zu Schanden machen! Denn der schlechte Kund behauptet

steif und fest, Du hättest jetzt Leder unter dem Mantel und wolltest damit davongehen."

„Der Rest, der übrig geblieben, da liegt er," sagte der Meister und deutete würdevoll auf die Abfälle von Leder und Sohle, die wie Kehricht im Winkel lagen. „Nur ein großer Ochs kann glauben, daß man von einer Ochsenhaut mehr Schuhe machen kann, als zwölf Paar."

„Er schreit, also stiehlt er auch," schmunzelte der Bauer vom G'schaid.

„Alter Freund," sprach der Krückel und legte dem Meister die Hand auf die Achsel, „wirf weg das Zeug, was an Dir hängt, damit das lose Maul, das verdammliche, zum Schweigen kommt. Wart', ich will Dir helfen."

Damit zog er ihm auch schon den Mantel aus, wobei ihm der vom G'schaid half. Und siehe, der graue Tuchmantel war inwendig mit einem stattlichen Stück Ochsenleder gefüttert.

„Ah — doch!" rief der Krückel überrascht aus.

„Natürlich!" sagte der Schuster unter mitleidigem Lächeln. „Als ob es auf der Welt kein Ochsenleder gäbe, als das Deine! Uebrigens, wenn Ihr Bettelbauern schon auf das Stückel Leder ansteht, da habt es, ich schenk' es Euch." Riß es los, warf es hastig hin und lief zur Thür hinaus.

So war es den Bauern gelungen. Von diesem Tage an wich der Meister dem Krückel aus; „er wollte mit einem solchen Knicker nichts zu thun haben." Aber im nächsten Jahre, als im Bauernhofe wieder frische Häute gegerbt worden waren, that der Krückel, als ob nichts gewesen wäre und lud den Kroissel-Schuster auf die Ster ein. Der Kroissel-Schuster that auch, als ob nichts gewesen wäre, und kam. Alles wickelte sich in vollster Zufriedenheit ab. Als der

Schuſter am Ende aber das ſchöne ſchwarze Leder ſah und die vielen Sohlen, die er nicht aufgearbeitet hatte, ſeufzte er. Gottserbärmlich ſeufzte er. In dieſem Hauſe wird man ja ausgeſucht wie ein Dieb! Weil es ſich im vorigen Jahr verlohnt hat, ſo wird's diesmal ſicherlich nicht unterlaſſen. — Alſo ſann der Meiſter am vorletzten Abende, als er beim Krückel in der Abenddämmerung langſam um den Hof ging und dann ſchwermüthig hinabſchaute in die buſchige Schlucht. — Wenn du, meine liebe Ochſenhaut, dachte er, denn das Leder lag ihm im Sinn, noch die Füße hätteſt, wie du ſie einmal gehabt haſt, und ich könnte dich zu Fuß fortſchicken und ſagen: Lederlein! Wenn es finſter wird und ich in dieſem Hauſe beim letzten Paar Stiefel ſitz', ſo ſchleiche du aus der Kammer, laufe davon und hinab zu meinem Häuſel; ſie werden dich ſchon hineinlaſſen und morgen komm' ich ſelber nach. Du kämſt meinem Weibel an die Füß', die ſind dir um ein Stückel feiner als die Pfoten der alten Tramveldirn, der du ſonſt verfallen biſt.

Während der Kroiſſel-Schuſter ſolchergeſtalt phantaſirte, ſtieß ſein Fuß an einen Holzſchlägel, der zum Hineintreiben von Zaunblöcken gemacht worden war und jetzt müßig da herumlag. — Kam dem Schuſter ein großer Gedanke. „Holzſchlägel!" murmelte er, „du ſollſt mir nicht mehr lange faulenzen. Du biſt ein Röſſel, das laufen kann; aber ich will dich erſt beſchlagen." — Er guckte vorſichtig in die Runde und als er ſich überzeugt glaubte, daß er nicht beobachtet ſei, ſchlug er am Holzſchlägel den Stiel ab. Dann eilte er in die Kammer, brachte ein hübſches Stück Kernſohle heraus und nagelte dieſelbe rings um den Schlägel. Als dieſer ſolchermaßen gedoppelt war, gab er ihm mit dem Fuß einen Stoß: „Hia Röſſel, galoppir'!" Der gedoppelte Holzſchlägel

schlug sich über, begann zu kugeln und lief über den Hang hinab in die Schlucht. — Gut ist's, das Leder hat Füße bekommen.

— Jetzt, mein liebwerther Krückel auf der Höh', jetzt kannst alle Deine Nachbarn einladen, daß sie mich aussuchen — ich bin ein ehrlicher Mann, hab' nichts unter dem Mantel! —

Am folgenden Tage, als der Schustermeister sein Sterschlußmahl verzehrt, seinen Lohn erhalten, seine Zeugtasche und Leistenknäuel auf dem Rücken hatte, sagte der Bauer: „Richtig, Meister, daß wir den alten Brauch nicht abkommen lassen: Bissel Leder suchen unter Deinem Rock."

„Geh nur her," antwortete der Schuster scharf, „wenn Du mir meine bluteigene Haut nicht willst abziehen, eine andere wirst an mir nicht finden."

Und war auch so. Der Schuster hatte stellenweise ein zerlumptes Untergewand, stellenweise war er kitzelig, aber unrechtmäßiges Leder fand man keins an ihm. Mit großer gegenseitiger Achtung gingen die Beiden auseinander.

Der Schustermeister stieg langsam den Weg hinab ins Thal; unten bog er durch Haselsträucher in die Schlucht, um seinen gedoppelten Holzschlägel zu suchen. Der hatte sich — wie sich's für ein ordentliches böses Gewissen ziemt — tief ins Gestrüppe hinein verkrochen. Endlich erblickte ihn der Schuster und wand sich schmerzvoll durch die Dornhecken, um ihn zu holen. Aber siehe, der Schlägel war es freilich, nur hatte er kein Leder mehr um sich genagelt. Hingegen stand auf ihm mit Kohle geschrieben: „Guten Abend, Holzschlägel-Doppler!"

Wohl hatte sich von dieser Zeit an der Kroissel-Schuster die Nachfolge des heiligen Crispinus möglichst abgewöhnt, aber

der Spitzname „Holzſchlägel-Doppler“ iſt ihm geblieben bis auf den heutigen Tag. Solche Auszeichnungen, wie ſie das Volk verleiht, gehen weit übers Grab hinaus. Und paßt einmal auf, am jüngſten Tage, wenn wir Alle auferſtehen zum Gerichte, wird der Kroiſſel-Schuſter von den Stangeldorfern mit dem Worte: „Guten Morgen, Holzſchlägel-Doppler!“ begrüßt werden.

Es dürfte ihm ein biſſel unangenehm ſein.

Beim Herrn Onkel zu Gaste.

Meine schönsten Reisen habe ich ohne Geld gemacht. Freilich war alles Uebrige da: Frische Beine, helle Augen, ein heiteres Herz und goldene Einfalt. Drückten die Stiefel, so zog ich sie aus, regnete es, so sprang ich in den See, um nicht nasser als naß zu werden, und war mein Säcklein leer geworden, so nahm ich die ganze Welt als mein Privateigenthum. Weil die Anderen, die noch lebten ringsherum, arme Schlucker waren, so ließ ich ihnen den Genuß von Wasser, Luft, Licht und Allem, was sie bedurften, umsonst, sie gaben mir davon nur ein bißchen Brot und ein Nachtlager unter Dach, wo ich zusprach. Es kam selten vor, daß Einer mir den Tribut verweigerte. Nur einen großen Filz habe ich gefunden, deß Andenken ich mir liebevoll bewahrt.

Ich wanderte damals zu Zweien. Mein Kamerad war ein Lateiner aus der Fünften, der es nicht unter seiner Würde hielt, mit dem armen Handelsschüler zur frohen Ferienzeit über Land zu reisen. Handelsschüler waren sonst von den Gymnasiasten verachtet als „Krämerbuben", und

die Gymnasiasten wieder waren von den Handelsschülern verachtet als „Bettelbuben". Jetzt waren aber die Schattenseiten der beiden Arten in mir vereinigt, ich war Krämerbub und Bettelbub in einer Person. Ich war ein verkehrter Peter Schlemihl, statt keines Schattens hatte ich deren zwei. Hingegen fand ich an meinem Kameraden gar keine Schattenseiten: er war ein etwa siebzehnjähriges lustiges und treuherziges Bürschlein, das schon auch seine „Hermannsschlacht" gedichtet hatte, wie sich das für einen ordentlichen Gymnasiasten geziemt, und das so gut war, zu seufzen, wenn ich ihm eines meiner sentimentalen Gedichte vortrug, und zu lachen, wenn ich einen Spaß machte. Auch darin harmonirten wir, daß Jeder von uns sehr wenig Geld und sehr viel Appetit mit auf die Reise hatte. Also ein Herz und eine Seele; ein Wesen mit vier Füßen! wie Freund Rochus so sinnig sagte.

Die grüne Steiermark lag bereits hinter unseren Füßen; wir zogen ins Kärntnerland ein; auch das war grün, wir verwunderten uns darüber.

„Warte nur," sagte mein Freund, „in diesem Lande kommen wir auch noch auf einen grünen Zweig. Wir gehen nach Sandnigg, dort habe ich einen Onkel. Bei dem kehren wir ein und lassen es uns einige Tage wohl geschehen. Der Herr Onkel Bradler hat in Sandnigg ein großes Gut und ist ein sehr reicher Mann."

„O Freund!" rief ich, „Du bist wirklich talentirt! Einen reichen Onkel hast Du! Eine Eigenschaft, die mir gänzlich fehlt. Glaubst Du, daß ich mit Dir kommen darf?"

„Du wirst sehen, was das für ein prächtiger Mann ist!" sagte Rochus. „Ein Zolleinnehmer, pensionirt, hat sich

nachher ein großes Landgut gekauft. Er wird sich sehr freuen. Ich glaube, er hat selber keine Kinder."

„Aber was seine Frau sagen wird?" gab ich zu bedenken.

„Er ist nicht verheiratet."

„Dann glaube ich auch fast, daß er keine Kinder hat."

Wir steuerten kühn auf Sandnigg los, und als wir im Engthale den spitzen Kirchthurm sahen, sagte Rochus: „Na endlich. Es ist auch wahrlich Zeit, mir kracht schon der Magen."

Das letzte Wort war der bildliche Ausdruck auch meiner Empfindung, daher sagte ich: „Rochus, Du bist ein trefflicher Lyriker."

Etwa um 3 Uhr Nachmittags kamen wir an. Das Haus des Onkels sah wie ein Schlößlein aus. Es war in französischer Form des vorigen Jahrhunderts gebaut, nun aber etwas vernachlässigt, so daß man gleich sah, sein Besitzer gebe mehr auf das Sein, als auf den Schein. Ein weitläufiger Meierhof lag da, und auf dem Platz zwischen etlichen Feldwägen ging ein Mann in seiner stattlichen Gestalt, mit Schlafrock und langer Pfeife im Munde, behäbig hin und her. Hinter der linken Schulter hatte er einen Höcker.

„Das ist er!" flüsterte mir Rochus zu, dann trat er vor und rief: „Herr Onkel!"

Der Mann wendete sich und war anfangs ein wenig verblüfft.

„Was Teufel!" sagte er und nahm die Pfeife aus dem Munde. „Das ist ja der Rocherle! — Aber verdammt gewachsen!"

Sie schüttelten sich tapfer die Hände, und der Onkel lachte unter seinem grauen Schnurrbart recht hell und gemüthlich hervor.

„Und das ist mein Freund!“ stellte Rochus mich vor.

Der Onkel Bradler schüttelte auch mir die Hand und murmelte: „Laß ich mir gefallen. Interessirt Euch gewiß für die Landwirthschaft. Natürlich, so junge Männer. Da kommt nur gleich mit, ich will Euch meine Salzburger Kühe zeigen, die ich eben erst gestern bekommen habe. — Mittaggegessen habt Ihr wohl schon.“

Wir fanden im Augenblick nicht Worte, um ihn zu widerlegen, da rief er sogleich: „Natürlich, so gesunde Mägen, wie man in Euren Jahren hat! Da wartet man nicht bis 3 Uhr mit dem Mittagsmahl. Jetzt seht Euch einmal diesen Weizen an!“ Er führte uns zu einer hochgeschichteten Wagenfuhr, die eben zwei schwere Pferde vom Felde heimgebracht hatten. „Das ist ein Körndle, wie? Keiner hat so etwas in Sandnigg. Fühlt Euch die Aehren nur einmal an!“

„Man möchte gleich hineinbeißen!“ sagte Rochus.

„Nicht wahr!“ lachte der Onkel und war sehr gesprächig.

Mein Freund flüsterte mir tröstend zu: „Es kommt ja bald die Jausenzeit, da giebt's Milch und Käse!“

Der Onkel führte uns hinaus auf die Felder. Der lange graue Schlafrock und das blaue Hauskäppchen auf dem weißlichen Haar, das rothe, wetterharte Gesicht und der Buschbart drin, und die kleinen, klugen Augen — all das stand ihm gar nicht übel. Dazu wußte er so munter zu plaudern und auch zu scherzen, daß wir uns insgeheim das beste Prognostikon stellten für den Abend. Als wir zu einem Rübenfelde kamen, riß Rochus eine Pflanze aus dem Boden.

„Was machst Du denn?“ fragte ihn der Oheim.

„Ich habe gemeint, es wäre schon eine Rübe dran,“ antwortete mein Freund das Ding emporhaltend, welches

zwar ein recht üppiges Kraut hatte, aber anstatt der erwarteten süßen Frucht nur ein schlankes mageres Schwänzlein.

„Leckermaul!“ neckte der Onkel und tippte ihm mit dem Finger am Arm.

Endlich kam der Abend, wir kehrten in den Hof zurück und da sagte der Onkel: „Trinkt Ihr Bier? Dann gehen wir ins Wirthshaus. Der Stingelewirth hat gewiß frisch angeschlagen.“

Höher schlug uns Beiden das Herz.

Der Onkel warf sich in einen anderen Staat, gab einigen Leuten noch Anordnungen und dann schritten wir wohlgemuth und ziemlich rasch hinab zum Stingelewirth. Mitten in der großen Gaststube hing die Lampe, wir setzten uns an einen etwas dämmerigen Wandtisch und der Onkel fragte: „Also, Jungen was wollt Ihr essen?“

Die Kellnerin bot Schnitzel, Rostbraten und Schweinsschlögel an.

„Was ist mehr?“ fragte ich.

„Die größere Portion? Mein Gott, Rostbraten kann man so groß machen, als man will,“ belehrte die Kellnerin.

„Mir Rostbraten.“

„Mir auch Rostbraten,“ sagte Rochus.

„Und mir?“ fragte der Onkel sich selbst, „warten Sie. Mir können Sie — haben Sie Bratwürste?“

„Sind ihrer nicht.“

„Oder ein Bäuscherle?“

„Ist schon weg.“

„Schon weg,“ murmelte der Onkel resignirt. „Dann — machen Sie mir einen kleinen Pfannenkuchen. — Ich halte viel auf Pflanzennahrung,“ wendete er sich zu uns. „Möchte auch Euch dazu rathen. Zu viel Fleisch taugt nicht für junges Blut.“

Zu wenig auch nicht, wollte ich sagen, verschwieg's aber. Der Rostbraten kam; auch saure Erdäpfel dazu, und Bier. Es war ein köstlicher Schmaus. Drei große Semmeln hatte ich angebrochen, die erste zum Vorbeißen, die zweite zum Tunken, die dritte zum Knuspern. Eine vierte gedachte ich zum Dessert zu schmausen, da zog der Onkel, der mittlerweile mit stiller Andacht seinen Pfannenkuchen verzehrt hatte, die Cigarrentasche hervor.

„Eine Tugend an Euch, die man sonst bei der leichtsinnigen Jugend selten findet," schnarrte der Onkel, einer Cigarre die Spitze abbeißend, „ist, daß Ihr nicht raucht."

„Aber wir rauchen ja!" rief Rochus vorlaut, „nur müssen wir erst eine Cigarre haben."

„Laß das gut sein, Junge!" sagte der Oheim und klopfte ihm auf die Achsel, „eine Lungensucht sich in den Leib zutzeln! Das ginge just noch ab. Wie Dein Vater, der hat's auch nicht lassen können, bis er auf dem Brett lag. Der," er meinte jetzt mich, „hat auch nichts dazuzusetzen. Milch saugen! ist gescheiter, wie Cigarren. Und das Geld in die Sparcasse legen. Was glaubt Ihr, was das in dreißig Jahren ausmacht, wenn man täglich das Cigarrengeld von, sagen wir zehn Kreuzern, in die Sparcasse legt? Was glaubt Ihr? Und die Zinsen dazuschlagen. He!"

„Aber," wagte Rochus einzuwenden, „es thut ja der Herr Onkel auch —"

„Leider! Leider Gottes! Alte Gewohnheit, eiserne Praxis. Darum nur nicht angewöhnen. — Ich denke — Sie, Kellnerin! — ich denke wir wollen zahlen. — Was habe ich? Einen Pfannenkuchen — einen kleinen hab ich. Und ein Viertel Wein. Sonst nichts."

„Auch ein Brot?" fragte die Kellnerin.

„Richtig, das hätte ich bald vergessen. Auch ein Brot.“

„Macht achtundzwanzig Kreuzer.“

Mein Freund und ich guckten uns verdutzt an. Der arme Rochus wurde todtenblaß. Ich wußte, wie wenig er im Sack hatte. Aber er griff heldenmüthig hinein. Ich besaß noch Mammon für etwa acht Gulden. Der größte Theil des mir für Ferienfreuden das Jahr über aufgesparten Vermögens. Es war manche Knackwurst darunter und manches Krügel Bier, die ich mir in Zeiten des Hungers und des Durstes vom Mund abgespart hatte. Nun wollte ich damit durch die Alpenländer reisen, bis Innsbruck und noch weiter. Und mit diesem prasserischen Nachtmahle hatte ich mir das Essen auf ein paar Tagreisen sozusagen vorweg verschmaust. Das alles aber war nicht mehr zu ändern, ich langte in den Sack und bezahlte meine Zeche.

Auf dem Heimwege war der Onkel besonders heiter und stellte für den nächsten Tag allerhand Ergötzlichkeiten in Aussicht. „Frühstück ist um 6 Uhr,“ sagte er, „da werdet Ihr wohl schon aus dem Neste sein.“ Auf den Hof gekommen, stand er plötzlich unentschlossen still und sagte: „In meiner Jugend habe ich immer am liebsten in luftigen Scheunen geschlafen, das ist sehr gesund. Ich hätte da oben frisches Heu.“ — Da wir darauf mäuschenstill waren, denn wie frisches Heu bekommt, das hatten wir auf unserer Reise schon erfahren, so fuhr er fort: „Aber die jungen Herren heutzutage sind etwas verwöhnt, sie wollen ein Federbett haben.“

Wir bekamen richtig eines. Während wir einander die bestaubten Stiefel herunterritten, gab ich meinem Kameraden zu bedenken, ob wir nicht am nächsten Morgen zeitlich unsere Weiterreise antreten sollten?

„Was fällt Dir ein!“ sagte Rochus, „morgen wird's ja erst lustig hier. Pass' auf, der Onkel hat Mucken, er will uns prüfen. Ich wette, morgen haben wir einen guten Tag!“

Mit dieser Hoffnung schliefen wir ein.

Als ich erwachte, leuchtete schon hell die Sonne in die Kammer. Die Uhr schlug halb sechs. Da dachte ich an das Frühstück und weckte meinen noch süß schlummernden Freund, daß er es nicht versäume; denn wie ich ihn kannte, war er ein Freund von frischem Kaffee, Honig und Butterbrot.

Wir machten uns also rasch fertig, kämmten auch unser Haar sorgfältig und gingen die Treppe hinab. An der Stubenthür stand ein altes Weib, das rief uns zu: „Wenn Ihr Frühstück haben wollt, so geht nur gleich herein, wir sind schon dabei.“

Der Herr Onkel Bradler war nirgends zu sehen, wir setzten uns säumig zum Gesinde, das um eine große Schüssel herum saß und mit großen Löffeln wässerige Milchsuppe aß. Wir thaten mit sauren Gesichtern mit und mein Freund warf mir einen vorwurfsvollen Blick zu, warum ich ihn nicht schlafen gelassen hätte.

Am Vormittage, als wir uns auf einer mit Gras halbverwachsenen Kugelbahn die Zeit zu vertreiben suchten, kam der Onkel im Schlafrocke, schüttelte uns tüchtig die Hände, wollte gehört haben, daß wir gut geschlafen hätten und freute sich über unser gesundes Aussehen. Nachdem er durch Rochus vernommen, daß wir noch einen Tag zu bleiben gedächten, rief er: „Nicht wahr, schön ist diese Gegend! Wollt Ihr nicht den Kreuzkofel besteigen?“

Dazu hätten wir keine Lust.

„Aber den Pfarrer zu Leimbach werdet Ihr doch besuchen?“

„Der geht uns nichts an," sagte Rochus.

„So, Dein Vetter geht Dich nichts an!" verwies der Onkel, „ist ja verwandt mit uns, der Leimbacher Pfarrer. Heute ist Maisernte, sonst ginge ich gleich mit Euch, es ist kaum eine Stunde nach Leimbach, dort der Weg links, das Seitenthal hinein! Ich laß ihn grüßen! Und am Abende, wenn Ihr zurückkehrt, dann wollen wir uns aber Eins gönnen zusammen! Bin zwar ein alter Knasterbart, aber wenn's drauf ankommt, kann ich auch noch jung sein. Der Weg geht immer im Schatten nach Leimbach, ein schöner Weg! ein sehr schöner Weg!"

Natürlich, weil der Weg gar so schön war, so gingen wir jetzt zum Vetter Pfarrer nach Leimbach. Als wir ins kleine Alpendörfchen kamen, schlug ich dem Freunde vor, während seines Besuches beim Vetter im Wirthshaus bleiben zu wollen; „ich kann's nicht verantworten, wie viel ich Deinen Verwandten Unkosten mache," war dafür meine Begründung.

„Du hast recht," sagte der gute Junge, „sei nur nicht böse. Ich mache meinen kurzen Besuch, dann komme ich zu Dir ins Wirthshaus und wir machen uns gemüthlich."

Er ging in den Pfarrhof hinauf, kam aber früher zurück, als ich erwartet hatte. Na, mein lieber Rochus hat saubere Verwandte, dachte ich, der Herr Pfarrer scheint ihm sofort die Thüre gewiesen zu haben. Indeß sah ich bald sein munteres Gesicht, als er mir zurief: „Komm, Peter, wir sind Beide zum Mittagsessen geladen, beim Vetter!"

Wenige Minuten später traten wir Beide in den Pfarrhof. Der alte Herr kam uns schon entgegen, ein kleiner, rasch ausschreitender Mann mit kurzgeschorenem Weißkopf und kleinem, wohlgeröthetem Gesichtlein. Auf dem niedlichen Näs-

chen saß ein großes altmodisches Augengläserpaar. Anstatt der Kutte trug er schwarzes Gehröcklein. Er sah fast wie ein Professorlein aus, dem der Student noch in den Gliedern steckt trotz der weißen Haare. Die weißen Haare kann man ja wegschneiden, wie man hier sah, und so ist nichts da, welches an die sechzig Jahre erinnert, die der Mann in seinem Kalender hat.

„Das sind ja ein paar Capitalburschen!" rief er aus und streckte Jedem von uns eine Hand entgegen. „Na, Gott grüß Euch! Wenn Ihr recht bescheiden seid, so kann ich Euch einladen, mit mir einen Löffel Suppe zu essen. Viel wird's nicht setzen bei dem armen Landpfarrer, nehmt halt christlich fürlieb."

Er führte uns dann in sein Obstgärtlein, zeigte uns seine zahlreiche Familie, wie er sagte, die in jungen Apfel-, Birn- und Zwetschkenbäumen bestand, welche er gepflanzt hatte. „Die Jungen werden aber erst erzogen," scherzte der Pfarrer, indem er hier ein Zweiglein richtig bog, dort ein halbdürres Aestlein wegschnitt. „In ein paar Jahren, wenn Ihr wiederkommt, werden uns die jungen Herren hoffentlich schon mit guten Früchten aufwarten."

Wir kamen zu einer Hollunderlaube, und in derselben war bereits der Tisch gedeckt für drei Personen. Ein Topf kräftiger Fleischbrühe mit Klößen, ein Teller frischen Rindfleisches mit Meerrettigtunke, eine Blechtasse mit wohlgeschmortem Rahmstrudel, das war vorhanden. „Mit dem Trank," sagte unser heiterer und stets zum Essen aneifernder Gastherr, indem er eine goldfunkelnde Weinflasche brachte, „mit dem Trank werde ich wohl nicht gar viel Ehre aufheben. Studenten trinken Bier, und ich habe keines. Der Wein ist ehrlich sauer, aber eine gute Gesundheit läßt sich

doch damit trinken." Er schenkte die Gläser voll, dann erhob er das seine und sprach: „Es freut mich recht, Ihr lieben jungen Freunde, daß Ihr mich aufgesucht habt und daß Ihr fürlieb nehmt mit dem Wenigen, was ein unvorbereiteter Alpenpfarrhof zu bieten vermag. Würdet Ihr mir länger Eure Gesellschaft gönnen, so könnte ich Euch Hirschbraten, Forellen und mancherlei so Herrenkost vorsetzen; denn was Ihr drinnen in Eurer Stadt genießt, wachsen thut es bei uns heraußen; nur ist es bei Euch drinnen hübsch gewürzt mit theuren Preisen, während wir es hier fast umsonst haben. Dafür ist es aber bei uns heraußen um so frischer. — Gottes Segen mit Euch, liebe Freunde! Ihr sollt leben!"

Wir stießen mit ihm an und erhoben, seine Gesundheit ausbringend, ein so heftiges Geschrei, daß die alte Haushälterin erschrocken herbei kam, zu sehen, was für ein Unglück geschehen sei in der Laube.

„Margarethe," rief ihr der Pfarrer zu, „geschehen ist nichts, aber schwarzen Kaffee möchten wir haben. — Zum Kaffee," sagte er dann, ein zierliches Holzkästchen öffnend, „gehören auch Cigarren. Mein Kraut ist billig und leicht, aber trocken. Bedient Euch."

Da wir bemerkten, daß es eine kostspieligere Sorte zu sein scheine, antwortete er: „Aber die billigste, die man sich denken kann. Der Herr Graf M. in Klagenfurt, bei dem ich vor vielen Jahren Hauslehrer gewesen, schickt mir zu Neujahr allemal ein Kistlein Cigarren. Ich rauche ihrer nur in fröhlicher Gesellschaft, da schmecken sie mir. Wenn ich allein bin, würde mir das Rauchen nicht wohlbekommen. Ich glaube, die Deine hat keinen Zug!" sagte er zu Rochus, „ich bitte Dich, quäle Dich nicht damit, nimm eine frische!

Lerne daraus, daß auch billige Cigarren schlecht sein können, die theuren sind es unter allen Umständen."

So plauderten wir, als plötzlich auf dem Kirchthurme ein Glöcklein klang. Ein alter Mann trat heran und brachte die Botschaft, daß die Müller Kathi sterben wolle und die Sacramente wünsche.

„Die Müller-Kathi!" versetzte der Pfarrer, „Gottlob, dann ist es nicht so schlimm. Seit ich in Leimbach bin, liegt die arme Frau krank, und das ist jetzt schon sechzehn Jahre; und allmonatlich einmal will sie sterben und schickt nach dem Priester. Die kann es noch so weit bringen, daß sie einst ohne Sterbesacramente fort muß, denn wenn's Ernst wird, nehmen es vielleicht die Anderen nicht ernst. Nun, so lange ich lebe, thue ich ihr den Willen. Ein Trost ist's ihr gewiß, und den darf man Niemandem versagen."

Das Müllerhaus war eine Wegstunde im Gebirge drinnen, der Parrer mußte fort, und uns blieb nichts übrig, als uns von dem lieben Wirthe zu verabschieden. Doch haben wir ihm versprechen müssen, wieder zu kommen. Nach etwa zwölf Jahren berührte ich auf einer Gebirgswanderung nochmals das stille Dörfchen Leimbach, doch der gute Pfarrer lag schon unter dem Rasen; er war früher gestorben als die seit vielen Jahren „sterbende" Müller-Kathi. Bewirthet aber hat er mich doch wieder, denn die schönen Obstbäume im Garten waren voll von vortrefflichen Früchten.

Und nun wieder zurück nach Sandnigg zum theuren Herrn Onkel Bradler. Der erwartete uns schon am Eingange des Hofes und hatte Festgewand an. In Alpentracht war er, auf grünem Hut Hahnfeder und Gemsbart, so daß er aussah wie ein Förster.

„Seid Ihr endlich da?“ lachte er uns entgegen, „ich dachte schon, Ihr wolltet den alten Oheim pensioniren und Euch zum Clerus schlagen. Wohl rechtschaffen gut gespeist? Natürlich, beim Herrn Pfarrer, da schmeckt's! beim Oheim verschmähen sie's.“

Aber wir haben beim Oheim ja gar nichts bekommen! wollte Rochus nach späterer Versicherung ausgerufen haben. Ich habe nichts davon gehört, wohl aber, wie der Onkel sagte: „Und nun, meine Herren, glaube ich, daß auch wir uns was Gutes anthun sollen, so lange wir noch beisammen sind. Morgen, höre ich, wollt Ihr ohnehin schon wieder fürbaß ziehen, was man Euch nicht wehren kann. Die Jugend will ja die Welt sehen und hat Recht. Aber heute muß ich meinen Gästen einen vergnügten Abend machen. Wir wandern das halbe Stündele bis zum Bachwirth hinab, da giebt's Backhühner, versichere ich Euch, wie im ganzen Kärntnerland nicht wieder. Ihr müßt meine Gäste sein — kein Wort! Ihr müßt meine Gäste sein!“

Weder meinem Freunde, noch mir war es eingefallen, auch nur ein Wort dagegen einzuwenden. Also marschirten wir nach dem Bachwirthshause.

Das halbe Haus setzten wir dort in Bewegung. Die Wirthin ließ das Feuer prasseln, der Wirth schlug Pipen an, die Mägde weideten am Brunnen Geflügel aus und frischten Grünzeug.

Ich gestehe, es war ein feines Nachtmahl, so wir beim Bachwirth einnahmen. Ein Backhuhn und ein Brathuhn mit Salat und eingemachtem Obst, dazu Bier. Dann Backwerk und Thee, dazu Wein. Wir ließen es uns schmecken, auch der Onkel griff tapfer zu, uns ermunternd, so daß wir dachten: er will von dem Pfarrer, dessen Gastfreundschaft wir mit aller möglichen Gestaltungskraft und Farbenpracht geschildert, eben nicht in

den Schatten gestellt werden. Wir wurden sehr lustig, erzählten Anekdoten, der Onkel wußte stets die besten; wir sangen Zechlieder, der Onkel sang am lautesten und benahm sich überhaupt so fidel, daß wir auf die Vermuthung kamen, sein früheres philiströses Benehmen sei pure Verstellung gewesen. Der Rochus blinzelte mir nur immer glückselig zu.

Mitternacht war es fast, als der Onkel mit heller Stimme nach der Frau Wirthin rief. „Bitte, meine Herren, zahlen werde ich!" wehrte er uns ab, wo es gar nichts abzuwehren gab. Dabei griff er würdevoll in die linke Brusttasche. Griff dann würdevoll in die rechte Brusttasche, gleich darauf weniger würdevoll wieder in die linke, begann hastig alle seine Taschen von außen zu betasten, von innen zu durchsuchen, und machte endlich einen hellen Pfiff. „Das ist jetzt lustig!" rief er. „Meine Geldtasche habe ich zu Hause vergessen. Muß schon ein Anlehen machen bei einem von Euch, bis Morgen."

Rochus gestand unumwunden, daß seine Baarschaft nicht langen würde. Ich griff mit verhängnißvoller Dienstwilligkeit nach meiner Börse und bezahlte eine Zeche von vier Gulden achtzig Kreuzern.

Dann gingen wir nach Hause und hatten in der hellen Mondnacht allerhand drollige Einfälle und Schnurren, wobei der Onkel mit entzückendem Bummelwitze mitthat.

Ahnungslos schlief ich in derselbigen Nacht. Am nächsten Morgen war unsere Abreise festgesetzt. Als wir dazu gerüstet waren, trug uns die Haushälterin in weißen Schalen eine bräunliche Suppe auf, ich bin noch heute der von meinem Kameraden bestrittenen Ansicht, daß dieselbe Kaffee vorstellen sollte. Nach dem Frühstück theilte die Haushälterin uns

mit, daß der „Herr" schon frühmorgens einen wichtigen Geschäftsgang ins Gebirge angetreten habe, daß er uns nochmals auf das Herzlichste grüßen und glückliche Reise wünschen lasse.

Ich muß völlig versteinert gewesen sein. Mit dem Gefühle, als wäre mir an die Kehle ein Strick gelegt, fragte ich, ob er sonst nichts gesagt habe?

„Ja richtig!" rief die Haushälterin, „das hätt' ich bald vergessen. Ihr möchtet so gut sein, läßt er sagen, und möchtet ein kleines Packet mitnehmen zum Oberdorfer Schmied, wo Ihr ohnehin vorbeigeht, und dort abgeben, vom Bradler in Sandnigg, er wisse es schon."

„Und für mich dagelassen hat er nichts?" war meine beklommene Frage.

„Nichts sonst. Gar nichts."

Da wurde der Strick um die Kehle zusammengezogen.

Im kleinen Packet, das mit einem alten Zwilchsacke umwunden war, seien, erklärte die Haushälterin, ein paar zerbrochene Spaten und ein stumpfgewordenes Pflugmesser. Wir schleppten das Zeug mit uns und untersuchten es sogar unterwegs. Allein auf unsere Berechnung stellte es sich heraus, daß der Bettel nicht zwanzig Groschen werth war, daher als Entschädigung nicht verwendet werden konnte. Wir gaben das Packet denn getreulich ab beim Schmied in Oberdorf und wanderten rathlos weiter.

Nicht gen Innsbruck mehr. Nach links bogen wir ab, der schönen Stadt Klagenfurt eilten wir zu, wo wir opferwillige Studiengenossen wußten.

Rochus und ich sind dicke Freunde verblieben, aber auf Besuche bei seinem Onkel hat er mich nicht mehr eingeladen, soll auch selbst deren nicht sehr zahlreiche gemacht haben.

Es ändern sich aber die Zeiten. Im letztvergangenen Sommer habe ich mehrere äußerst vergnügte Wochen zugebracht auf dem Hofe in Sandnigg. Denn ich war dort als Gast meines Studienfreundes Rochus; wir haben viel von der schönen Jugendzeit geplaudert, viel gegessen und getrunken und sehr viel gelacht, denn — mein Freund war lachender Erbe.

§

Wo Barthel den Most holt.

Daheim bei meinem Vater ging's eigentlich immer hoch her, denn wir wohnten auf einem dreitausend Fuß hohen Berg — und den Witz hat der Knecht Barthel aufgebracht. Wenn aber ein fruchtbares Jahr mit gutem Kornbau, glücklicher Viehzucht oder einem erklecklichen Holzgeschäft gewesen war, so legten wir uns nach dem lastvollen Sommer einen ganz besonders fröhlichen Winter bei. Die Einen thaten tagsüber Korn dreschen, die Anderen Vieh füttern, die Weibsleute Flachs und Ränke spinnen, und am Abend kamen wir zusammen in die Stube um den warmen Ofen und den großen Tisch und thaten plaudern, singen, Geschichten erzählen, Most trinken und bisweilen auch ein wenig scherzen miteinand.

Unter Most, den wir tranken, ist gegohrener Wein zu verstehen, der aber nicht aus den Fichten- und Lärchenzapfen gepreßt wurde, die auf unseren Bäumen hingen, sondern aus den köstlichen Borsdorfer, Weizer und Pöllauer Aepfeln, die draußen im weiten Lande wuchsen. Die Wirthe drüben im Pfarrdorf verkauften ihre Getränke nicht allein in Gläsern und Krügen, sondern auch in Fässern. Schickte dann in

manchem Jahr mein Vater so etliche Tage vor Weihnachten den Knecht mit einem Paar Ochsen und Schlitten aus, um Most zu kaufen. An solchen Tagen waren wir Kinder arg aufgeregt: „Heut kommt der Most! Heut kommt der Most!“ Jedes richtete sich ein Geschirrlein her, um — wenn das Glück im Fasse heimkam — alsbald etwelches ins Glas, ins Töpfchen, ins Schüsselchen heraussprudeln zu lassen und zu verkosten. In meinem Leben werde ich nichts Schöneres mehr sehen, als jenes grünglasirte Trinkkrügel war, das ich unter die Pipe halten durfte; klare Tröpflein schwitzte es, und der eiskalte Most prickelte so unvergleichlich in die Nase, wie gar nichts sonst so fein prickelt auf dieser Welt.

Es war bisweilen gewesen, daß die Geister gestockt hatten des Abends in der Stube. Der Jungknecht wollte nicht Zither spielen, es sei eine Saite gesprungen. Der Altknecht wollte nicht Geschichten erzählen, er sei schläfrig; der Weidknecht Barthel gab keine Räthselfragen zum Besten; er sagte, er müsse Hosen flicken, und dabei fiele einem nichts Rechtes ein. Die Stallmagd wollte nicht singen, sie war brummig, und wenn ihr Einer was Liebes ins Ohr „drischeln“ wollte, so gab sie ihm einen Stoß mit dem Ellbogen, der woltern spitzig war. Wenn aber an solch langen Winterabenden in der Stube der Mostkrug kreiste, da ward es ehestens anders. Der Jungknecht griff in sein Saitenspiel; der Altknecht stopfte sein Rauchzeug und hub eine Mär an; der Barthel fragte, wo der Adam den ersten Löffel genommen, und die Stallmagd ließ das „schöne Schweizermadel, ihre Haar sein voller Dradel“ aus der Kehle wirbeln. Weil ich in solch ergiebigen Stunden nicht wußte, wohin mein Ohr zu wenden, so hub auch ich hell an zu jauchzen und zu jodeln. — All das zusammen waren eigentlich nicht wir, es war der Most, und

man möchte es nicht glauben, wie schön so ein frischer Trunk Zither spielen und singen kann.

War es denn auch einmal vor Weihnachten, daß mein Vater zum Weidknecht Barthel sagte: „Bua Barthel, spann die zwei falben Ochsen an den Schlitten und fahr' um Most. Zum Kirchenwirth fahrst. Da hast sieben Gulden auf einen Halben (halben Startin): was über bleibt, gehört Dein. Aber daß er verjesen (ausgegohren) ist! Und bring ihn gut heim."

Der Knecht spannt ein, thut Ketten und Stricke auf den Schlitten, daß er das Faß tapfer fest binden kann, setzt sich darauf und sagt: „Vorwärts im Gottesnam', daß nichts bricht und fallt nichts z'samm'!" Und fährt munter davon.

Wie er mit seinem Fuhrwerk hinter den Schachen kommt, wo die zwei Wege sich theilen — der eine geht eben über die Höhe hinaus ins Kirchdorf, der andere führt steil in das Engthal hinab zum Grabenwirth — da sagt der Barthel zu den Ochsen: „Was werden wir da gar zum Kirchenwirth hinaustrotteln, Most hat auch der Grabenwirth und einen viel besseren." Wirft die Sperrkette unter die Schlittenkufe und rutscht in das Thal hinab. Beim Grabenwirth fährt er in den Hof, spannt aus, thut die Ochsen in den Stall und geht in die Stube.

„Was schaffst, Barthel?" fragt die Kellnerin, die junge Ziehtochter des kinderlosen Grabenwirthes.

„Most," sagt der Knecht.

„Eine Halbe?"

„Mehr!"

„Hast denn Du heut' einen so großen Durst?" sagt die Kellnerin schmunzelnd und stellt ihm eine Maß hin.

„Finerl," sagt der Barthel — da hat er sie schon bei der Hand erwischt — „eine Maß ist viel zu wenig.

Du kannst Dir gar nicht denken, wieviel ich heute haben will . . ."

Jetzt treffen sich ihre Blicke, und nun weiß man schon, was es geschlagen hat. Uebel ist sie nicht, die Finerl, wem ihr strohgelbes Haar und ihre Sommersprossen gefallen, die auch im Winter dableiben, weil es im Herzlein der lustigen Kellnerin immer Sommer ist. Daß ich alles sage: Wenige Wochen vor diesem Tage schien es, als wollte bei der Finerl plötzlich Winter kommen. Ein Zahn war ihr ausgefallen über Nacht; darüber grämte sie sich schier zu Tod, und die Gäste verwunderten sich baß, warum die sonst so schäferlustige Kellnerin kein Wort mehr sprach. Aber sie getraute sich den Mund nicht zu öffnen, obwohl man die Lücke gar nicht gesehen hätte. Da kam der Barthel vom Berg herab, der machte sie lachen, und als sie selbander den ausgefallenen Zahn bedauerten, fanden sie gleichzeitig, daß wieder frisch einer nachwuchs.

Heute ist der junge Sprößling schon so weit, daß die Finerl nach Herzenslust lachen darf, und das thut sie denn auch, und der Barthel hilft ihr. Ein gelachtes Duett ist noch weit schöner als ein gesungenes.

Am Ofentisch sitzt aber Einer, dem dieses Duett gar nicht gefällt. Der Fuhrknecht Zengg ist es, eine aufgedunsene Rothhaut in blauer Blouse, säuft wie ein Faß und ist verliebt wie ein Kaninchen. Er trägt Silbergeld bei sich, eine schwere silberne Uhrkette und hat den Aberglauben, daß alle Dirndeln in ihn verliebt sein müßten. Etliche thun auch so und hören seine versilberten Liebesschwüre nicht ungern. Sein stärkstes Verlangen aber geht nach Sommersprößlein und Weizenstroh; und jetzt macht sich dort der verdammte Bauernlümmel an dieses Gewächs.

„Eine Halbe Guldenwein!“ knurrt der Fuhrknecht Zengg und ſtößt ſein Glas auf den Tiſch. Er iſt Keiner, der Apfelmoſt trinkt, er mag nur Guldenwein!

„Katherl!“ ruft die Kellnerin in die Küche hinaus, „ſei ſo gut, bring dem Zengg eine Halbe Guldenwein!“

Kommt der alte keifende Hausdrache, die Schweſter der Grabenwirthin, und bringt das Verlangte. Und die Finerl hockt beim „Bauernlümmel“ wie angenagelt.

Endlich tritt der Wirth in die Stube, da wird das Moſtgeſchäft abgethan.

„Sechs ein halb Gulden, weil Du's biſt,“ ſagt der Grabenwirth, „aber das Faß kommt zurück.“

„Es gilt.“

„Alsdann laß ich aufpacken. Trink, was Du magſt, es geht ein.“

Jetzt kommt auch zum Barthel Guldenwein, die Finerl bringt ihn; auch Kletzenbrot zum Dazubeißen, oder eine Cigarre, was er halt lieber hat, ſagt ſie und ſetzt ſich wieder an ſeine Seite. — Gott, wie ſchön iſt die Welt!

Nach einer Weile fällt dem Barthel ein, er müſſe nachſehen gehen, was die Ochſen machen im Stall. Sie ſollen Heu kriegen, und er könne ſeinen Wein auch draußen austrinken, er ſei nicht dafür: Alles auf einmal in die Gurgel. Er wolle länger was haben.

Geht alſo hinaus, und die Finerl trägt ihm den Wein nach.

Denkt ſich der Fuhrknecht Zengg: Schau, ſchau, die ſind geſcheit! — Er ſieht nämlich durch das Fenſter Schneeſchaufler, die den Schnee aus dem Weg in den Bach werfen — da trägt ihn das Waſſer davon.

Weil es in der Wirthsſtube jetzt öde geworden iſt, ſo ſteht auch der Zengg auf und geht hinaus. Er ſchlenkert

über den Hof, hört das Wiehern der eingestellten Rösser, hört das Rieseln des Baches, hört das Grunzen der Schweinchen aus dem Pfränger. An der Wand hängt ein Pferdegeschirr mit Riemzeug; davor steht er still und schaut es an. Dann schlüffelt er weiter. Auf dem Schlitten ruht das große Mostfaß; er steht davor still und betrachtet, wie es mit Stricken kreuz und quer festgebunden ist. — Immer gefesselt ist so ein Trunk, nur wenn er in die Leute kommt, wird er ungebunden. — Der Zengg denkt aber an etwas Anderes. Jetzt lugt er einmal in die Runde; 's ist Niemand in der Nähe. Der Holzstoß verdeckt den Blick vom Hause her. Der Fuhrknecht zieht ein funkelndes Messerlein aus der Tasche. „Barthel," murmelt er für sich, „heut' geht's Dir allzu gut, möcht mich wundern, wenn Du ohne Malheur heimkämst mit Deinem Most! Möcht mich arg wundern!" Und schnitzt so ein wenig an den Stricken herum.

Dann schleift er langsam seitab.

Nicht lange hernach wird im Stall irgendwo gesagt: „Sapperment, jetzt ist's Zeit, daß ich einspann!"

Bald ist's auch geschehen.

„Ja, behüt Gott, Barthel, komm glücklich heim!" ruft die Finerl.

„Und das Faß kommt zurück," schreit der Wirth dem Schlittwerk nach.

Der Barthel geht voran und führt die Ochsen an den Hörnern. Er ist heute ein glückseliger Mensch. Daß der Weg stark bergan steigt, macht nichts, ziehen müssen doch die Ochsen. Wenn er Kalendermacher wäre, der heutige Tag müßte roth werden. Und daheim wird's auch wieder hoch hergehen, wenn er mit dem Most kommt. Daß die Finerl lieb ist, das hat er wohl gewußt, aber daß sie so lieb, so

lieb ſein kunnt, das hätte er ſich nimmer gedacht. Verflucht ſtark bergan geht's; wenn der gute Schlittweg nicht wär, möchte ſo ein Paar Ochſen dieſen wanſtigen Moſtplutzer nicht vom Fleck kriegen. Daß ſich die Weibsleute ſchämen, iſt ganz natürlich. Aber der Kirchenwirth hat keinen ſolchen Moſt. Wer ſich Die anheiraten kunnt, das wär' doch ein Guſto! Wenn er ſchmeckt daheim, nachher ſag ich's, wo ich ihn geholt hab. Zu Der geh' ich öfter, das weiß ich. Hi, Falber! Ja, das glaub ich, daß wir ſchwitzen. Wenn man's bedenkt, wie viel Räuſch wir da hinaufſchleppen. Ich hab heut wohl auch ein biſſel einen gehabt. Mein Lebtag hätt' ich's nicht geglaubt, daß der Menſch ſo keck werden kunnt. Sie hat mich aber auch ordentlich Red anlaſſen. Jetzt noch ein Ruckerl, hup, wir werden bald oben ſein! Anheiraten, das wär ſchon ein Guſto! — — So hätten ſich die lieblichen Gedanken des Barthel noch weiter geflochten, da ſieht er, wie hinten am Faß plötzlich ein Strick losſchlägt; ein zweiter beginnt ſich mit Haſt auseinander zu ringeln. Jeſſes, die Moſtbutten rutſcht! kann der Barthel noch denken und will zurückſpringen und feſthalten, da gleitet das Faß über den Schlitten hinab und ſchlägt über. Einen Augenblick iſt's, als wolle es liegen bleiben im Schnee, noch träge wälzt es ſich um, da beſinnt es ſich, unten ſei es ihm lieber wie oben, und beginnt über das Schneefeld hinab ſeinen Lauf. Sachte, aber ſchwer, zuerſt ſchiebt es ſich über, munterer wird's, tanzend wird's, hüpfend wird's, große Gruben ſchlägt's in den Schnee und ſpringt doch wieder heraus, immer kecker und wilder ſauſt es drein, daß der Schneeſtaub ſtöbert nach allen Seiten, und wie es zum hohen Rain kommt, unter welchem ſich das Grabenwirthshaus duckt, fliegt das alte, dicke Faß hoch in die Lüfte und in einem weiten Bogen der Tiefe zu . . .

Starr wie ein Schneemann hatte der Barthel dem fliehenden Faß nachgeschaut. Als es seinen Augen nun entschwunden war, that er einen lauten Pfiff und sagte feierlich: „Jetzt ist der Most hin.“ Die Ochsen merkten ihren Vortheil und wollten mit dem federleichten Schlitten bergan. „Das glaub ich!“ rief der Knecht und hieb ihnen den Peitschenstecken auf die Stirne.

Erst nach einigem Nachdenken war er so weit, als es die Ochsen ohne Nachdenken gewesen. „Was nützt's,“ sagte er, „wenn wir da stehen bleiben, das Faß kugelt nicht mehr herauf, und von meinem Jahrlohn ist ein Trumm hin. Das Beste, keck heimfahren und die Wahrheit sagen.“

Mein Vater war kein schlimmer Mann. Als er hörte, was geschehen war, sagte er die Worte, die den Sprüchen der Weisheit einverleibt zu werden verdienen: „Macht nichts. Haben wir keinen Most, so trinken wir Wasser.“

„Ich weiß nicht, was das ist,“ betheuerte an demselben Abende eine Magd unten beim Grabenwirth. „Heut sind die Schweine toll!“

Und als der Wirth mit der Laterne ging, um nachzusehen, und die Thiere vor seinen Augen grunzend tanzten, sich munter auf der Streu wälzten, eines auf das andere sprang, mit verglasten Aeuglein dann schelmisch dreinlugten, ihre Rüssel gen Himmel reckten und mit schiefgehaltenem Kopf lauerten, um hernach wieder toll dreinzufahren, und als der Wirth in der Luft hin und her roch und Mostgeruch witterte, rief er aus: „Der Teufel hol' mich, die Säue sind besoffen!“

Zu einer ähnlichen Erkenntniß kam an demselben Abende auch ein Anderer. Der Fuhrknecht Zengg, als er gemerkt hatte, beim Grabenwirth setze es heute keine Unterhaltlichkeit, nicht einmal ein Kartenspiel mit dem Wirth, noch weniger

ein Fingerhäkeln mit Burschen und Dirnen (er war ein leidenschaftlicher Fingerhäkler), führte er seine Pferde aus dem Stall zum Brunnen, und als sie nach ihrer Haferjause tüchtig gesoffen hatten, spannte er sie an seinen Roheisenwagen. Als sein Fuhrwerk auf dem ruhigen Geleise der Thalstraße war, legte er sich der Länge nach auf die Roheisenstücke des Wagens, den Mantel darüber, den Hut aufs Gesicht gestülpt — so! zwar ein hartes Bett, aber ein andermal ist's wieder besser. — „Hia, Schimmel!"

Der Schimmel und der Fuchs ließen sich's aber heute nicht zweimal sagen, sie trabten flink, wieherten und warfen ihre Köpfe hin und her in der Absicht, einander zu beißen.

„Was haben sie denn heut', die Vieher!" schreit der Zengg und pfeift ihnen mit der Peitsche ein paar Merks über die Rücken. Schwups, richtet sich der Schimmel empor, stangengerade wie ein Corporal und steht trappelnd auf seinen Hinterfüßen, der Kamerad macht's nach — ein Peitschenhieb — die Pferde rasen davon. Kaum vermag der Zengg noch abzuspringen, und wie er später draußen auf dem Wiesenplan sein Fuhrwerk wiedersieht, ist der Wagen zertrümmert, und die Pferde stehen losgerissen am Bach, heben ihre Köpfe hoch und wiehern.

Darum, mein lieber Leser, schneide nie aus Bosheit die Stricke entzwei, mit welchen ein Mostfaß an den Schlitten gebunden ist, das Faß könnte den Berg hinabrollen, in der Wasserrinne zerplatzen und am Troge nicht allein Deine sonst wohlgesitteten Schweine, sondern auch Deine Pferde betrunken machen und so das Verderben Deines Hauses werden

Nun weiß ich wohl, Du fragst nicht nach der Moral, sondern nach dem Verlauf des trauten Verhältnisses zwischen dem Barthel und der Finerl. Der Verlauf war gar kein übler.

Als es in der Gegend des davongelaufenen Fasses und der davongelaufenen Rösser wegen laut geworden war, wo der Barthel den Most holt, brauchten die Beiden auch weiter kein Geheimniß draus zu machen. Ein Jahr später übergab der Grabenwirth seiner Ziehtochter das Geschäft. Hüpfte der Barthel nicht viel anders wie früher das Faß den Berg herab und wurde Grabenwirth. Schier sein Erstes war, daß er meinem Vater als Ersatz ein großes Faß Apfelmost auf den Berg schickte, aber mit Fleiß festgebunden im Wagen. Mein Vater ließ ihm sagen: „Junger Grabenwirth, das hätte ich nicht verlangt. Du wirst Deinen Most schon selber brauchen.“ — „Most genug, Nachbar!“ ließ der Barthel zurücksagen. „Trinkt ihn auf unsere Gesundheit. Weil ich schon so tief herabgekommen bin, so laßt mich wenigstens einmal hoch leben!“

Hoch und lang! Wir haben es wacker gethan. Ich habe zwar beim Anstoßen mein Thontöpfel in Scherben geschlagen, daß der ganze Most dem kleinen Halterdirndel über das Haupt geflossen ist. Das hat weiter nichts gemacht, als den Witz von der Kindstaufe, und der Barthel lebt heute noch. — Wenn Du einmal des Weges kommst, so rathe ich Dir, beim Grabenwirth einzukehren. Bei der Wirthin ist immer noch Sommer, und der Barthel soll Dir erzählen — er kann's besser als ich —, wo er den Most geholt hat.

Der Figurlmacher.

Es mag nun an die zehn Jahre her sein seit jener Fahrt durchs Pusterthal. Aber ich vergesse sie bis an mein Lebensende nicht. Nie vor- und nie seither hatte ich einem weltfremden Menschen so rasch und so tief in sein Innerstes geschaut, als diesem schlanken Knaben.

Es war ein Sonntagsnachmittag. Ueber den Dolomiten war ein Gewitter gestanden, das nach einigen scharfen Tropfen, die es an mein Waggonfenster geschleudert, sich sachte verzogen hatte. Abendlicher Sonnenschein brach hervor und beleuchtete die Berge und die Kirchthürme und die frohen Menschen, die auf dem Bahnhofe versammelt waren, in welchen der Zug eben einfuhr. Aus der Gruppe von Männern und Burschen sprang jetzt ein junger, schmucker Mann mit Stock und Handbündel, verabschiedete sich rasch, schwang seinen Spitzhut, stieß einen hellen, grellen Juchschrei aus und stieg in mein Coupé, wo ich bisher allein gesessen war. Voll überlauter Lust rief er jedem Einzelnen noch neckende Grußworte zu, und die Zurückbleibenden schrien: „Figurlmacher, behüt Dich Gott, laß Dir's schmecken, das Herrenleben!" Er

ſang ein keckes Vierzeiliges, jauchzte wieder, und der Zug fuhr ab. Ohne mich zu beachten, warf mein Reiſegefährte den kurzen Kranabetſtock und das rothe Handbündel neben ſich auf die Bank, ſetzte ſich hin, trommelte mit der Fußſpitze und pfiff ein heiteres Liedel. Vielleicht, ſo dachte ich, iſt er darum ſo luſtig, weil er ſeine ganze Sach' in einem Sacktuche mit ſich tragen kann. Nicht Jeder iſt ſo glücklich, ich zum Beiſpiele war ſchon der Sklave meines Reiſekoffers.

Der Burſche war ſo, daß er den Weibern hätte gefallen müſſen: ſchlank, ſtramm, und trug ein keckes falbes Schnurrbärtchen; nur das Auge war zu zahm; das war mattblau, milde und hatte einen feuchten Glanz wie bei einem Weibe, in dem die ſittſam bezähmte und doch heiß begehrende Liebe iſt. — Endlich war er ruhig geworden, ſtemmte ſeine Ellbogen auf die ausgeſpreizten Knie, und den Kopf auf die Hände geſtützt, ſtarrte er auf den Boden hin. Manchmal ſchaute er zum Fenſter hinaus in die abendlich dämmernde Landſchaft, dann hob ſich ſeine Bruſt, als ſollte wieder ein Jauchzen herauskommen, aber es kam keines, und mit einem leiſen Seufzer ſank ſie wieder ein.

Der Zug rollte fort und fort, an der Decke brannte zuckend die Lampe; ſchon lange mochte ſie keine ſo ſtillverſchloſſenen Paſſagiere geſehen haben, als an dieſem Abende. An drei Stunden mochten wir ſo gefahren ſein, als der Burſche ganz plötzlich an meine Bruſt ſank und in ein lautes Schluchzen ausbrach. Ich war faſt zu Tode erſchrocken und that mehrmals nacheinander die Frage, was das bedeute, was ihm geſchehen wäre?

„Ich kann's nit tragen!" ſtieß er hervor, „ich kann's allein nit tragen. Es iſt zu hart."

Ich ſprach ihm freundliche Worte zu. Wenn er ein Anliegen habe, ſo möge er es mir vertrauen, der Menſch dem Menſchen. Kummer und Leid ſei uns Allen gemeinſam, da gebe es kein Fremdſein. — Denn ich kann Niemanden weinen ſehen; Frauenthränen wird man zur Noth gewohnt, aber ein ſchweres Schluchzen aus der Mannesbruſt iſt erſchütternd wie der Ausbruch eines Vulcans. Ich legte die Hand auf ſein Haupt, das an meinem Buſen lag, und ſagte noch einmal: „Freund, Freund, was iſt Dir?“

„Es iſt ſo hart,“ ſagte er, und ſein Körper bebte.

„Du biſt ja erſt ſo luſtig geweſen?“

Da lachte er krampfhaft auf: „Luſtig! — Mein Elend habe ich todtſchreien wollen.“

„Iſt Dir ein lieber Menſch geſtorben?“

„Wie ſie meinen Vater ins Grab gelegt haben,“ entgegnete er, „und ich allein daſteh auf der weiten Welt — es iſt auch ein Schmerz geweſen. Aber ſo! So wie jetzt! — Ich kann's nicht aushalten, ich muß es wem erzählen. Meine Kameraden daheim wiſſen nichts und wollten mich nur auslachen. Mit Spott will ich nit fort.“

„Wenn ich recht verſtehe, es iſt gewiß ein Weibsbild im Spiele!“ ſagte ich.

„Ja freilich,“ antwortete er.

„Ich habe mir's gedacht. Ein rechter Mann weint nur dreimal in ſeinem Leben: Wenn ihm Vater und Mutter geſtorben ſind, wenn ihm ſeine Ehre vernichtet wird und wenn er unglücklich in der Liebe iſt. Zweimal habe ich auch ſchon geweint, mein Lieber, Du kannſt mir ſchon etwas vertrauen.“

Es dauerte eine Weile, bis er ſo weit mit ſich zurechtkam, daß er ruhiger ſprechen konnte. Dann begann er zu erzählen:

„Meine Eltern, die ſind kleine Häusler geweſen, kümmerliche Leut'. Ich hab' mir mit Heiligenſchnitzen die Groſchen verdient und es werden nit viel Kirchen und Capellen ſein in der Gegend, wo nit von mir ein Figurl ſteht. Ich hätt' eine Freud zum Schnitzen, aber mir fehlt's halt noch. Die Leut' loben mich überall und zahlen oft mehr, als ich verlang'. Nur Eine —." Da brach er ein wenig ab, fuhr ſich mit der flachen Hand über die Stirn, machte dann eine Bewegung mit derſelben, als wollte er etwas von ſich ſcheuchen. „Es iſt eine Thorheit," fuhr er nachher fort, „daß ſich der Menſch ſo was zu Herzen nimmt. Aber halt gefreut hätt's mich, wenn ſie mir ein einzigmal 'kommen wär' mit einem guten Wort über meine Figurln. Ja, den krummen Fuß oder die ſchiefe Naſen, oder wie ſchon was fehlſchlagen kann, das hat ſie gleich geſehen und hat mit ihrer Red den Fuß noch verkrüppelter und die Naſen noch birniger gemacht. Und iſt mir was gerathen, daß die Leut geſagt haben: Schau' das kann er! — da iſt ſie ſtill geweſen und nit ein gutes Wörtel! Hab ich ihr's hingehalten: Was ſagſt zu dieſem Herrgottel? Nit übel, gelt? Hernach ihre Antwort: Iſt gut, wenn es Dir gefällt, Figurlmacher. — Jetzt, ſie heißt Kathrin, und da hab ich ihr eine heilige Katharina geſchnitzt, auch mit dem Rad, und ſauber gemalt, daß ſolches Figurl ganz nett ausgeſehen hat. Sie thut nit viel um und nimmt's und ich denk, gefreuen wird ſie's, wenn ſie es auch nit ſo ſcheinen laßt. Bei ihr iſt alles inwendig, und in Ehren halten wird ſie das Bild wohl dennoch, ich wette drauf, ſie ſtellt's über ihr Bett aufs Wandkaſtel. — Hernach nächſtens wie ich wieder einmal zu ihr komm, iſt mein erſter Blick an ihr Bett hin auf die Wand. Was ich nit ſeh, das iſt mein Figurl. Herentgegen hängt am Nagel ein mit Silber be-

ſchlagenes Gamsfüßel, wie ſolche Sachen der Knopfdrachsler, der Marx Zeindler, ſo hübſch herrichten kann. Mir fallt aber nichts ein und wie wir miteinand ein biſſel heimgarten, frag ich ſo nebenhin, wo ſie das Figürl hätt? — Ja richtig, ſagt ſie, das muß ich wo vergeſſen haben, jetzt fallt's mir ein, das ſteht gewiß bei der Ahndl oder wo. — Laß es ſtehen, ſag ich, und bald nachher richt ich mich zum Fortgehen, weil mich die Sach ein klein biſſel verdroſſen hat. Jetzt, wie ich aber nit bei ihr geweſen bin, hab ich doch alleweil an ſie denken müſſen. Kein Menſch glaubt's. Ich kenne Schönere, als wie ſie, und Freundlichere und ſolche, die mich lieber hätten, aber es iſt juſt, als ob mir Die ins Herz gebrannt wär' mit glühendem Stahl."

Da der Burſche einhielt, ſo verſetzte ich: „Mein Lieber, das geht nicht Dir allein ſo. Die Leute haben das Wort Liebe dafür erfunden, iſt aber nicht das rechte. Verhext, verzaubert, ſinnwüthend, wahnwitzig, das würde beſſer ſtimmen. Ein ſchwarzes Weiberauge und eine Tollkirſche haben auf uns Männer manchmal die gleiche Wirkung. Gegen Tollkirſchengift iſt friſche Kuhmilch das beſte Mittel, gegen das ſchwarze Auge hat es Mancher mit dem Wein verſucht."

„Trinken!" rief der Burſche, „hab mir's auch ſchon gedacht, aber wenn ich ein Anliegen hab, da ſchmeckt mir kein Wein, und es ſchmeckt mir keiner. Ich brauch wen, den ich gern hab und der mich wieder gern hat, und der meine Figurln mag — wenn das iſt, nachher will ich eſſen und trinken, was das Zeug hält, nachher bin ich zu Allem aufgelegt. Aber ſo —"

Er ließ den Kopf hängen.

„Du biſt auch ſo Einer, der auf der Welt ſchon den Himmel haben möchte," ſagte ich. „Schau um, ob es Einer

ſo gut hat! Denke, Du biſt auf der Welt und halt Dich an die Arbeit. Das Figurnſchnitzeln wird Dir Dein Lebtag viel mehr Freude machen, als alle Weiber zuſammen."

Jetzt begann er ganz unvermittelt vom Blitz zu erzählen: „In der Siebenbrunnkirche hat der Blitz eingeſchlagen. Beim Thurm iſt er herab, hat die Orgel zerriſſen, nachher zur Kanzel, zum Altar, zertrümmert die Mutter Gottes, und beim Taufſtein wieder hinaus. Jetzt ſind ſie kommen und ich hab müſſen ein Muttergottesbild ſchnitzen. Iſt auch Alles zufrieden geweſt damit, nur der Marx Zeindler hat geſagt: Zu dieſer Sternguckerin ginge er nit beten, da ginge er ſchon lieber zu Einer, die ihm keck ins Geſicht ſchaut und die Händ zum Halſen auseinander thät. — Weil ich meine Mutter Gottes die Augen gegen Himmel hab richten laſſen und die Händ zuſammenhalten, auf ein Gleichniß, als wollt ſie für die Siebenbrunner Pfarr fürbitten. Nun, ſo hat er geſpottet, der Marx, und ich hab mir weiter nichts draus gemacht; er iſt auch ſonſt ſo viel roh, wie ſoll er juſt bei mir fein ſein. Es giebt ja allerhand ſo Leut auf der Welt. Sollt bei ſeiner Arbeit bleiben: Knöpfe drachſeln, Hirſchzähne einfaſſen, wie man ſie ſo an den Sackuhren baumeln hat, Gamsbart und Schildhahnſtöße binden für die Jäger, und ſo Sachen, das kann er, aber vom Figurlſchnitzeln verſteht er nichts. Hab ihm's geſagt. — Jetzt hab ich mich aber doch gefreut auf die Kathrin. Das Muttergottesfigurl wird ihr wohl recht ſein, und wenn ſie ſieht, wie die Leut zuſammenlaufen und davor beten und ihm die Füß küſſen — und hat's der Ihrige gemacht. Und einmal nach der Kirche, da frag ich ſie: Du, was ſagſt denn eigentlich zu meinem Bildniß? — Geh laß mich aus, dalkerter Figurlmacher, iſt ihre Antwort, eine ſolche Sternguckerin da! — Hab ich ein-

mal geſtutzt. Wie iſt das? Jetzt haben die Zwei, die Kathrin und der Marx, gleiche Gedanken! — Und von dieſer Stund iſt meine Pein angegangen. Die Zwei halten zuſammen, hab ich gedacht, wo ich geh und ſteh. Sonſt alles überhört, vergeſſen, ganz dumm im Kopf, nur alleweil denken: die Zwei halten zuſammen! Sie lachen die Figurln aus und den Schnitzler, und was ſich der immer ſittſam hat aufgeſpart für den heiligen Eheſtand, an dem praſſen ſie allbeid, und ich bin der Gefoppte. — Nit eſſen und nit ſchlafen hab ich können, zugrund gehen, hab ich gemeint, muß ich vor lauter Kränken; hab mir aber nichts merken laſſen. Bin ich mit ihr zuſammenkommen, ſo thut ſie nit ſüß und nit ſauer, ſpricht aber ein paarmal vom Heiraten, denn es iſt ſchon ausgemacht geweſen zwiſchen uns, und einmal hat ſie noch im Spaß geſagt: den Figurlmacher mag ſonſt Keine, ſo will ich ihn aus Barmherzigkeit nehmen. — Thut mir manigmal weh, aber laß mir's gefallen. Jetzt aber wird's mir ungleich und hab ich's verſuchen wollen, ob's denn nicht möglich wär, ſie zu meiden und mit einer Anderen was anzuheben, weil ihrer genug ſind geweſt, die mir nachgeſchaut haben. Aber je weniger ich an die Kathrin denken hab wollen, deſto feſter iſt ſie mir im Sinn gelegen, und je hölliſcher ich ſie haſſen hab wollen, deſto hölliſcher hat's mich zu ihr gezogen, und wenn ich mir gar vorſtell, daß ſie mit ihm beiſammen iſt — ſchreckbar deutlich hab ich alles geſehen im Geiſt — da hätt ich raſend werden mögen vor lauter Wuth und Lieb. — Herr, wenn ſie einen Mörder henken, ich werf keinen Stein auf ihn! Gott hüt uns, kein Menſch weiß es, wie nah er am Abgrund ſteht."

„Alſo weißt es, was noch ſchlimmer iſt, denn unglückliche Liebe!" bemerkte ich.

„Am vorigen Samstag iſt's geweſen," fuhr der junge Mann fort. „Ich geh ins Breit-Viertel hinüber, Lindenholz kaufen. Wie ich im Wald bin, ſeh ich einen Knaben, der ſich einen Peitſchenſtecken brechen will, das Lärchbäumerl iſt aber zäh, läßt ſich winden und drehen und will nit los. Halt, denk ich, nimm mein Meſſer, ſchneid's ab, äſt's auch aus und richt's gerad, — hat das Bübel eine närriſche Freud gehabt. Wie ich in den Graben hinab komm, wird's ſchon dunkel. Auf der Wieſe iſt Heu und mitten drin ſitzt der Marx-Zeindler. Mit ſeinem braunen Schnurrbart und funkelnden Augen, und wie die Haarfetzen über die Stirn herabfahren — ein ſchöner Menſch. Jetzt, wie ich noch ein paar Schritt weiter geh, ſehe ich neben ſeiner die Kathrin. Reden thun ſie nichts miteinand, ſchauen ſich aber feſt und ernſthaft in die Augen, alſo daß man meinen kunnt, ihr Blick wäre ein eiſerner Nagel, der die zwei Köpf zuſammenheftet. Ich hab's meiner Hand nit befohlen, ſie greift von ſelber um's Meſſer. Sucht im Sack und in allen Säcken und findet es nit; hab das Zeug unverſehens liegen laſſen oben im Lärchenwald. So ſchön! denke ich, einen Schutzengel haben die auch noch! Jetzt, was ſoll ich machen? Ich geh langſam rund herum; bin ich herüben, ſo hab ich ſein Geſicht, bin ich drüben, ſo hab ich ihres. Eine ſo verdammte Unterhaltung hab ich mein Lebtag nit gehabt! — Wenn die Liebe nit blind machen thät, ſie hätten mich ſehen müſſen. Auf einmal, wie ich wieder hinſchau, kommen ſie mir allzwei ſo häßlich vor, ſo grenzenlos häßlich, daß mir übel wird. — Jetzt weißt es, ſage ich zu mir, jetzt, was willſt anfangen? Willſt Lärm ſchlagen zu Deiner Schand? Willſt ihn erwürgen und ſie heiraten? Nein. Da giebt's nichts, als ſtill davongehen. — Schon lang mein Wunſch nach Innsbruck in die

Schnitzerschul. Eine ganze Nacht hat's gearbeitet in meinem Kopf: Sollst gehen? Sollst bleiben? Und je länger ich sinnir, desto enger wird mir die Siebenbrunner Gegend und desto breiter die Straßen nach Innsbruck. Wie die Sonn aufgeht, steht's fest. Und heut — heut geh ich halt."

„Ich gratulir!" Mit diesem Wort wollte ich seine Hand fassen, er zog sie rasch zurück.

„Denke Dir, lieber Freund," sagte ich, „sie hätte sich Dir angesüßelt und Du kommst erst nach der Hochzeit zum Heu auf der Wiese!"

„Mich däucht," knirschte er und holte die Faust wie zum Stoß aus, „ich wollt mein Schnitzmesser Beiden —"

„Das ist nichts," unterbrach ich ihn, „Du mußt Dich weit furchtbarer rächen. Laß sie zusammen heiraten, er mit der Rohheit, sie mit der Untreue, das geht weit übers Schnitzmesser! Und das bedenk: ein gleichgiltiges oder absprechendes Wesen paßt nicht für einen Figurlschnitzler. Das würde Dich muthloser machen, als alle absprechenden Urtheile der Welt, und Deine Kraft lähmen. Die Mitfreude des geliebten Weibes an seinem Werke bedarf der Künstler, wie die Blume den Sonnenschein, sie ist seine Lust, sie ist zu seinem größten Segen; aber ein nergelndes oder eiszapfenkaltes Weib ist die Sperrkette seines Glücksrades. Bedenk's und danke Gott, daß er Dir eine solche Gesponsin nicht vermeint hat."

„Aber —" entgegnete er, und die Stimme brach sich im Halse, „ich — hab sie lieb."

Es ist ewig die Geschichte vom blutenden Herzen. Da hatte er aus Trotz gejauchzt, aus Haß und Wuth sich zum Auswandern entschlossen, aus Rache nach dem Messer gelangt, und trotz Allem muß er sie lieben, als wäre sie mit glühendem Stahl ihm ins Herz gebrannt.

Wir waren in Franzensfeste, wo unsere Straßen sich trennten, die meine ging nach dem Süden, die seine über den Brenner nach der Hauptstadt. Vor dem Scheiden hatten wir gegenseitig unsere Namen genannt. Er hatte mich noch um Verzeihung gebeten, daß er mir sein Anliegen so vor die Füße geworfen, und gedankt, daß ich gut mit ihm gewesen. Jetzt sei ihm schon leichter. Dann gab ich ihm noch den Rath, er solle aufhören, sie zu hassen, dann würde er auch aufhören, sie zu lieben, und falls uns der Lebensweg noch einmal zusammenführe, würde er wirklich so lustig sein, als er es heut nur scheinen wollte. —

Acht Jahre später brachte ich Folgendes in Erfahrung. Die Katharina Zeindlerin machte eine Wallfahrt nach Maria im Anger. Die Kirche ragte in einer Waldgegend, in welcher manch freundliches Dörfchen und manch schmuckes Landhaus stand. Aber die Katharina schleppte eine Last von Kummer und Leid daher. Ihre Kinder waren theils blöde, theils ungerathen; ihr Mann war ein Wütherich, der sie mit seiner Eifersucht zu Tode quälte, während er selbst mit freiestem Gewissen unlauteren Schlichen fröhnte, und so frech, daß die betrogene Gattin von seinen Zuhälterinnen noch verhöhnt wurde. — Nun trat das arme, vor Schmerz gebeugte Weib in die Kirche. Auf den Knien rutschte sie bis zum Hochaltar, auf welchem die Mutter des Heilandes stand. Das Angesicht von himmlischem Frieden verklärt, die Hände über der Brust gekreuzt, die Augen zur Höhe gehoben voll heiliger Inbrunst, so stand die hehre Gestalt da; und Katharina, als sie emporblickte zu derselben, mußte bitterlich weinen. Vielleicht gedachte sie einer vergangenen Zeit, in der sie ein Bildniß mit gen Himmel gehobenem Blick spottweise die Sternguckerin genannt; heute war sie selber eine solche Stern-

guckerin, und es that ihr wohl, daß das Auge der Gottesmutter ihrem troſtloſen Herzen ein Wegweiſer war empor zu himmliſcher Hoffnung und Ergebung.

Und als das ſo hohen Fluges ungewohnte trübe Auge des Weibes wieder erdwärts ſank, blieb es haften an dem Sockel der Bildſäule, in welchen der Name des Schöpfers derſelben eingegraben war. Ihr Herz hub wild zu pochen an, ſie kannte den Namen.

Aus der Kirche tretend, fragte ſie den Beſchließer, ob denn vielleicht der Künſtler noch lebe, der das ſchöne Gnadenbildniß gemeißelt habe?

Der Beſchließer ſtreckte ſeine Hand aus, nach einem ſtattlichen Landhauſe weiſend, welches auf einer ſachten Höhung ſtand und von ſchönen Bäumen umgeben war: „Das dort iſt ſein Haus, und da wohnt er drinnen.“

Alſo ſchlich nun in der Abenddämmerung das Weib zu dem bezeichneten Hauſe hin, und zwiſchen den Planken lugte ſie hinein in den Garten. Da hörte und ſah ſie eine Schaar hübſcher, munterer Kinder, da ſah ſie eine ſchöne, freundlichſchauende Frau, und mitten unter dieſen Menſchen ſah ſie ihn. In ſeinem Weſen lag eine würdevolle Ruhe, aus ſeinen Augen ſtrahlte lauteres Glück.

Der Figurlmacher! — Das Weib taumelte wegshin. Sie ſah jetzt den Unterſchied, der da iſt, wenn man den Blick zur Höhe richtet, wo freudige, himmeldurchfliegende Gläubigkeit herrſcht, oder der ſchmutzigen Erde zu, wo ſolche krauchen, die nichts können, als Knöpfe drachſeln, Gamsfüßeln beſchlagen und auf dem Heu liegen.

Der Kinder-Kittel.

In mein viertes Lebensjahr gekommen, entdeckte ich an mir etwas ſehr Widerwärtiges. Einen Kinderkittel. Einen blaubarchentenen Kinderkittel mit Armlöchern und Hinterſchlitz, genau ſo einen, wie ihn meine ältere Schweſter trug. Nun war aber meine ältere Schweſter ein Mädel, was bei mir nicht zutraf. Die Schweſter gehöre zur Mutter, hieß es immer, und ich zum Vater. Nun hatte aber der Vater keinen Weiberkittel an, ſondern eine graue Hoſe mit grünem Hoſenträger über dem rothen Bruſtfleck.

Alſo war es eines Morgens, als die Mutter mir das Kinderkittlein über den Kopf ſtreifen wollte, daß ich mich verzweifelt dagegen ſträubte. Ich wolle nicht mehr hinein und nicht mehr hinein, ich wolle eine Hoſe haben!

„Eine Hoſe, die wirſt Du auch kriegen, mein Kind,“ ſagte die Mutter, „aber früher mußt Du Dir mancherlei Dinge abgewöhnen. Sobald Du Dir den Zutzel abthuſt, kriegſt Du die Hoſe.“

Es war nämlich, daß ich den Zulp im Munde hatte. In einem weißen Leinwandfetzen war etwas geſchnittene

Semmel und Zucker eingebunden, so daß das Bündelchen ein Knötlein bildete. Dieses Knötlein wurde in warme Milch getaucht, bis der Inhalt sich geweicht hatte, und mir dann in den Mund gesteckt, so oft ich unruhig, ungeberdig war, so oft ich drohte, es zu werden, oder auch, wenn ich schlafen sollte. Es war ein Ersatz für die Mutterbrust gewesen, die mir ein Jahr früher entzogen worden; ich hatte mich nun so sehr an den „Zutzel" gewöhnt, daß er mir fast den ganzen Tag im Munde stak, selbst wenn er schon ausgesogen und eine plattgedrückte ödschmeckende Lutsche war. Er stak im Munde, wenn ich einschlief, und wenn ich aufwachte, war mein erster Schrei nach ihm. Und diesen Unentbehrlichen sollte ich hingeben um die Knabenhose! Ich war aber sofort dazu entschlossen, wurde jedoch wieder rückfällig, noch bevor der Schneider die Sache fertig hatte. Nur daß ich's heimlich that, was öffentlich nicht beliebt war, in Abwesenheit der Leute, die mich darob ausgespottet hätten. Einmal war ich krank, da bekam ich den Zutzel sogar ohne Ausschluß der Oeffentlichkeit und ohne Spott, was mir sehr wohlthat.

Eine Tages aber, als ich am Herde hockte und wieder recht lebhaft sog und schmatzte, kam mir plötzlich, ohne äußeren Anlaß, die ganze Schmählichkeit der Sache ins Bewußtsein, ich riß den Zulp aus dem Mund und warf ihn ins Feuer.

Diese Mannesthat gab mir, wie ich glaubte, volles Anrecht auf die Hose, allein mein Vater sagte, es hätte noch einen Haken. Ich müßte auch noch die Docken fortwerfen und anstatt mit derselben mit Peitschen und fichtenzapfenen Rössern spielen. Ich hatte nämlich gleich meiner Schwester aus alten Lappen ein striezelförmiges Ding gebunden und dasselbe wie ein kleines Kind geschaukelt, geatzt und liebkost;

ihm auch mit einem Löffel manchmal Suppe in den Mund geflößt, der gar nicht vorhanden war; es in ein Bettlein gelegt und in den Schlaf gelullt, ohne daß es je einmal wach gewesen. Diese süße Beschäftigung sei, so hieß es, wohl eine Arbeit für ein Mädel, aber nicht für den Knaben, der seine Beine schon in die Hose stecken wolle. Das sah ich ein, das Kindlein adoptirte meine Schwester, und ich war frei.

Einige Tage nachher brachte mein Vater ein Packetchen nach Hause; es war in blaues Papier gewickelt, er hielt es mir vor die Nase und sagte, ich solle riechen, was drin sei. Endlich enthüllte er ein Höselein aus braunem Zeug und mit Drahthafteln. Ich weiß nicht, was wonniger war: als ich den Kittel das letztemal auszog, oder als ich die Hose das erstemal anzog. Ersterer bekam einen verächtlichen Fußtritt, und doch kehrt man einst zu ihm zurück. Denn wie merkwürdig: der Kittel ist männlichen, die Hose weiblichen Geschlechts!" — Der Kittel wurde nun von der Mutter als Schreckgespenst aufgestellt: „Wenn Du in dem neuen Hösel nicht ordentlich bist, so mußt Du wieder in den Kittel zurück!" Die eiserne Jungfrau mit ihren Messern konnte nicht gefürchteter sein, als es von mir der Kinderkittel war. Mein heimliches Grauen wich erst, als mein jüngerer Bruder in denselben hineinwuchs und als für mich die Gefahr demnach beseitigt war.

In der Hose war es herrlich! Am ersten Tage schritt ich beständig die Stube auf und ab und blickte nieder auf meine Beine und die schönen Falten, welche die Braune bei jedem Schritt abwechslungsweise einmal nach rechts, das anderemal nach links zog. Nur schien mir — nach Vergleich mit anderen Beinkleidern — Einiges nicht an der richtigen Stelle angebracht zu sein. Mein Vater sagte, das würde sich ändern, sobald mein sauberes Verhalten verbürgt sei.

Und ſchon die zweite Hoſe hatte die richtige Bauart, ſie war jedoch wieder aus braunem Zeug, hatte noch immer Drahthaſteln. Die Beinknöpfe kämen erſt, bis ich mir angewöhnt hätte, des Morgens ſogleich nach dem Geweckwerden aus dem Bette zu ſteigen und mich ordentlich mit kaltem Waſſer zu waſchen. Es ward auch das und nun kamen ſchwarzglänzende Beinknöpfe. Auch ein gleichfarbiges Jäckel gab es und einen rothen Bruſtfleck, über welchen der grüne Hoſenträger ging. Dieſer Hoſenträger diente hauptſächlich dazu, daß er in der Schule mir ein Beiſpiel gab, wie ein großes H ausſieht. Es wäre das ſchon recht geweſen, wenn nur die Nachbarsburſchen nicht graue Anzüge mit grünen Aufſchlägen getragen hätten. Wie mußten dieſe Burſchen glücklich ſein!

Ganz beſcheidentlich wurde darauf hingewieſen, da ſagte mein Vater: „Was Du nicht alles möchteſt, kleiner Knauß! Ein Steirergewand koſtet mehr Geld als Du werth biſt. Bis Du erſt die Ochſen führen kannſt, bekommſt Du graues Gewand mit grünen Aufſchlägen. Es muß alles verdient ſein."

Das iſt auch in Ordnung, dachte ich, und ein halbes Jahr ſpäter führte ich ſchon die Ochſen, als wir das Heu und das Korn in die Scheunen thaten. Das war aber nun nicht genug; um ein neues Gewand zu bekommen, mußte auch noch erſt das alte zerriſſen ſein. Ich that mein Möglichſtes. Und an meinem vierzehnten Namenstage kroch ich glückſelig in die graue Tuchhoſe, die an beiden Außenſeiten der Schenkel einen ſchmalen grünen Streifen hatte von oben bis unten. Und ich zog die grautuchene Weſte an, deren Ränder ebenſo grün ausgeſchlagen waren; und ich ſchlüpfte in den grauen Tuchrock, der einen breiten grünen Kragen hatte und über den Säcken grüne Deckeln, und Knöpfe aus Hirſchhornknochen.

Die Mutter hatte dazu ein rothes Halstuch geſpendet, welches zwiſchen den ſchneeweißen Hemdkragenflügeln ein niedliches Knötlein machte.

Jetzt war ich's! Ja wohl, Kleider machen Leute! und ich kann ſagen, daß die Kleider mich erzogen haben. — Schlimm ſtand zu ſolcher Pracht nur der ſchwarze Strohhut. Andere trugen dunkle Filzhüte mit breiten grünen Bändern. „Das Einzige, was mir noch fehlt."

„Der grüne Hut kommt, bis Du den Pflug führen und Gras mähen kannſt," ſagte mein Vater.

Ich verſuchte dieſe Aufgaben alsbald zu löſen, aber es ging nicht, mein Leiblein war noch zu leicht für ſo ſchwere Arbeit. Erſt im ſiebzehnten Jahre packte ich mit Erfolg den Pflug an den Hörnern. Da war auch der Filzhut da mit dem grünen Bande.

Um dieſe Zeit hatte ich auch etwas Anderes bekommen, an das der ſtrenge Vater keine Bedingung geknüpft, und das nicht wenig zu meinem Anſehen beitrug — ein Schnurrbärtchen. So hatte ich nun alles beiſammen.

Alles? Alles eigentlich doch nicht. Die Nachbarsburſchen hatten auf ihren grünen Hüten Federbuſchen mit weißen Flaumſtößen und krummen Hahnenfedern.

„Ja," bemerkte ich einmal ſo nebenbei im Geſpräche mit dem Vater, „die haben ſchöne Federbuſchen." Wollte aber nicht weiter anſpielen. Der Vater überhörte die Bemerkung und pfiff ſo ein wenig mit geſpitztem Munde. Er konnte das fein.

„Auf grünen Hüten ſtehen ſie gut, die Federbuſchen," ſagte ich, um nicht näher anzuſpielen.

„Der Federbuſchen geht mich nichts mehr an," ſagte der Vater, „der iſt Deine Sache."

Jetzt das verſtand ich nicht. Denn ich hatte in den Säcken mit den grünen Deckeln kein Geld drin, hatte bisher auch keines bedurft, weil die Eltern für alles ſorgten. Nun hieß es plötzlich: Der Federbuſch iſt Deine Sache. Und ſo ein Ding koſtete der Sage nach nicht weniger als drei Gulden.

Sonach fragte ich eines Tages einen Nachbarsburſchen, der mein Freund war, wie der Menſch zu einem Federbuſchen kommen könne?

Der Freund that einen unbändigen Lacher, welcher mich faſt in den Erdboden bohrte.

Nach langem Schweigen fragte ich leiſe: „Wie iſt das gemeint?"

„Ha, ha, das iſt gar nicht gemeint," lachte er. „Einen Federbuſch kauft ſich kein Burſch. Den Vogel ſelber ſchießen!"

„Haſt Du ihn ſelber geſchoſſen?" fragte ich.

„Kann ſchon ſein, aber nicht mit der Büchſen."

„Womit denn?"

Er zuckte die Achſeln.

„Wie alſo biſt Du zum Federbuſch gekommen?"

„Spendaſche!"

„Von wem denn?"

„Von wem etwa?" fragte er zurück und ſchaute mich verſchmitzt an. „Geh heim und denk nach, vielleicht fällt's Dir ein, von wem man Federbuſchen kriegt."

Ich ging heim, dachte nach, aber es fiel mir nicht ein, von wem man Federbuſchen zur Spendaſche bekommen könne.

Es verging ein Tag und eine Nacht und fiel mir nicht ein. Es verging eine Woche, ein Monat, ein Jahr und fiel mir nicht ein. — Alles, vom erſten Höſel bis zu den grünen Aufſchlägen, hatte ſich ſo glatt entwickelt, und jetzt ſtockte es. Mein Vater ſagte einmal, bis ich mir tüchtig

verdienen könne, würde es auch eine Sackuhr geben, aber vom Federbusch sagte er nicht ein Wort.

Nun war einmal Faschingtag und ich ging ins Wirthshaus. Mein Vater gab mir einen Silberthaler mit und ich solle zeigen, daß ich meines Vaters Sohn sei. Das — dachte ich — würde doch wohl auch ohne Silberthaler feststehen. Aber ich nahm ihn sehr gerne.

An der Wirthshausthür stand ein braunes Mädel in rothem Kittel. „Hei!" rief es mir entgegen, „jetzt kommt er. Der muß mich zum Tanz führen!"

Vom Damm-Müller die Tochter war's, ich kannte sie vom Sehen schon lange und hatte mir oft gedacht: Wie kann die beim Wasser so braun werden? Schade, daß sie so braun ist! Ich wäre aber zu schämig gewesen, jetzt ein freundliches Wort zu ihr zu sagen, auch fiel mir keines ein; daher nahm ich sie bloß am Arm und führte sie in den Tanzsaal. Wir tanzten etlichemale herum, sie legte ihren warmen Kopf an meine Brust, ich neigte mich so über sie, daß meine Wange auf ihrem Haare lag, welches nach Nelkenöl roch. Lange hernach, wenn ich irgendwo Nelkenöl roch, fiel mir ihr Haar ein.

Als wir nach einer Weile rasteten, sah ich zu meinem Erstaunen, daß die Welt noch auf ihrem alten Flecke stand, daß Alles war wie sonst, ja, daß sich gar Niemand um uns kümmerte, sondern Alles vor sich ging, als wäre nichts geschehen. Und es war doch das Unerhörteste geschehen. Ich, der vor den Weibsbildern sonst geflohen war wie der Hase vor den Jagdhunden, weil ich mich schämte, anders zu sein als sie, dem heiß geworden war vor Angst, wenn er in Gefahr lief, von Mädeln gehänselt oder in die Enge getrieben zu werden: ich hatte jetzt mit Einer getanzt, hatte meinen

Arm um ihren Hals gelegt, hatte meine Wange an die ihre geſchmiegt, der Hauch unſeres Mundes war ineinander gefloſſen — ſo ſaßen wir jetzt nebeneinander da, und ich ſchaute verblüfft drein. Dann lachten wir uns an, ſagten aber nichts zu einander, oder nur ein paar bedeutungsloſe Worte.

Etwas ſpäter theilte ich ihr mit, daß ich jetzt in die Zechſtube gehen wolle und Wein trinken, und fragte, ob ſie nicht auch durſtig wäre?

„Das iſt gewiß," antwortete ſie, „willſt mir Wein zahlen?"

Da zog ich ſie gleich mit mir fort, und wir aßen und tranken eine ganze Stunde lang, und die Wirthin bediente uns freundlich und emſig, als wenn wir ein junges Ehepaar wären. Wir ſprachen während des Eſſens ein wenig davon, daß ihres Vaters Mühle ſchon ſeit langer Zeit vereiſt ſei und daß endlich doch einmal wärmeres Wetter werden müſſe. Als wir uns ohne viel Umſtände geſättigt hatten, gingen wir, die Finger ineinandergehäkelt, in den Tanzſaal und tanzten bis Mitternacht. Um Mitternacht ſagte ſie: „So, das iſt ſchön! Jetzt kommt mein Bruder nicht, mich zu holen, und ich kann allein nach Hauſe gehen." Ihr Bruder war zwar auch im Wirthshauſe geweſen, doch ſeit einer Stunde verſchwunden, ohne daß wir viel fragten wohin und warum.

„Wenn es Dir recht iſt, ſo will ich mit Dir bis zu Deiner Mühle gehen." So trug ich mich an.

„Wird mir eine Gnade ſein," war ihre Antwort. Da ſtutzte ich und wußte nicht, war das ernſt oder gefoppt. Ich ging mit ihr. Weil der Schneepfad enge war, ſo ſchritt ich voraus und ſie hinter mir drein.

„Es iſt aber viel Schnee," ſagte ſie einmal.

„Sehr viel Schnee," antwortete ich. Sonst redeten wir nichts unterwegs.

Als wir an die Damm-Mühle kamen, gab sie mir so ein wenig die Hand her und sagte: „Dank schön."

„Ist gern geschehen," versetzte ich. Dann ließ ich ihre Hand fahren und wir gingen auseinander. Kaum ich allein war, wollte ich vergehen vor Reu und Leid; vor Reu, daß ich ihre Hand fahren gelassen hatte, vor Leid, daß ich plötzlich allein war. Das war doch nicht das richtige Ende gewesen von einem solchen Faschingstage.

Solches war um Lichtmeß gewesen. Ich dachte nicht viel daran, und wenn ich daran dachte, so ward mir heiß und kalt, als stecke von jenem Tanzabende her ein heimliches Fieber in mir. Man sagt's ja immer, daß es nicht gesund sei, so aus dem heißen Tanzsaal in die kalte Nacht!

Eine Woche vor Ostern kam ein Knabe und brachte mir ein kleines Päckchen in rothem Papier. Das gehöre mir.

„Was ist es denn?" fragte ich den Boten.

„Ich weiß es nicht."

„Wer schickt es denn?"

„Das sag' ich nicht." Und lief davon.

Das rothe Päckchen war mit einem rothen Bändchen umbunden. Ich knötete es mühsam auf, um zu sehen, was das doch für eine unerdenkliche Sach' sein könne — hatte ich auf einmal einen Federbuschen in der Hand. Ein weißes Flaumstößchen und daran eine schwarze sichelkrumme Feder. Mein erster Gedanke: das ist von der Müllerischen! denn ich hatte inzwischen erfahren, daß nach altem Brauch ein Mädel dem Burschen, welcher es zum Tanz geführt und bewirthet, ein Seidentuch oder einen Federbuschen zum

Gegengeſchenk machen müſſe. Daß der Federbuſch gewählt worden, freute mich unbändig.

Am Charſamstage ſteckte ich den Federbuſch auf den Hut ins grüne Band und ging umher, zu ſehen, was die Leute zu dieſem Weltwunder ſagten. Sie ſagten nicht viel dazu, als ob ſie es ganz für ſelbſtverſtändlich hielten, daß auch ich etwas auf dem Hute trage. Und im Grunde war's auch ſelbſtverſtändlich. Ich fühlte mich nun eine ganze Spanne höher gewachſen, ſo als ob der Federbuſch ein Theil meines Leibes wäre. Am Abende, als es ſchon finſter war und juſt der Vollmond aufging, ſchlich ich hinaus durch das Thal zur Damm-Mühle. Als ich hinkam, ſtand dort am Gartenzaun das Mädel, aber es war der rauſchende Bach zwiſchen ihm und mir. Ich ſchwenkte den Hut, da ſah ſie mich. Wir waren Beide ſtill und verſtändigten uns durch Zeichen. Ich ſetzte den Hut ſo auf, daß die krumme Feder keck nach vorne ſtand; ſie neigte raſch den Kopf: das wäre ſchon recht. Ich ſuchte durch Deuten mit dem Finger zu fragen, ob ſie die Spenderin wäre? Sie nickte wieder mit dem Kopfe. Jetzt warf ich ihr Kußhände hinüber; ſie warf nichts zurück, hielt aber an den Zipfen ihre Schürze auf, um die geworfenen Küſſe in derſelben aufzufangen. Jetzt faßte mich ein ſolches Entzücken, daß ich einen Sprung machte zu ihr hinüber. Da plumpſte ich in den Bach und ſie rann raſch davon.

Es iſt weiter nichts geweſen. Blos daß ich ertrunken wäre in der Radſtube, wenn es mir nicht gelang, mich am Pfoſten zu ſtemmen und am Mühlrade aufzurichten. Jetzt begann ſich aber das Mühlrad zu drehen von meiner Schwere und ich kletterte von Daube zu Daube, und ſo weit ich empor kam, ſenkte mich das Rad wieder zurück, es war ein verdammter Spaziergang an den Radſchaufeln hinan und mit

den Füßen immer im Waſſer — ſo dauerte es, bis der Müller den Spaß entdeckte und mich aufs Trockene zog.

Was ich in ſeiner Radſtube zu ſuchen hätte?

Weiter nichts, als meinen Hut, der mir ins Waſſer gefallen wäre.

Dieweilen kam ſchon ſie und brachte mir den Hut, den ſie herausgefiſcht. Der Federbuſch war zwar naß, trocknete aber ſehr bald, und mich hatte der brave Müller eingeladen, in ſeinem Hauſe zu übernachten, damit meine Kleider trocknen könnten. — Zur Beruhigung Derer, die ſich etwa um meine Geſundheit kümmern ſollten, theile ich mit, daß ich in jener Oſternacht ſehr gut geſchlafen habe. Am nächſten Morgen begegneten wir uns unter der Hausthür. „Mädel,“ ſagte ich raſch, „Du gefällſt mir, magſt mich?“

„Biſt mir auch nicht zuwider,“ antwortete ſie. Die Verhandlung dauerte nicht drei Secunden.

Und ſo hatte ich endlich alles beiſammen, ich hatte die Hoſe, den grün ausgeſchlagenen Rock, den Steirerhut, den Federbuſch und das Mädel.

Heute habe ich noch mehr. Ich habe einen dreijährigen Knaben, der einen blaubarchentenen Kinderkittel mit Armlöchern und Hinterſchlitz trägt, im Arm ein kleines Kind aus alten Lappen ſchaukelt und an einem Zutzel lutſcht.

Wer des Knaben weitere Geſchichte wiſſen will, der mag vorne bei dieſem Capitel wieder anfangen. Ich behaupte nur das: ſo widerwärtig uns Männern der Kinderkittel auch ſein mag, wir kriegen ihn doch nicht los, wachſen wir an der einen Seite aus ihm hinaus, ſo wachſen wir an der anderen wieder hinein.

Und es iſt recht gut ſo.

Der Vetter.

Ein Bericht aus dem Leben.

Da ſaß die Klatſchbaſerei beiſammen. — Verzeihung! Nein, eine ehrenwerthe Geſellſchaft ſo ungeſchickt einzuführen!

Blutsverwandte waren es, die zufrieden beiſammen ſaßen und ein Plauderſtündchen hielten. Es war ja Sonntag Nachmittags, wo man ſich im trauten Kreiſe gerne einem belehrenden und unterhaltenden Geſpräche hingiebt. Es waren Perſonen beiderlei Geſchlechts und verſchiedenen Alters. Alle waren aber auch erfüllt von einem entſchiedenen Haſſe gegen alles Böſe, deshalb verurtheilten ſie mit ſittlicher Entrüſtung die Fehler, Schwächen, Sünden und Laſter der übrigen Dorfbewohner, die ſammt und ſonders ein Geſindel ſind. Der Stangenwirth z. B. warf ein Auge (und noch dazu das einzige, das er hatte) auf die Kaufmännin, die Wirthin hinwiederum fand den Fleiſchhauerburſchen nicht unwirthlich. Der Müller that Gyps zum Weizenmehl; die Bäckermeiſterin war eine hochmüthige Perſon, wahrſcheinlich ſtolz auf ihren Herrn Gemahl, der O-Füße hatte. Der Pfarrer war der leibhaftige Geiz, und ſeine Haushälterin, von der konnte man

überhaupt nicht reden — aus Chriſtenliebe nicht. Die aufgedonnerte Tiſchlermeiſterin war auswendig hui und inwendig pfui. Dann kamen die Uebrigen, die Alle einen ſo höchſt zweideutigen Charakter hatten, daß man nur im Flüſterton und andeutungsweiſe von ihnen ſprechen konnte.

Die Verſammlung im Hechelhofe, welche ſo harmlos Sonntagsruhe hielt, war mitten in dem Pfuhle der Schlechtigkeit eine wahre Inſel der Reinen und Seligen. Manches Mitglied ſeufzte inmitten ſeines Hochgefühles, manches konnte ſein Entzücken nicht verbergen über die Fülle von Jämmerlichkeit und Niedertracht, die an den Dorfleuten entdeckt wurde. Die Männer waren auch hier die Ungeſchickten, ſie fuhren mit ihrer Entrüſtung plump und täppiſch drein und brachten ſo den Gegenſtand um allen Reiz und tieferen Gehalt. Die Weiber griffen unter ihren wehmüthigen Mienen, zurückhaltenden Geberden, halb abgebrochenen Ausſprüchen und züchtigem Flüſtern viel gründlicher ein, und das Schlaueſte dabei war, daß Manche ſcheinbar an Jemandem einer Tugend erwähnte, die nachher ſofort geprüft, zerpflückt und in ein ganz niederträchtiges Gegentheil verwandelt wurde. Wenn Dieſer oder Jener ein gutes Werk geübt, ſo würde er ſchon wiſſen, warum! Wenn Dieſe oder Jene ſich ſittſam und wohlwollend gezeigt, ſo habe ſie ſicherlich etwas Anderes zu verhüllen, es ſei aber kein Faden ſo fein geſponnen — der Krug gehe ſo lang zum Bronnen u. ſ. w.

Klatſchen, Tratſchen, Ehrebeſchmutzen, Leutausrichten! Es muß für den Schlechtling und Wichtling ein Hochgenuß ſein, an anderen Menſchen Fehler zu entdecken, um in ſeiner eigenen Nichtswürdigkeit nicht ganz zu verſinken. Es muß bettelhaft beſtellt ſein in manchem Gehirne, wenn es ſich nur durch ſchmutzigen Tratſch zu unterhalten und geiſtreich zu

zeigen weiß. Es muß verächtlich aussehen in manchem Herzen, dem so ganz und gar die Empfindung mangelt für allen Tact, und dafür, wie schmählich es sich selbst erniedrigt in dem Bestreben, Andere zu erniedrigen! — Sollte dieser Ausspruch vielleicht gar auf unsere ehrenwerthe Gesellschaft im Hechelhofe passen? — Gott bewahre, Gott bewahre!

Die Haustochter Hanne schaute halb verloren zum Fenster hinaus. Trotzdem alle Leute sehr schlecht sind, die da draußen umgehen, so möchte sie doch Einen davon haben, Einen ganz für sich allein. Denn sie ist sich schon so viel geworden, daß sie sich zu wenig ist. Manchmal hat sie Zeiten, wo sie die braven Burschen langweilen. Keiner ist merkwürdigerweise schlecht genug. Je schlechter, desto besser.

„Jesus Maria, er ist da!" rief sie plötzlich aus. „Der Florian!"

Auf diesen Ruf schoß Alles zu den Fenstern. Wahrlich ja, dort am Brunnen saß er, der Lump, der Landvagabund, der Thunichtgut, dieses Schandmal der ganzen Verwandtschaft! Der Florian.

„Ein rechtes Galgengesicht!"

„Und wie verdächtig er umherschaut!"

„Der weiß auch, warum er sich die Fenster betrachtet!"

„Diesmal hat er wenigstens kein zerfetztes Gewand an."

„Weiß Gott, wo er das feine Röckel her hat! Ich möcht's nicht untersuchen."

„Mit den Zigeunern kunnt er umgegangen sein, so braun ist er!"

„Und das wildbartete Ausgeschau! — Im Wald möcht' Eins Dem nicht begegnen."

„Will gewiß da über Nacht bleiben."

„Gott verhüt's, wir haben keinen Platz. Tragt ihm was zu essen hinaus und dann soll er schauen, daß er weiterkommt. Möcht' das ganze Haus in Unehr bringen. Das kunnt mir einfallen!"

So flüsterten und munkelten sie untereinander. Der Weber Ignaz, der nicht zur Verwandtschaft gehörte, sondern nur auf der Ster da war, fragte nun, was es mit diesem Menschen, der draußen am Brunnen sitze, für ein Bewandtniß habe.

„Lieber Gott!" entgegnete die Hausfrau. „Traurig genug für die ganze Freundschaft, wenn ein solcher Taugenichts darunter ist. Der Florian ist von meinem Bruder selig ein Sohn. Sein Vater hat den Hechelhof gehabt; ist auch selber nichts nutz gewest für die Wirthschaft und hat nach seinem Versterben mein Mann das verschuldete Anwesen übernehmen müssen. Natürlich, wir haben Geld drauf gehabt. Den Florian haben wir ein Handwerk lernen lassen wollen, ist aber nicht dabeiblieben und hat alleweil die Ausred' gehabt, auf seines Vaters Haus wollt' er sein. Ist ihm eigentlich nur ums Herumlottern gewesen. Haben ihn alsdann noch zum Schmiedmeister gegeben. Da hätte er was lernen können und soll er so weit auch anschicksam gewesen sein. Auf einmal lauft er davon. Einer Kleinigkeit wegen. Für nichts wegen! Der Schmiedsohn hat der Meisterin das Kaffeetöpfel zerbrochen und soll dafür leicht der Florian ein bissel bei den Ohren gezaust worden sein. Unschuldigerweis! schreit er, und weg ist er. Lieber Gott, wenn jeder Lehrjung, der unschuldigerweis bei den Ohren gezaust wird, davonlaufen wollt', da kunnt kein einziger freigesprochen werden. — So ist er fort und hat man lang nichts mehr von ihm gehört. Zum wenigsten nichts Gutes. Einmal eingesperrt wegen Baga-

bundirens. Nachher viele Jahr nichts mehr, daß wir schon verhofft haben, er ist verstorben. Wär' ein kleiner Schad gewest, Gott verzeih mir's. — Und jetzt auf einmal sitzt er da draußen. Mir zittern alle Füß vor Schreck. Was fangen wir denn an! Wenn sie ihn erkennen im Dorf, was das für ein Geschrei sein wird! Lassen nicht einmal an braven Leuten ein gutes Haar, jetzt erst bei so einem Anlaß! Was können wir für den mißrathenen Menschen! Traurig genug, daß er die ganze Freundschaft verschandirt."

So die Hausfrau in ihrer sittlichen Entrüstung.

Der Mann, von dem sie sprach, saß mittlerweile auf der Bank draußen neben dem Brunnen und schaute unverwandt in die Gegend. Er schaute über die Giebel des Dorfes hin auf die Waldberge. Er war in sich versunken, schien gedrückt zu sein und zu warten auf eine Gabe.

Die Haustochter war eben dran, ihm Brot und einen Krug Apfelwein hinauszutragen. Da trat er zur Thür herein. Er that's so unbefangen, als wäre er hier zu Hause. „Grüß Euch Gott, beisammen!" sagte er und wollte den Leuten die Hand reichen.

„Ja, grüß Gott auch!" entgegnete die Hausfrau ziemlich scharf und barg ihre Hand unter der Schürze. „Das ist was Seltsames, daß sich der Vetter einmal anschauen laßt. Wie es geht, wird man wohl nicht erst fragen dürfen; gewiß recht gut. Da ist etwas zu essen und zu trinken."

Damit deutete sie auf den Brotlaib und den Krug, die auf den Tisch hingethan worden waren.

„Ist mir gleich recht," sagte der Mann, lehnte den Stock an die Wand und legte den grünen Gebirgshut neben sich auf die Bank. „Bauernbrot schmeckt allemal, und schon gar im Heimatshaus."

„Iſt's einmal geweſen," ſagte die Hausfrau. „Nur ein groß Stück abſchneiden, für unterwegs auch eins. Wir können leider Gottes Niemand über Nacht behalten, es iſt kein Platz."

Der Florian aß und trank tapfer drauf los.

„Hab doch wieder einmal ſchauen müſſen, wie es hergeht in Staggeldorf," ſagte er.

„Hat ſich halt viel verändert," verſetzte die Hausfrau. „Schlechte Zeiten."

„Wer Luſt zum Arbeiten hat, bei dem geht's nothhalber," redete ein anderer Verwandter drein. „Uebrig hat Keiner was. Jeder muß auf ſich ſelber ſchauen."

„So iſt's," ſagte der Fremde und trank.

„Der Weg wird eh noch bekannt ſein, hinüber nach Buchberg," bemerkte die Hausfrau vorſorglich, „ſonſt ſoll ein Knecht mitgehen."

„Dank ſchön, Frau Muhm, ich kenn' mich ſchon aus," antwortete der Florian. „Will mich aber etliche Tage aufhalten in der Gegend."

Auf dieſe Eröffnung waren ſie ein Weilchen ſtill, dann trat der Hausvater vor, der bisher ſchweigſam ſeine Würde bewahrt hatte. Der trat zum Tiſche hin und ſagte leiſe und mit ruhiger Gewichtigkeit zum Florian: „Der Vetter ſieht's, wir wiſſen, was Chriſtenpflicht iſt. Aber dableiben, das wird ſich nicht machen laſſen. Im Stall auf dem Heu darf Niemand ſchlafen, ſeit Schardorf abgebrannt iſt. Halten ſtreng drauf und gehen auch immer die Standarn um, da bei uns."

Das letzte Wort war mit einem vielſagenden Blicke geſprochen.

„Unſer neuer Bezirkshauptmann iſt ſcharf!" ſprach die Hausfrau. „Alles Stromervolk, was nicht gutthun und arbeiten will, gleich einſtecken."

„Ich glaub, er fahrt gerade vorüber!“ flüſterte die Haustochter und blickte auf die Straße hinaus.

„Wer?“

„Der Herr Bezirkshauptmann. Es kommt eine Herrſchaftskaleſch mit zwei Rappen.“

„Wird mein Wagen ſein,“ ſagte der Florian. „Ich bin ihm vorausgegangen, den Berg herauf über den Fußſteig.“

Die Geſellſchaft ſchaute ſich gegenſeitig an. Sein Wagen? — des Florian Wagen? — Manches Geſicht war etwas verworren, manches ganz dumm.

„Ich wollte,“ ſagte der Florian, „mein Vaterhaus wieder einmal ſehen. Wenn's Einem anderswo auch gut geht, man vergißt doch nicht ſo leicht drauf. Auf dem Kirchhof vorhin. Mein Vater hat kein Kreuzl und kein Steindl. — 's iſt viel anders geworden, nur die drei Bäume dort auf dem Bergrücken, wo ich mit dem Vater oft geweſen bin, die ſtehen, wie ſie vor Zeit geſtanden — ſind nicht größer geworden und ſind nicht kleiner geworden. — Ja, ſo will ich halt ein biſſel umherſchauen, nachher fahr ich wieder. Dirndl, kleins, geh, ſei ſo gut, ſag's dem Kutſcher, er ſoll nicht ausſpannen, ich fahr bald wieder davon. Soll noch in den Greſſingerwald hinüber, den will ich kaufen; thu' nämlich holzhandeln. — Was bin ich ſchuldig fürs Veſperbrot?“

Jetzt klangen andere Pfeifen. Um Gotteswillen, der Herr Vetter! was ihm einfalle? Das mundvoll Brot zahlen! Er würde doch den Biſſen Gottesgab nicht verſchmähen. Ein Pfandel Eierſpeis wär' den Augenblick fertig. Mein Gott, es ſei ja eine Freud und Ehr! Oft und oft habe man geſprochen vom Herrn Vetter Florian, wie es ihm denn gehen mag? Ob er denn gar nimmer heimkommt! Er weiß ja doch, wie gern er aufgenommen iſt!

So kamen sie jetzt zu ihm heran. Die Einen suchten schickſame Uebergänge von dem abweiſenden Verhalten auf den herzlichen Willkomm; die Anderen enthoben ſich dieſer Mühe und thaten, als ſei das Frühere gar nicht vorgefallen.

Der Florian machte ein munteres Geſicht, und mit dieſem ſchaute er jetzt um ſich. „Ihr ſeid eine nette Geſellſchaft!“ ſagte er. „Wenn es blos Spaß geweſen wäre, das mit dem Wagen! Wenn ich doch noch der arme Teufel wäre! Wie kämet Ihr nur gleich wieder zurück auf die ſchlechten Zeiten und daß auf dem Heu liegen verboten ſei! Oh, erſchreckt nicht, Ihr guten, barmherzigen Seelen! Ich bin wirklich ein ganz anſtändiger Vetter, nämlich ein wohlhabender Mann, der ſeine lieben Verwandten einmal beſucht. Ich habe ſehr brave Blutsverwandte, ich bin ſtolz auf meine Blutsverwandten! Meines Vaters Schweſter, die jetzt auf meinem Heimatsanweſen ſitzt als umſichtige Hausfrau, hätte den Schlingel von Vetter, wenn er elend und müde geweſen wäre, zwar des Abends davongejagt, ſo tugendſam iſt ſie, aber den reichen Holzhändler nimmt ſie mit großen Ehren auf. Iſt eine ſehr brave Frau. Die anderen Vettern und Muhmen ſind auch ſehr ehrenwerth. Ich habe ſie überaus lieb, meine Verwandten, und oft habe ich mir gedacht, wenn ich einmal heirate, weit aus der Freundſchaft ſpringe ich nicht. Zwar bin ich eigentlich nur hergekommen, um dieſes alte Haus und meiner Eltern Grab wieder einmal zu ſehen, und die lieben Vettern und Muhmen da herum ſind mir allzeit Wurſt geweſen, ich bin nämlich ein undankbarer Menſch, denn ſie haben es mir immer ſehr gut gemeint. Haben mich ledig gemacht von den Hausſorgen und daß ich die ſchöne Welt kunnt ſehen. Aber der Kleinen da — wie heißeſt Du denn? Baberl heißeſt Du! brav! — Der kleinen Baberl muß ich doch ein Gröſchel

geben. Kannſt Dir eine Semmel davon kaufen, wenn Du Dein Lebtag einmal hungrig werden ſollteſt. Seh, pack an! — Und jetzt behüt Euch Gott, Ihr herzlieben Vettern und Muhmen und bleibet geſund beiſamm!"

So der Florian, dann ſtülpte er den Hut auf, zwickte den Stock unter den Arm, ſteckte die Hände in den Sack und ging zur Thür hinaus. Draußen machte ihm der Kutſcher den Wagenſchlag auf, er ſetzte ſich hinein, blickte noch einmal in der Runde umher und fuhr davon.

Das Gröſchel, welches er der Baberl geſchenkt, war von jener Gattung, die man Ducaten nennt. Die Blutsverwandten ſchlugen ihre Hände zuſammen. „Der Geldprotz! Der Hochmuthsteufel! Der Holzwurm!" So ging es nun von neuem an. Die erwachſene Haustochter ſchwieg. Ihr war ſo Ach und Weh. Was wäre das für ein Vetter! Sie hat ſeine Finger betrachtet; ein Siegelring, ſonſt nichts Verdächtiges. Weit aus der Freundſchaft ſpringt er nicht, hat er geſagt . . .

Der Abend desſelben Sonntags iſt höchſt öde verlaufen im Hechelhofe. Natürlich, wenn ein ſo liebwerther Vetter davongeht! —

Zehn Jahre ſpäter wurde der Hechelhof vergantet. Die Bewohner desſelben hatten ſich durch ihr Läſtern und Ehrabſchneiden und Ohrenblaſen und Tratſchen ſo unbeliebt gemacht im Dorfe, daß ſie vereinſamten und ihrer Wirthſchaft die Lebensadern unterbunden wurden. Jetzt verläſterten ſie auch ſich ſelber, denn ſie waren fertig. Den Hechelhof erſtand der Florian. Er ließ nichts merken von dem, was einſt zwiſchen ihm und ſeinen Verwandten vorgefallen, er lud die alternde Muhme mit ihrem Manne ein, in einer Nebenſtube des Hauſes zu verbleiben. Ihr böſes Gewiſſen und ihr Neid

gestatteten es nicht, den Vorschlag des Vetters anzunehmen. Sie zogen fort und stromerten als Bettelleute im Lande umher, bis sie endlich verschwanden.

Die „Haustochter" Hanne ist eine alte Jungfer geworden. Ob sie als solche das Tratschen und Leutausrichten aufgegeben, ist nicht Glaubensartikel.

Wie des Paters Predigt in Erfüllung gegangen ist.

An einem Sonntage war's, im Frühlinge des Jahres 1848. In der Kirche des Klosters F. predigte ein langbärtiger Pater über die gottlose Zeit, die hereingebrochen sei. „Die Throne stürzen sie und die Altäre," rief er und fuhr fort: „Die Diener Gottes werden verfolgt von Studenten und Bürgern und sind verlassen von den Bauern. Vogelfrei ist der Priester!" Dann rief er Ach und Weh über die Welt.

Und der Mann schien diesmal nicht übertrieben zu haben. Schon an einem der nächsten Tage ging in der nur wenige Stunden entfernten Landeshauptstadt das Gerücht um (und Gerüchte flogen damals so häufig und so rasch, als ob jeder Luftzug eine Telegraphenleitung gewesen wäre), in der Gegend von F. rotteten sich Bauern zusammen, um das Kloster zu berauben, in Brand zu stecken und die Priester zu erschlagen. Sie wollten alles wieder zurück haben, was das Kloster im Laufe der Zeiten den Bauern abgenommen hätte. Es wäre eine sehr aufgeregte, bedrohliche Bande, der Alles zuzutrauen. Sofort war die Nationalgarde da und beschloß,

eine Compagnie nach F. abgehen zu lassen, um das Kloster zu schützen.

Flink und munter marschirte die Abtheilung, Studenten und Bürger, Alles mit Cocarde und dreifarbigen Bändern geschmückt, unter Fahnen und Musik das Thal entlang. Nur wenige Berittene waren darunter, mit waffenunkundigen Landleuten nimmt es auch Infanterie auf. Von den Bergen rauschten die Lenzwässer nieder, Wiesen und Felder in hellem Grün, Vogelsang auf allen Bäumen! Wie schön ist doch die Welt!

Nach sechsstündigem Marsche langte die Nationalgarde bei dem Flecken F. an. Dort aber, wo der Fluß übersetzt werden mußte, um in das jenseits desselben gelegene Kloster zu gelangen, sahen die Krieger, daß die Brücke bereits besetzt war. Eine Rotte von etwa hundert Mann, Bauern, Holzleute, Handwerker und manch zweifelhafte Gestalten darunter. Alle bewaffnet, mit Aexten, Sensen, Schießgewehren, langen Spießen, Feldhauen, Pistolen, Messern und Knütteln versehen und drohend auf der Straße gegen die Brücke hin aufgestellt.

Der Commandant der Nationalgarde ließ etwa hundert Schritte von der Bauernrotte Halt machen und forderte die Wegelagerer auf, zurückzuweichen. „Oho!" rief es vielstimmig, und anstatt nach rückwärts rückten sie vorwärts, noch näher an die Brücke. Nun trat aus den Bauern ein hochstämmiger und wildbärtiger Mann vor, dieser rief der Garde zu: „Stadtleut, ich sag es Euch, weicht willig zurück! Die Brucken gehört uns, und das Kloster gehört auch uns."

„Ich fordere Euch noch einmal auf, die Brücke frei zu lassen!" rief der Commandant, „sonst werden wir sie mit Gewalt nehmen."

Schlug die Bauernrotte ein Gelächter an. Jeder hielt seine Waffe in Bereitschaft und der Wortführer sprach: „Stadtleut! Wenn Ihr noch drei Schritt nach vorwärts thut, so laß ich auf Euch schießen. Das Kloster geht Euch nichts an, das ist unsere Sach. Brennet und raubet Ihr in der Stadt drinnen, wie Ihr wollt, dahier sind wir die Herren. Habt's verstanden?!"

Nach diesen Worten wendete sich der Mann und gab seinen Leuten den Befehl, über die Brücke zu marschiren.

„Halt!" schrie der Garde-Commandant, „den Ersten, der die Brücke betritt, lasse ich niederbrennen!"

So standen sie sich jetzt gegenüber, die Gewehre aufeinander angelegt und gegenseitig im Begriffe, den Ersten, der die Brücke passiren wollte, niederzuschießen.

Drüben im Kloster läutete die Glocke. War es Sturmläuten, war es ein Hilferuf im Angesichte des Feindes? Schon lange war von einem Ueberfall gemunkelt worden. Nun sahen sie, es wurde Ernst. Die Mönche flüchteten in die Kirche und verrammelten die Thüren. Andere krochen in die Keller, wieder Andere eilten in die Büsche des Gartens hinaus. Der Abt brachte mit Hilfe zweier Fraters die Cassen in Sicherheit, dann stieg er auf ein Thürmchen, um zu sehen, daß jenseits des Flusses die beiden Heere sich noch immer fast bewegungslos gegenüberstanden. Zwei feindliche Horden, die jetzt wohl bald gegeneinanderfahren würden, um zu entscheiden, welcher der Bissen des Klosters zufallen sollte. Dann entschlossen sich die Geistlichen, zu dem bösen Spiele gute Miene zu machen, die Eindringlinge und Räuber höflich zu empfangen, zu bewirthen, um so vielleicht wenigstens mit dem Leben davonzukommen. Die Fraters beteten und fluchten und zitterten und beschworen die Rache Gottes

herab auf die Kirchenschänder, Heiligthumräuber und Priestermörder. — Der Himmel hatte sich mit Wolken verdüstert. Wie es doch traurig ist auf dieser Welt!

Mittlerweile waren drüben die Garde und die Bauernschaar sich immer noch drohend gegenübergestanden; weder von den Einen noch von den Anderen ließ es Einer auf den ersten Schuß ankommen.

„Leute!" rief endlich der Garde-Commandant den Gegnern zu, „wollet Ihr wirklich den Kampf heraufbeschwören? Ist nicht schon genug Blut vergossen worden in diesen Tagen? Seid vernünftig, geht ruhig auseinander, heim in Eure Häuser zu Weib und Kind und zur gewohnten Arbeit. Ich bitte Euch, laßt Euren gesunden Sinn nicht bethören von Raub- und Mordgedanken, es giebt noch ein Gesetz im Lande!"

Ein Hohngelächter war die Antwort.

Hernach trat der Wortführer der Bauern einige Schritte nach vorwärts und sagte völlig gelassen: „Stadtleut! Ihr werdet mich wohl nicht niederschießen, wenn ich etliche Schritt vorangehe, ich mag nicht so schreien. Wir können uns ja in Güten ausreden, denn Ihr seid gar freundliche Leut, weil Ihr uns einen so guten Rath 'geben habt. Wir brauchen ihn aber nicht und geben ihn wieder zurück. Geht Ihr heim zu Weib und Kind und arbeitet was, daß Euch die Raub- und Mordgedanken vergehen. Und wenn Ihr schon gehenkt sein wollt, so zündet Eure Stadthäuser an und nicht das Kloster, wo die unschuldige Geistlichkeit wohnt!"

Jetzt trat auch der Garde-Commandant etliche Schritte gegen den Bauernanführer hin und sprach: „Wer sagt denn, daß wir das Kloster anzünden wollen?"

„Mag ja sein, daß Euch dasmal nur ums Rauben und Morden zu thun ist," entgegnete der Bauer. „Aber

meine lieben Stadtleut, dasmal sind wir Euch zuvorgekommen. Wir haben vorgestern schon Wind gehabt von Eurem Ueberfall und uns zusammengethan. Und wenn wir Euch zu wenig sind, so werden in einer Stunde noch dreimal so Viele nachkommen, und unser Kloster und unsere Geistlichkeit vertheidigen wir bis auf den letzten Blutstropfen."

„So ist's!" schrie die Rotte fast einstimmig, „geht's nur her, Ihr Bauernschinder! Ihr Heiden und Mordbrenner! Wir wollen einen steirischen Tanz mit Euch halten. Für Euch haben wir schon lang geladen. Und das Jahr lassen wir die Bäum im Wald stehen und hauen die dürren Stadtherren um, daß der Teufel Scheiter hat in der Hölle!"

Der Garde-Commandant bat nun den gegnerischen Anführer, daß er seinen Truppen das Schweigen befehle. Dieser wandte sich um und rief laut: „Manner, Ihr sollt's das Maul halten, sag ich Euch!"

Da wurden sie ruhig.

Der Garde-Commandant trat ganz zu dem Gegner hin und sagte:

„Es ist kein Spaß, wie wir uns jetzt gegenüberstehen, und doch muß ich lachen."

„Mir ist aber schon gar nicht ums Lachen jetzt, wo's alle Augenblick aus den Röhren pfeifen kann," versetzte der Bauer. „Wenn Ihr Stadtleut lachen könnt, so könnt Ihr auch umkehren und uns in Fried lassen. Meinem Gott wollt' ich danken, wenn der heutige Tag gut ablaufen möcht. Wir Bauersleut sind zum Kriegführen nicht eingerichtet. Aber das sag' ich heilig noch einmal: ehevor wir dem Kloster etwas thun lassen, ehevor —!" Er erhob seine schwere Pistole und nahm eine sehr drohende Stellung an. Vom Himmel

begann Regen zu tröpfeln. Die Leute wurden ungeduldig hüben und drüben.

„Ich glaube, Vetter," ſagte nun der Garde-Commandant lachend zu ſeinem Gegenmann, „wir können uns die Hand reichen, in der Sache ſcheint ein großer Irrthum zu ſein. Habt Ihr nicht geſagt, daß Ihr gekommen wäret, um vor uns, den Stadtleuten, das Kloſter zu ſchützen?"

„Und werden es thun, ſo wahr ein Gott im Himmel iſt!" rief der Bauer, und Andere in ſeiner Rotte riefen es nach.

„Nun ſeht," ſagte der Garde-Commandant, „wir ſind aus demſelben Grund gekommen. Wir haben gehört, daß die Bauern das Kloſter angreifen wollten, und haben uns, die wir jetzt die Ordnung im Lande aufrecht halten müſſen, eilig auf den Marſch gemacht, das Kloſter zu vertheidigen."

„Stadtleut!" ſagte nun wieder der Bauernführer, „Ihr müßt uns für ſehr dumm halten, daß wir das glauben ſollen und Euch über die Brücke laſſen."

„Wenn Ihr nicht über die Brücke geht, ſo haben auch wir nichts zu thun drüben," hierauf der Garde-Commandant. „Zieht Ihr ab, ſo thun wir's auch."

„Ja, der Teufel macht den Anfang!" rief der Bauer.

„Den Teufel brauchen wir nicht. Wir machen den Anfang," ſprach der Gardiſt. „Ich ſchicke den erſten Mann davon."

„Und ich den Zweiten," ſo der Bauer.

„Dann laſſe ich den Dritten gehen!"

„Und ich den Vierten, bis wir fertig ſind."

„Es gilt!" ſagte der Garde-Commandant, und ſie machten alsbald den Anfang. Die Leuten zogen ſich zurück und zerſtreuten ſich. Es war die ehrlichſte Abrüſtung, die je

vorgekommen. Endlich ſtand an der Brücke Niemand mehr, als die beiden Hauptmänner.

Dieſe ſchritten nun ſelbander über die Brücke und dem Kloſter zu. Dort machten ſie dem Abte ihre Aufwartung und theilten ihm mit, daß irrthümlicher Gerüchte wegen beide Heere gekommen wären, um das Kloſter mit Allem, was dran und drin ſei, voreinander zu vertheidigen und zu ſchützen. Daß ſie nun, als ſich der Irrthum glücklich aufgeklärt, ihre Leute bereits fortgeſchickt hätten und der Hoffnung wären, es würde kein Anlaß zu einem neuerlichen Anrücken mehr vorkommen.

Was kann hierauf geſchehen ſein? Nichts Anderes, als daß der Abt eine Mahlzeit zubereiten ließ und die beiden Hauptmänner dazu als Ehrengäſte einlud. Wer eine Feſttafel im Kloſterrefectorium kennt, der wird mir glauben, daß es ſehr munter dabei herging; und in der That, der Abt, und Pater Schatzmeiſter und Pater Kellermeiſter und Pater Küchenmeiſter hatten allen Anlaß zu einem offenen Herzen, ſie erſparten noch immer im Angeſichte deſſen, was ſie an dieſem Tage befürchtet hatten.

Als ſchon die Kronleuchter und Aller Augen ſtrahlten und Aller Zungen ledig waren, verhüllte einer der Paters mit den Händen ſein Geſicht und murmelte ſeinem Nachbar zu: „Pudet me!" was ſo viel heißt, als: „Ich ſchäme mich."

Der Nachbar fragte: „Cur, Frater Eusebius?" was ſo viel heißt, als: „Warum, Bruder Euſeb?"

„Meiner Predigt vom vorigen Sonntag!" flüſterte Jener.

„Ei, bleibe uns jetzt mit Deinen Predigten vom Leibe, ehrwürdiger Euſebius. Stoß an! Unſere Beſchützer ſollen leben!"

„Das sollen sie auch! Hoch die Streiter des Herrn!“ rief Pater Eusebius, „aber,“ setzte er flüsternd bei, „am vorigen Sonntage habe ich im Namen Gottes gepredigt, daß wir Priester verfolgt würden von den Städtern und im Stiche gelassen von den Bauern.“

„Bruder!“ sagte der Nachbar und legte dem Bekümmerten die Hand auf die Achsel; „danken wir Gott, daß Du Unrecht hattest, und ein andermal, Euseb, ein andermal predige besser!“

Die Botſchaft des lachenden Hauſel.

Der Mur entlang, ins Gebirge hinein — und weiter als gewöhnlich.

Meinen braven Hammermeiſter Sallinger wollte ich wieder einmal ſehen, den behäbigen, lebensluſtigen Mann, der täglich glatt raſirt war wie der Pfarrer, bis auf den weißen Schnurrbart-Buſch, der zu den breiten rothen Wangen und zu den kleinen grauen Aeuglein kein ſchlechtes Farbenſpiel gab — ein gutmüthiger, ſtets froh geſinnter Herr, der freilich leicht munter ſein konnte, weil das ganze Thal ihm gehörte — die pochenden Zeug- und Senſenſchmieden, die klappernden Mühlen, die ſchnarrende Bretterſäge, die Huben und Häuschen und auch das Dorfwirthshaus, in welchem er zugleich Wirth und Gaſt war.

Verfinſtert konnte ſein rundes Geſicht nur werden, wenn von Napoleon III. die Rede war, der dazumal mit der Weltkugel Kegel ſchob, wie Herr Sallinger ſagte. Der Hammerſchmied war als grimmiger Franzoſenfeind bekannt weitum, und wer ſchneidig gegen den Napoleon loszog, und that er's auch nur mit der Zunge, dem war er ein opferwilliger Freund und

tractirte ihn im Wirthshaus mit Wein und Tabak. Der Hammermeister las seine Zeitung, und dem geradsinnigen Bergsohn war die Falschheit, Politik genannt, mit der Napoleon damals Europa regierte, von jeher ein Greuel gewesen. Dann war noch ein besonderer Grund dazu gekommen. Im Jahre 1859 mußte sein einziger Sohn, trotzdem er „losgekauft" war, zu den Soldaten und ward bei Solferino in Welschland auch glücklich erschossen. Jenen Krieg hatte Napoleon gemacht; so betrachtete der gute Hammerschmied „diesen größten Schurken, der je eine Krone getragen", nicht blos als das Unglück seines Vaterlandes, sondern auch als seinen persönlichen Feind. Einmal hörte ich ihn sagen: „Nur deswegen möchte ich in die Hölle kommen, daß ich zuschauen könnte, wie die Teufel dieses Beest zwicken und stechen und braten und mit den Zähnen zerreißen werden." Die Sensen, die der Schmied machte, hatten für Sensen fast zu wenig Krümmung. „Sie sollen auch als Säbel zu brauchen sein," sagte Herr Sallinger.

Anfangs der Siebzigerjahre machte ich die Bekanntschaft dieses Mannes. Ich war damals auf einer Ferienreise zufällig in die Gegend gekommen, hatte im Wirthshause absichtslos über den großen Taschenspieler an der Seine ein Wort fallen gelassen, worauf der behäbige Herr sich ins Gespräch mischte und mich schließlich einlud, in seinem Hause mich als Gast zu betrachten und mir wohlsein zu lassen, so lange es gefällig wäre.

Sehr gern machte ich, der damals heimatlose Bursche, davon Gebrauch, blieb mehrere Wochen im Orte, fuhr im Wagen des Hammerherrn durch das Thal, machte zu Fuß Ausflüge ins Hochgebirge, und die Abende verbrachte ich in Gesellschaft Sallinger's, der allerhand Spaß wußte, ein Freund von Schabernack war, dazwischen auf das, was ihm

nicht gefiel, in deutscher Derbheit losfluchte, manchen Gesellen, der ihm widersprach, zur Thür hinauswarf und andere, die er leiden konnte, mit Wohlthaten überhäufte. Er lebte immer in einer Art Gefühlsrausch, dem er sich ganz hingab, sei es in Zuneigung oder in Haß. Ich hatte oft meine Noth, Gespräche zu vermeiden oder unauffällig abzubrechen, in deren Gegenständen ich ihm nicht beistimmen konnte; um so freier und flotter ließ ich mich gehen, wo wir einer Meinung waren. Als der Herbst kam, fragte er mich, ob ich nicht den Winter bei ihm zubringen wolle, er lasse mir ein recht behagliches Zimmer einrichten mit der Aussicht auf den Fluß, den ich ja schon so hübsch beschrieben hätte und auf die Waldberge, über denen ich meinen lieben Freund, den Winter, sattsam wüthen sehen könne. Studiren und Dummheiten schreiben, meinte mein Gastherr, könne ich auch bei ihm auf dem Lande; die langen Abende würden wir bei einem guten Glase gemeinsam zubringen. Es war verlockend, allein dem kleinen Orte fehlte eine regelmäßige Postverbindung, die ich bei der Natur meiner damaligen Arbeiten nicht leicht entbehren konnte.

Wöchentlich ein- oder zweimal wurde ein Bote in das Murthal hinausgeschickt, um in einem Buckelkorbe Welt ins Gebirgsdorf zu tragen, Kleinigkeiten, die man beim Krämer daheim nicht bekam und deren man doch nicht ganz entrathen konnte. Dieser Bote, der lachende Hansel genannt, brachte auch etwaige Briefe mit und die Zeitung, welche Herr Sallinger hielt. Der lachende Hansel war ein Mensch jener Gattung, die man im Gebirge „Halbpelzer" nennt. Er war der Sohn eines Blechschmieds und ging manchmal hausieren mit dem Vorrathe alter Waaren, die sein Vater ihm als Erbschaft hinterlassen. Immer hatte er eine Anzahl von Kerzenleuchtern, Lichtputzen, Drahthafteln u. s. w. in seinem

Korbe, die er in jedem Hause, wo er zu thun hatte, mit seinem breiten, lächelnden Bartstoppelgesichte ausbot, und die er nirgends mehr an Mann brachte, seitdem die Kerzen vom Petroleum, und die Drahthafteln von den Beinknöpfen verdrängt worden waren. Statt ihm etwas abzukaufen, schenkte man ihm kleine Gaben, denn er hatte außer sich selbst auch noch seine alte Mutter zu ernähren. Sein Sprechen war nur ein abgebrochenes Stammeln und alle Eigennamen sprach er wie ein Kind in verkleinernder Form aus. Weil er beständig lächelte, so hatte er den Spitznamen „der lachende Hausel" bekommen. Ich habe selten so vergnügte Gesichter gesehen auf der Welt, als das dieses armen Burschen gewesen.

Eines Abends saßen wir, Herr Sallinger und ich, zusammen beim großen Tisch in der Wirthsstube, tranken Obstwein, rauchten etwas dazu und besprachen die Nachrichten vom Kriegsschauplatz, die Schlachten von Saarbrücken und Wörth. Draußen auf den höchsten Bergspitzen leuchtete noch die Septembersonne. Das Gesinde brachte seine Arbeitsgeräthe in Gewahrsam und schickte sich an zum Nachtmahlessen. Da torkelte zur Thüre der lachende Hausel herein, lachte uns an und stellte mit vieler Umständlichkeit den Korb auf eine Sitzbank. Hernach begann er die mitgebrachten Sachen auszupacken: Ein paar Faßpippen vom Drechsler, ein Stück Preßgerm vom Brauer, eine alte Sackuhr vom Uhrmacher, der ihr neue Spindeln eingesetzt hatte, ein paar zerknitterte Briefe, die draußen in der rußigen Postmeisterstube anscheinend schon ein Weilchen den Fliegen als Tummelplatz gedient hatten, und Zeitungen.

„Da halt noch was haben, Herrle kaufen," sagte der Hausel bescheidentlich, „schöne Kerzenleuchter, Lichtputzen —"

„Ist schon gut, Hansel! Brauchen keine!" rief ihm Herr Sallinger ins Ohr, denn der Hansel war auch schwerhörig; dann befahl er, daß dem Boten eine Schüssel voll Fleischbrühe und ein Glas Wein gereicht werde, setzte sich abseits an einen Tisch und begann die Zeitung zu lesen.

Der Hansel kam nun an mich heran und feilte mir eine halbverroftete Lichtschere.

„Vielleicht braucht der Herr Pfarrer eine," redete jetzt ein alter Schmiedgeselle vom Nebentisch her drein.

„Wieso just der Herr Pfarrer?" fragte ich.

„Weil er das neue Licht noch nicht hat und beim alten das Schneuzen schon gewohnt ist."

Ich lugte den schwarzen Gesellen nicht ganz ohne Mißtrauen an. Es wurde damals gerade Culturkampf gespielt und ich vermuthe fast, daß die Bemerkung vom Lichtschneuzen einen bösartigen Hintergedanken hatte.

Plötzlich in der Stube ein schreckbar greller Schrei. Herr Sallinger an seinem Tische war aufgesprungen, hieb — das Zeitungsblatt in der Hand — mit den Armen in der Luft umher und rang nach Athem. Wir Alle waren auf das Höchste entsetzt und ich erwartete, daß er im nächsten Augenblick vom Schlage getroffen zusammenstürzen werde. Anstatt dessen fiel er mir um den Hals und schlug — im Auge helle Thränen — ein schallendes Gelächter an.

„Was ist Ihnen? Was ist Ihnen?" fragte ich.

„Ah — ah! — da!" gurgelte er und stieß mir das Zeitungsblatt an die Brust, „— ich kann — kann ja nicht — lesen Sie!"

Was war geschehen?

Mit zitternder Hand nahm ich das Blatt, und während er offenen Mundes und ächzend vor Aufregung auf das

Papier ſtarrte, ſuchte mein Auge nach der Urſache und — fand ſie auch.

In der Zeitung ſtand das amtliche Telegramm von einem großen Siege der Deutſchen gegen die Franzoſen bei Sedan und von der Gefangennahme Napoleon's.

Ich ſelbſt hatte die Faſſung verloren. Das ganze Haus war in größter Beſtürzung zuſammengelaufen und wußte nicht, was denn geſchehen ſein mochte, daß der Herr Sallinger und der Student ſich in den Armen lagen und laut weinten und lachten.

Endlich war es doch ſo weit, daß Sallinger, die Zeitung wie eine weiße Fahne ſchwingend, laut ausrufen konnte: „Liebe Leute! Morgen iſt Feiertag! Eſſen, trinken, was gut und theuer iſt! Muſikanten her! Pöller laden! Freudenfeuer! — Der Napoleon gefangen! Von den Deutſchen! Die Franzoſen beſiegt! Von den Deutſchen! Schmiedmichel, ein Buſſel kriegſt! Und Du auch eins, Großknecht! Und Du auch eins, Stalldirn! — Jeſus, mein Weib! Die liegt auf dem Kirchhof! Aufwecken! Der Napoleon iſt hin! Gelobt ſei Jeſus Chriſtus in Ewigkeit, Amen!" — So ſchrie er und umarmte Jeden und Jede vor Glückſeligkeit.

In ſolchem Freudentaumel war er auch an den Hauſel gekommen, der bei ſeiner Suppe ſaß. Vor dieſem blieb Sallinger ruhig ſtehen und ſagte laut, daß es Alle hören konnten: „Hauſel! In Gold kann man Dich nicht faſſen, weil Du darin erſticken müßteſt. Du haſt uns die Botſchaft gebracht. Die allergrößte Freud' in meinem ganzen Leben haſt Du mir gebracht! Vom heutigen Tag an haſt Du bei mir das Gnadenbrot. Das Häuſel unten bei der Brücken, das gehört Dein, ſo lang Du lebſt. Und jetzt, Hauſel, lachender, himmliſcher Kerl Du, jetzt kriegſt Eins!" Er packte ihn am Haupt und bedeckte es mit Küſſen.

Der Hausel wischte sich den Mund ab und glotzte sehr verwundert drein. Als er es endlich faßte, die Franzosen wären darnieder, machte er mit den Fäusten die Miene des Zustoßens, dann kam wieder sein Lächeln.

Das Volksfest begann sofort, währte die ganze Nacht und den nächsten ganzen Tag. Im Keller rannen zwei Weinbrunnen ununterbrochen. Was tanzen konnte, das tanzte, wer Stimme hatte, der sang und jauchzte. Auch die Kerzenleuchter des Hausel kamen zu Ehren, denn im Hause wurden die Lampen zu wenig. Sallinger wollte unbändig viel Licht haben und ließ alles anzünden, was an Oel, Kerzen und Lunten vorhanden war. Um Mitternacht war auf der nächsten Anhöhe auch der Holzstoß fertig geworden, und zur Stunde, als er bei Pöllerkrachen in Brand gesteckt wurde, kam mein Gastherr mit verstaubten Flaschen aus dem Keller. Vor Jahren war draußen im Stifte zum Heiligen Kreuz Kellergut versteigert worden. Der Hammerherr hatte ein paar Dutzend Rheinweinflaschen erstanden und damals gesagt:

„Der Tropfen wird getrunken, wenn der alte Schwindler an der Seine umsteht!"

Was nun geschehen, war mehr als „umstehen", also Rheinwein! Rheinwein!

Der Herr Pfarrer, der natürlich mit uns war, wollte anfangs die richtige Stimmung nicht finden. Es sei sehr zweifelhaft, meinte er, ob die neuesten Ereignisse zum Heile der Kirche ausschlügen. Beim goldenen Rheinwein verwandelte sich der künstliche Römer in einen echten, wackeren Deutschen, als der er ja in einem oberländischen Bauernhofe geboren worden, und wir stießen unsere Becher an auf die Herrlichkeit des deutschen Volkes.

Der Tag ist mir unvergeßlich. Als das Fest vorbei und im Thale wieder die gewöhnliche Ordnung zurückgekehrt war, fuhr Herr Sallinger hinaus ins Murthal zum Notar und verschrieb Form Rechtens dem Baldhauser Lechhammer das Häusel an der Brücke und die Verpflegung für ihn und seine Mutter auf lebelang.

Endlich war für mich der Tag der Abreise gekommen. Bei derselben sagte mein Wirth: „Die letzten Ereignisse haben mich um zehn Jahre jünger gemacht. Also hoffe ich noch lange zu leben und Sie noch oft in meinem Hause zu sehen. Jedenfalls mache ich es Ihnen zur Pflicht, den Jahrestag von Sedan allemal dort zuzubringen, wo Sie ihn das erstemal gefeiert haben. Sie sollen auch nirgends als dort einen besseren Rheinwein finden."

Mein Geschick nahm einen etwas unvorhergesehenen und unsteten Verlauf, und volle fünfzehn Jahre vergingen, bis es mir vergönnt war, der Einladung Folge zu leisten.

Endlich aber doch. Der Mur entlang ins Gebirge hinein — und weiter als sonst.

Um die Nachmittagszeit kam ich ins Thal. Es fiel mir nicht auf, daß die Eisenhämmer schwiegen. An der Brücke, die zum Dorfe hinüberführte, unter dem Mauthbaum saß ein altes Männlein, dessen unbedecktes Haupt fast wie ein Schneeballen aussah, so weiß waren Haar und Bart, wovon das kleine runzelige Gesicht schier verdeckt schien. Ich trat zu ihm, um mich nach Herrn Sallinger zu erkundigen. Er stand auf und mir mit gebogenem Finger winkend, torkelte er ins Haus. Ich folgte ihm, doch anstatt drin mir etwas vom Hammerherrn zu erzählen, begann der Alte ein in Lappen gewickeltes Ding zu enthüllen und fragte lächelnd und lallend, ob ich ihm nicht eine Lichtputze abkaufen wolle?

Also der gute Hansel. Und wenn der schon so schneeweiß war, der dazumal braun gewesen, wie weiß mußte erst mein vor fünfzehn Jahren schon grauer Hammerherr sein! Ich stieg den Berg hinan gegen das Wohnhaus. Leute begegneten mir, die herabkamen und allerlei Gegenstände, Kästen, Wanduhren, Sessel, Bilder und andere Hausgeräthe mit sich führten. Sie hegten miteinander lebhafte Gespräche, und Jedes schien sich seines Gegenstandes zu freuen. Das kam mir wunderlich vor. Nun eine Gruppe von Weibern, die miteinander zankten; so viel ich aus dem wirren Geschrei merkte, hielten sie sich voreinander für übervortheilt. In einem dieser Weiber, das buckelig am Stock daherhumpelte, erkannte ich die Schwester des Hammerherrn, welche ihm vor Jahren den Haushalt geführt hatte. Sie hatte mich auch erkannt. „Ist das nicht der Student?" rief sie mit dünner, quixender Stimme. „Ja, der kommt zurecht. Wir sind just fertig worden."

Was es denn gäbe, war meine Frage.

„Haben gerade den Bruder vergantet!" schrie sie fast lustig. „Kein Wandnagel ist ihm verblieben. Von der Hosen, die er anhat, gehört kein Faden und kein Knopf mehr sein. Ja, ja, so geht's den Herren Verschwendern!"

Damit war der Rudel vorüber.

Nun wendete ich mich an einen Mann, der gebückt unter einer großen Matratze herabkam. Der warf seine Last an den Wegesrand hin, setzte sich drauf, und deutete mir mit wenigen abgerissenen Worten an, wieso das gekommen war. — Schlechte Zeiten. Große Fabriken haben die Eisenhämmer umgebracht. Hammerherren sind das Wohlleben gewohnt. Geld aufnehmen. Schulden. Wucherer. Gant. Bettelmann. — Das war's. Ich fühlte mich dem Manne ordentlich dankbar, daß er sich nicht in liebloſen Ausdrücken erging.

„Wo finde ich jetzt Herrn Sallinger?" war meine Frage.

„Da kommt er schon," antwortete der Mann, packte sich das Bett auf und hastete wegshin.

Von der Anhöhe herab kam ein Steirerwäglein auf dem Radschuh träge dahergeschliffen; eine eckige, kopfhängerische Mähre hatte zu thun, das Gefährte zu halten, es wollte allzuschnell thalwärts. Auf dem Wäglein neben einem großen Handbündel saß mein guter Sallinger. Ueber sein Aussehen erschrak ich freudig. Das war noch das runde, wohlrasirte Gesicht; und das Haupt? Mit weißen Haaren gab sich dieses nicht ab, lieber gar keine.

Da man auf solchem Wege, wie er ihn eben machte, nicht gerne einen guten Bekannten begegnet, so wollte ich mich hinter einen Busch bergen, bis er vorüber war. Doch er hatte mich gesehen.

„Sie kommen schon zu spät, wenn Sie was kaufen wollten," redete er mich an und hielt den Pferderiemen fest. „Wir sind fertig!"

„So etwas — hätte ich nicht erwartet . . . ."

„Warum?" fragte er. „Finden es doch in jedem Thal heutzutag, daß die alten Hammerschmiede abwirthschaften."

„Ist alles hin?" war meine Frage.

„Nein," antwortete er und hieb mit der breiten Hand auf das Bündel. „Das ist mein! Das Roß wär' mir am End' auch noch geblieben, brauch's aber nicht. Nur zum Siedeln."

„Wohin fahren Sie, Herr Sallinger?"

„Im Murthal draußen habe ich Verwandte, die will ich jetzt einmal besuchen."

In diesem einen, so zuversichtlich hingesprochenen Worte enthüllte sich mir seine ganze bemitleidenswerthe Zukunft.

„Aber so setzen Sie sich doch zu mir!“ rief er und machte auf dem Wäglein Platz. „Draußen dem Lahmbachwirth kaufen wir ein Glasel Wein ab.“

— Wohl, 's wäre das Rechte. Mein trauriges Herz bedurfte eines tröstenden Tropfens. Ich wollte nun dem heimatlosen Alten über diese Tage hinweghelfen, so gut es ging.

„Rauchen wir Eine!“ sagte Herr Sallinger jetzt und langte in seine Rocktasche, um mir eine Cigarre aufzuwarten. Es war aber keine drin. Zum Glücke — es war mir ein wirkliches — hatte ich deren bei mir und wußte mich vor heimlicher Verwunderung kaum zu fassen, als der alte Mann, der eben erst vor einer Stunde vom Herrn zum Bettler geworden war, sich den Stengel mit aller Behaglichkeit anbrannte.

Als wir zur Brücke kamen, senkte sich vor unserem Pferde der Schlagbaum. Ich langte nach dem Mauthgroschen.

„Gott, es ist ja nicht das!“ lachte Herr Sallinger; „er will uns nur seine Kerzenleuchter und Lichtputzen verkaufen. — Brauchen keine, Hausel, brauchen keine!“ rief er dem Alten zu, der neben dem Wege stand und die Kette des gesenkten Schlagbaumes in den Händen hielt.

„Vorwärts!“ befahl Herr Sallinger.

„Nein! nein!“ gröhlte der alte Hausel und seine Hände zitterten vor Aufregung. Nur zur Noth verstanden wir es, als er nun schrie: „Herrle nit fortgehen! dableiben! Sein Häusel das! Sein Häusel!“ Er sprang an die Thür des kleinen Hauses, stieß sie auf und lud den Herrn mit bittender Geberde ein, auszusteigen und einzutreten. „Ich gar nit brauchen!“ lallte er, „ich hausiren gehen. Herrle heim! Herrle heimbleiben!“

Wir blickten uns gegenseitig an.

„Ist dieses Haus, welches Sie damals dem Boten verschrieben haben, auch mitvergantet worden?“ war meine Frage.

„Das gehört ja dem Hansel,“ antwortete Herr Sallinger.

„Es gehört Ihnen!“ rief ich.

„Es ist wahr,“ sagte er. „Wir würden uns ganz gut miteinander vertragen, der Hansel und ich. — Na Fuchs, dann könnten wir ausspannen.“

Er hat seine Verwandten im Murthale nicht besucht und die sollen darob nicht trostlos gewesen sein. Er ist unter der Pflege einer rührsamen alten Magd im Häuschen verblieben, das er voreinst dem Sedan-Boten zugeeignet. Der Hansel ging manchmal zu den Leuten umher, um seine Lichtputzen und Drahthafteln auszubieten, die längste Zeit jedoch saß er am Schlagbaum und nahm die Mauthgroschen ein.

Herrn Sallinger ging es — wie er selbst versicherte — nun sehr gut, er hatte keine Wirthschaftssorgen und keine Behelligungen von Gläubigern mehr auszustehen. Sein einziges Mißgeschick war, daß er immer wohlbeleibter wurde. Zwei Jahrestage des Sedan-Sieges hatten wir noch mitsammen gefeiert, und zwar bei der gebenedeiten Blume des Rheins. Als ich das drittemal angerückt kam mit meinem Flaschenkorbe, bot mir der Hansel keine Lichtschere zum Kauf. Er brauchte sie just selber, indem er damit die zwei Kerzen auslöschte, die an der Bahre des alten Hammerherrn Franz Sallinger gebrannt hatten.

Der verunglückte Maler.

Selbstbekenntniß eines Freundes.

Mein Name ist Waldemar. Akademischer Maler. Will also erzählen, wie ich gestorben bin und ehrenvoll begraben wurde. Zu Aller Nutz und Frommen, damit man weiß, wie man das macht und wie es bekommt.

Ich bin, so glaube ich, einer jener Künstler, deren Bedeutung nicht gewürdigt wird, so lange sie leben, die verkannt werden so lange, bis sich der Hügel über sie geschlossen hat, denen man hernach über dem grünenden Hügel Loblieder singt, Denkmäler setzt und endlich in immer steigender Begeisterung die Grube aufwühlt, um die Ueberreste des Berühmten in ein Ehrengrab des Centralfriedhofes zu übertragen. Das ist alles recht schön und erbaulich für die lebendigen dabei Wirkenden, im Ruhmesglanze des Todten Schillernden wie Eintagsfliegen, auf die ein Sonnenstrahl fällt. Der Todte selbst hat freilich nichts davon, und ob sie jetzt seine Knochen feierlich heben oder die eines vorweltlichen Mammuts, das ist ihm vollkommen gleichgiltig. Ich will mich aber so nicht abthun lassen, ich will auch etwas wissen und haben von den Ehren, die sie nach meinem Tode mir an-

thun werden, wenigstens — das ist ohnehin nicht viel — ein paar Nekrologe über mich in den Zeitungen lesen. Ich will sterben, damit ich's erlebe, daß man mich lobt, daß man meine Bilder kauft und daß ich in das Lexikon bedeutender Künstler komme.

Solcher Gedanken trächtig — dieselben waren aber, wie sich's nachher zeigte, nicht folgerichtig ausgearbeitet — wanderte ich eines herrlichen Julimorgens durch ein Gebirgsthal. Den Touristensack auf dem Rücken, den Bergstock in der Hand und einen Strauß auf dem Hut, das war meine ganze Ausstattung für die Hochtour auf den Zink. Meine Bekannten hatten mich gewarnt, weil sie wohl wußten, daß ich gebirgsunkundig bin, hatten mir allerhand praktische Rathschläge in Bezug auf Ausrüstung und Führer ertheilt, ich aber hatte Warnung und Rath lustig in den Wind geschlagen und die Ueberzeugung ausgesprochen, daß man um so leichter wandere und klettere, je weniger Anhängsel man sich auf- und angeladen. Noch hatte ich aus meiner Kehle helle Bergwanderlust klingen lassen und so war ich unter Kopfschütteln der Freunde davongegangen.

Als ich an der rauschenden Miesling in dem kühlen Schatten der Felsschlucht dahinschritt, wo mir zwei Hirten begegneten, ward mir fast feierlich zumuthe wegen meines letzten Lebensganges, und daß ich hier vielleicht das letztemal lebendig gesehen würde. Ich erkundigte mich bei den Hirten um den Aufstieg durch die Schrame. Sie mißriethen entschieden, diesen Weg zu nehmen, ich antwortete, daß ich schon schlimmere Wege gemacht und wanderte munter pfeifend fürbaß.

Gegen Mittag war ich dort, wo aus dem grünen Bergstock die nackten starren Felsen aufsteigen. Ich setzte mich auf den Rasen, Kohlröschen dufteten, ich schaute hinaus in das höhenrauchschimmernde Land und genoß etwas von meinem Brote,

aber sehr wenig von der landschaftlichen Schönheit, die mir unter sothanem Vorhaben ziemlich gleichgiltig war. Dann begann ich an den Felsen hinzustreichen, ohne aber das Ansteigen zu versuchen. Ich kam in eine enge Kluft und prüfte sie, ob sie etwa zum Verunglücken geeignet wäre. Sie erwies sich als zu einfältig, weil sehr viel guter Wille dazu gehörte, um in dieselbe hineinzufallen. So mußte ich doch hinan, gab aber Acht, daß aus dem Vorwitz nicht etwa Ernst würde. In einer Runse ohne Weg und Steg ging's langsam anwärts, ich vergaß nicht, dort und da ein Stückchen Papier zu verstreuen und im Sande die Fußstapfen einzudrücken. Der Bergstock klang im Gestein, und ich sah mir die Wände an, darauf hin, an welcher ein Marterlein am besten stehen würde. Also kam ich wohlbehalten auf einen scharfen Felsvorsprung mit schöner Aussicht über die Bergzacken der Umgebung. Hübsche Motive für Landschaftsbilder, was gingen sie mich, den Historiker, an! Der Felsvorsprung that's auch nicht, seine Nase stand viel zu absichtlich hinaus in die Lüfte, das wäre eher etwas für einen Selbstmord, aber nichts zum Verunglücken. Einen Selbstmord zu begehen, lag mir jungem, lebenslustigem, strebsamem Künstler ferne, ich mußte in der Blüthe meiner Jahre als bedauernswerthes Opfer des unseligen Touristensportes verunglücken.

Nachdem ich eine Weile in den Felsen umgeirrt war, ohne auch nur auf einen Augenblick die Möglichkeit des Rückweges aus den Augen zu lassen — denn damit war es mir furchtbar Ernst — fand ich endlich eine Stelle, die mir geeignet schien. Es war ein schauerliches Gewände, welches in wilder Zerrissenheit niederstürzte in die blauen Schatten der Tiefe, man konnte sich — besonders bei Nacht und Nebel — beim Abstieg vom Zink sehr leicht hier versteigen und in einen

der unzugänglichen Schründe hinabstürzen, von keines Menschen Auge mehr gesehen. Auch kreisten da unten um die Zacken schon ein paar Geier. Die Stelle war überaus malerisch und eines großen Unglückes durchaus würdig.

Ich warf meinen Hut und meinen Bergstock hin und kletterte mit großer Vorsicht zurück an einen sicheren Platz. Dort zog ich aus meinem Rucksack einen braunen Rock und ein leichtes Hütchen und schließlich auch ein Rasirzeug, womit ich mir meinen langen Vollbart wegschnitt. Dann setzte ich mir Brillen auf, die aus Fensterglas waren, damit sie mein gesundes Auge nicht beeinträchtigen konnten, kleidete mich um und verbarg die abgelegten Dinge auf das sorgfältigste in einer Felsenkluft, die ich dann mit Steinen und Schutt zuwarf.

Nun war es geschehen und ich eilte behendig niederwärts. Gegen Abend war ich wieder in den Waldbergen, wo ich, Wegen, Hütten und Menschen möglichst ausweichend, die halbe Nacht lang fortging, bis ich, stundenweit vom Zink, in ein breites Thal kam.

Am nächsten Morgen untersuchte ich nochmals meine Erscheinung, ob an ihr wohl nichts Touristisches mehr sei. Anstatt des Rucksackes hing an meiner Seite ein zierliches Reisetäschchen, anstatt des Bergstockes schnitt ich mir einen schlanken Haselstab; frisch gebürstet, gewaschen und gekämmt, wie neugeboren, so munter kehrte ich in ein großes Dorfwirthshaus ein und nahm eine Stube für längere Zeit. Ein Professor aus Wien, der in der Gegend botanisiren will und nebenbei auch in dem Gestein gern umherklopft mit seinem Hämmerlein. Das Zimmer hatte ich aber erst aufgenommen, als ich mich überzeugt, daß in dem Wirthshause ein Tagesjournal auflag, denn von nun an wollte ich ja meine weiteren Schicksale in der Zeitung lesen.

Die Tage vergingen langsam. Ich blieb die meiste Zeit auf meiner Stube oder strich in Wald und Thal umher, den Leuten lieber ausweichend als nahend. Das Wetter war sehr schön, die Natur sehr frisch, aber es verfing bei mir jetzt nicht; war es doch ein Abgeschiedener, der da wandelte. Gegen Abend kam die Post in mein Wirthshaus, und ich haschte nach der Zeitung. Nationalitätenhader in Böhmen. Handelsinteressen im Osten. Verstaatlichung von Eisenbahnen. Schadenfeuer. Schulvereinsfeste. Radfahrerclubs. Boulanger. Sklavencongreß. Delegation. Sängerfeste. Ausgleichsverhandlungen. Katzenmusiken. Turnvereine. Orientfrage. Fleischergenossenschaftliches. Strike. Liedertafeln. Clericalismus in Belgien. Theater. Deutscher Sprachreinigungsverein. Realitätenverkehr. Kriegsrüstungen. Studentenkravalle. Inserate — unendliche Wüsten von Inserate — das war langweilig. Es verging der vierte Tag ohne Unglücksfall im Hochgebirge. Es kam der fünfte Tag, und ich ging ihnen immer noch nicht ab. Am sechsten Tage stand unter den Tagesnachrichten zwischen einer „Klauenseuche" und der „Auslosung von Geschworenen" folgende kleine Notiz:

„Abgängig ist seit einigen Tagen der Maler Hans Waldemar. Er unternahm am vorigen Dienstag angeblich eine Tour auf den hohen Zink und ist bisher nicht in seine Wohnung zurückgekehrt."

Das war Alles. Der Ausdruck „angeblich" rauchte mir in die Nase. Das war ja gerade, als ob man sich an meinen Angaben zu zweifeln erlaubte! Na wartet. Ihr sollt mich noch lange nicht in meiner Wohnung sehen!

Am nächsten Tage, er war regnerisch und stürmisch, ging ich doch im Walde um. Als ich des Abends ins Wirthshaus zurückkehrte, saß in der Gaststube der Wirth, und die

Zeitung in der Hand brummte er über das leichtsinnige Touristenwesen.

„Abgestürzt ist wieder Einer!“ rief er mir zu. „Vom Zink.“

„Wer denn?“ fragte ich.

„Ein Maler, oder so etwas. Warten Sie, wie heißt er denn nur? Waldemor oder Waldmar oder Waldnarr oder wie. Ist auch ganz gleichgiltig. Ein dummer Mensch war's auf jeden Fall, der allein, ohne mit dem Gebirge vertraut zu sein, auf den Zink steigen wollte.“

Na, das war nun eine etwas wegwerfende Behandlung.

„Lassen Sie doch sehen,“ sagte ich und nahm ihm das Zeitungsblatt aus der Hand.

„Wieder ein Opfer touristischen Leichtsinns. Der Maler Waldemar, von dessen Abgängigkeit wir gestern berichteten, ist aller Wahrscheinlichkeit nach am hohen Zink verunglückt. Trotz wiederholter Warnung seiner Freunde unternahm er vor einer Woche ohne Führer und ohne mit dem Gebirge vertraut zu sein eine Tour auf den Zink. In der Schollerschlucht ward er von zwei Sennern gesehen, bei denen er sich nach dem Aufstieg durch die Schrame, bekanntlich der bedenklichste Aufstieg, erkundigte. Auch die Aelpler warnten ihn, ohne daß er darauf achtete. Vor zwei Tagen wurde die Bezirkshauptmannschaft zu Braßbach verständigt, welche sechs Holzarbeiter und mehrere Gemsjäger aufbot, um den Vermißten zu suchen. Bis zur Stunde ist keine Spur von ihm entdeckt worden. Der Vermißte ist von mittelgroßer Statur, trägt graue Kleider nach städtischem Schnitt und einen rothblonden Vollbart.“

Ich schüttelte den Kopf und dachte: Das geht etwas träge voran. Und nicht ein einziges Wort von dem „großen Verlust, den — im Falle das Schlimmste sich bewahrheiten

sollte — die Kunst erleidet!" — Ich fand, daß unsere Berichterstattung noch durchaus unzulänglich ist.

Die nächste Nummer brachte über den vermißten Maler nichts, hingegen die übernächste im Beiblatte einen längeren Bericht:

„Der Maler Hans Waldemar ist ohne Zweifel todt. Zwar konnte bisher seine Leiche nicht aufgefunden werden; an der Donnerswand aber fand ein Jäger Hut und Stock, die als dem Vermißten gehörig erkannt worden sind. Fast mit Sicherheit ist anzunehmen, daß Waldemar die hundert Meter hohe, beinahe senkrechte Wand hinabgestürzt ist. Mehrere Mann sind beständig auf der Suche nach dem Leichnam, unter anderen auch Herr Leupert, unser geschätzter Operntenor, der als Freund des Verunglückten die Gegend rastlos durchstöbert."

„Bravo, Leupert!" rief ich aus. Aha, jetzt kommt die Biographie.

„Hans Waldemar," fuhr die Zeitung fort, „wurde geboren 1861 zu Wien als der Sohn eines kleinen Beamten. Er studirte Gymnasium, später Realschule, kam dann als Hofmeister ins Haus des Grafen C., wo er ein halbes Jahr verblieb. Nach absolvirtem Militärdienst ging er zum Theater, wo er in L. als Costümzeichner und Decorationsmaler thätig war. Auch das behagte ihm nicht lange, und er versuchte es mit der historischen Malerei, mit welcher er übrigens kein Glück hatte, während einige Portraits von ihm bei der vorletzten Kunstausstellung nicht unbeachtet blieben. Waldemar war ein etwas überspannter Kopf, bei welchem in Anbetracht der künstlerischen Mißerfolge auch ein Selbstmord nicht ganz ausgeschlossen ist."

Ich muß gestehen, daß diese Lectüre mich nicht gerade erbaute. Soll das der ganze Nekrolog sein? War das Ge-

wäsch eines so tragischen Unglücksfalles werth? — Ach, die Welt ist herzlos. Aber von dem Leupert ist das wirklich nett. Er war immer ein guter Junge. — Was nützt mir das! — Mir schwant etwas. Giebt's schon keinen verunglückten Touristen, so giebt's doch einen verunglückten Maler. — Ich schleuderte den Wisch aus der Hand und ging mißmuthig auf meine Stube. Dort überlegte ich, was nun zu thun sei. Wenn ich jetzt wieder hervorkriechе, wie läßt sich mein Ausbleiben begründen? Das Liegenlassen von Hut und Stock im Gebirge und vor Allem der weggeschnittene Vollbart? Es ist ja nicht zu leugnen, daß ich absichtlich irre führen wollte. Was kann mein Los sein, als unauslöschlicher Spott oder gar Arrest wegen Irreführung der Behörden! — Wie es jetzt steht, nach allen Seiten hin schlimm, wäre es wirklich schon das Beste, die Zeitungsberichte wahr zu machen. — So sehr kam ich in die Desperation, aber zu einem Entschluß kam ich nicht, sondern blieb einstweilen noch im Dorfwirthshause, wo man natürlich nicht ahnen konnte, daß ich der todte Maler sei, und wo man auch gar nicht weiter über den Vorfall sprach. Meinen Nekrolog fand ich sehr bald an einem stillen Orte. O traurige Unsterblichkeit!

Ein nächstes Zeitungsblatt enthielt folgende Notiz:

„Gestern wurde in der Pfarrkirche zu Mariahilf für den verunglückten Maler Waldemar ein Todtengottesdienst abgehalten, welchen eine Verwandte des Verstorbenen veranstaltet hatte."

Bei dieser Nachricht ging es mir kalt über den Rücken. Ein Todtengeläute und Requien, schwarzes Meßgewand und Todtenschädel! Und der Abgeschiedene sitzt wohlbehalten in einem Wirthshause und hört der Sache von der Ferne ruhig zu! Ist das nicht die größte Leichtfertigkeit? Und meine gute

Tante Natalie, meine einzige Verwandte, der ich nie etwas Gutes gethan, die ich oft betrübt, gedenkt meiner. — Haus, jetzt zeigt sich's, Du bist ein niederträchtiger Kerl! Am besten dürfte es sein, wenn Du davonläufst in ein fremdes Land und Deinen heutigen Leumund, der noch viel zu gut ist, nicht zerstörest. Vielleicht läßt Tante Natalie auch noch ein gußeisernes Kreuz setzen, auf welchem dein Name in Goldbuchstaben glänzt. —

Das Fortlaufen in ein fremdes Land wollte mir aber der Geldsack nicht gestatten und eigentlich auch das Dableiben nicht mehr. Mein Wirth schaute mich bisweilen etwas sinnend an. Den Professor aber, der Pflanzen sammelt und mit dem Hämmerchen Steine klopft, spielte ich leidlich.

Also war ich schon fast zwei Wochen in meinem Dorfwirthshause, als die Zeitung eine Neuigkeit brachte, die mich auf das Tiefste beunruhigte.

„Gestern ist auf dem hohen Zink, an der sogenannten Teufelsriese, die Leiche des verunglückten Malers Waldemar gefunden worden. Sie lag in einer engen Felsenkluft, von Raben zerrissen und fast zur Unkenntlichkeit entstellt. Die Leiche wurde nach Braßbach gebracht, wo sie nach der Obduction auf dem Ortskirchhofe beerdigt werden soll."

Das ist hübsch! dachte ich. Jetzt begraben sie mich, ohne daß ich gestorben bin, ohne daß ich dabei bin. Wer hat mir denn diese Gefälligkeit gethan, für mich auf dem Zink abzustürzen? Jetzt brauche ich nur drei Tage zu warten und dann hervorzugehen als ein von den Todten Auferstandener! Das könnte mir noch einen Namen machen — hol's der Teufel!

Gerade vierundzwanzig Stunden lang blieb ich über den Fall im Unklaren. Schlief aber nicht dieselbe Nacht; so

oft ich einschlummern wollte, fühlte ich an meinem Leibe die scharfen Messer der Obduction und immer sah ich meinen Doppelmenschen starr und entstellt ausgestreckt in der Todtenkammer.

Den Teufel an die Wand malen! Wehe dem Vorwitzigen, der mit ernsten Dingen frivoles Spiel treibt! Das nächste Zeitungsblatt brachte eine Nachricht, bei deren Lesung mir Hören und Sehen verging. Das Blatt noch in der Hand soll ich zusammengebrochen sein. Erst nach mehreren Tagen heftigsten Fieberwüthens fand ich mich wieder, aber mit einer fürs ganze Leben zerrissenen Seele.

Die Zeitungsnachricht lautete:

„Der hohe Zink hat rasch ein zweites, noch empfindlicheres Opfer gefordert, und zwar in Folge des ersten, vor einigen Tagen gemeldeten. Bei der Obduction der aufgefundenen Leiche stellte es sich heraus, daß dieselbe nicht die des Malers Waldemar ist, sondern leider die — unseres beliebten Opernsängers Leupert. Dieser, ein Freund des Waldemar, war tagelang auf der Suche nach dem Vermißten im Hochgebirge umhergeirrt, bis ihn das Schicksal des Freundes selbst ereilt hat. Er verlor wahrscheinlich bei dem letzten Unwetter, das ihn überraschte, Pfad und Halt. Ein Sturz in den Abgrund hat dem braven Mann, von dem wir morgen Näheres berichten werden, den Schädel zerschmettert. Ehre seinem Andenken!“

§

Sechsunddreißig junge Nonnen.

(Aus alter Schrift.)

So will ich im Namen Gottes erzählen. Ein dreiundsiebzigjähriger Mann weiß freilich nicht, ob ihm das Gedächtniß treu bleibt. Das Gedächtniß ist wie ein Weib, jungen Männern ist es zugethan, alten wird es gern untreu. Zwar stehen die Ereignisse, die ich als junger Mensch von vierundzwanzig Jahren gesehen, so deutlich vor mir, als ob sie sich gestern zugetragen hätten, und die Franzosenzeit, wer sie erlebt, vergißt man nicht so leicht.

Mein Geburtsort liegt im oberen Murboden und heißt Unzmarkt. Der Ort ist seines alten Schlosses Frauenberg wegen bekannt, in welchem Ulrich v. Lichtenstein gewohnt hat. Der geht uns aber jetzt nichts an.

Was ich erzählen will, das hat sich im Jahre 1797 zugetragen — zur Franzosenzeit. Heute, nach mehr als fünfzig Jahren — ich schreibe dieses Stück im Jahre 1849 — schrecke ich noch vom Schlafe auf, wenn in meinem Traum der Ruf erschallt: die Franzosen kommen!

Man hatte es wochenlang früher gehört, sie kamen aus Italien. Durchs Kärntnerland sind sie gezogen. In der

Stadt Villach und in der Stadt Klagenfurt haben sie Feuer gemacht, andere Orte haben sie sauber ausgeplündert; waren ihre Säcke voll mit Geld und Geschmeide, waren sie satt an Essen und Trinken, so gingen sie erst auf die Weibsbilder los. Der Bonaparte, der mit ihnen kommt, ist selber just in dem Alter, in welchem ein Feldherr die Zucht nicht zu streng beobachtet. Man hat's gesagt, ich weiß es nicht. Nach meiner Meinung ist es dem Bonaparte mehr um Länder zu thun gewesen, als um Weiber. Zum Ländererobern gehört Kraft, sollte man glauben, die Weiber aber machen schwach, so viel man weiß. Es ist genug, ich will nicht politisiren.

Wenn es Einem einfällt, den Bonaparte mit seinem Heer den Besen Gottes zu nennen, so will ich sagen: es stimmt. Das war ein großer Wust- und Kehrichthaufen, den er vor sich herblies. Halb Italien floh, und den braven Kärntnern wurde es auch heiß unter den Füßen. Die Straße von Neumarkt her war voller Flüchtlinge, die ihr Eigenthum mit sich trugen, zogen und schoben und immerwährend ihre Gesichter nach rückwärts wandten, ob der Feind nicht schon auf dem Fuß folge. Bauern trieben ihre Rinderheerden heran, Bürger zogen mit Roß und Wagen wohl bepackt; Amtleute hatten ihre eisernen Cassen mit den landesfürstlichen Geldern bei sich. Wo die schweren Wagen stecken bleiben wollten im Straßenkoth, da war Alles voller Hast bei der Hand, um sie herauszuheben, und wo die Rösser nach tagelanger Jagd lahm wurden, da spannten sie Leute an die Deichsel, und die Zweifüßler mußten sich die Peitsche so gut gefallen lassen wie die Vierfüßler. Priester in schwarzen Kutten ritten auf Pferden und Eseln und hatten in ihren Säcken goldene Monstranzen und Kelche, und ich verhoffe, daß sie das hochwürdigste Gut, die Hostie, nicht den Franzosen als Beute hinterlassen haben.

Da war es alſo, daß unter dieſer Völkerwanderung fünf große Wagen zogen, die mit weißen Plachen überſpannt waren. Sie wurden von Maulthieren gezogen, und die fünf Fuhrleute, die nebenherſchritten, hatten gelbe, von Staub und Koth belegte Kittel an. In den Wagen ſaßen ſechsunddreißig junge bildhübſche Weiber, die ein dunkelblaues Gewand am Leibe trugen, um die Lenden einen Strick und als Kopfbedeckung weiße Hauben. Ueber dem Buſen hatte Jede eine Kette mit ſilbernem Kreuze. Etliche dieſer lieben Geſchöpfe hatten muntere Augen und rothe Wangen, die Anderen waren blaß im Geſichte, und in ihren Zügen war Sorge und Angſt.

Als ſie in unſern Ort einzogen, beteten Einige ſtill ihren Roſenkranz ab. Andere nagten an Brotrinden, Andere plauderten miteinander, und zwar in welſcher Sprache. Sie ſchienen ihre Muthmaßungen auszudrücken darüber, wie es ihnen in dieſer kleinen Stadt ergehen würde.

Es dämmerte ſchon der Abend. Die fünf Fuhrleute hielten ihre Wagen am Poſthauſe an, und ihr Erſtes war, daß ſie nach dem Bürgermeiſter fragten. Der war bald zur Stelle, ein alter grauköpfiger Mann. Nun ſtieg eines der jungen Weiber aus ihrem Wagenkobel und fragte in ſehr ſchlechtem Deutſch, ob ſie mit dem Herrn Bürgermeiſter franzöſiſch ſprechen dürfe.

Der alte Mann erſchrak ein wenig, daß plötzlich Franzoſen im Ort wären. Der Forſtmeiſter, der daneben ſtand, rief Spaßes halber: „Vor ſolchen Franzoſen fürchten wir uns nicht, von ſolchen laſſen wir uns gern belagern!“

Der Bürgermeiſter verſetzte, franzöſiſch werde nicht geſprochen zu Unzmarkt, wenn ſie ein Anliegen hätten, ſo ſollten ſie es nur deutſch vorbringen.

Die Sprecherin faltete nun ihre weißen Hände und sagte, sie bitte um Schutz. Ihrer seien sechsunddreißig, sie seien Bräute Christi, und ihr Kloster stehe in der französischen Stadt Lyon. Sie seien auf der Flucht vor dem heidnischen Bonaparte und seinen bösen Schaaren aus Paris, welche durch die Welt zögen, um die Heiligthümer zu plündern und die Nonnen zu entehren. Sie wären zuerst nach Italien, wo sie sich zu Mantua niedergelassen; vom Feinde dort wieder verscheucht, seien sie ins Gebirge und jetzt durch Kärnten her auf der Flucht; sie wären nun der Reisemittel bar geworden und flehten die Christenleute im schönen Lande Steier um Gotteswillen an, daß man sie vor dem nahenden Feind beschütze und bewahre.

„Wohin sie eigentlich wollten?" fragte der Bürgermeister.

„Ins Erzherzogthum Oesterreich, in ein Stift oder zum Kaiser, sie wären selber noch rathlos. Sie hätten auch noch weitere vier Wagen mit Gepäck bei sich, aber die Thiere könnten nicht mehr vorwärts."

Der Bürgermeister entgegnete, er wolle ihnen einstweilen Obdach verschaffen, für Weiteres könne er aber nicht bürgen; Unzmarkt sei selbst in Gefahr und man müsse sich dem allmächtigen Gott empfehlen. Die Nonnen wurden nachher im Schulhause untergebracht; die halbsiechen Maulthiere kamen in die Versorgung mehrerer Bürgershäuser.

Alsbald war im Orte die Ankunft der schönen Nonnen bekannt, und um sie sehen zu können, brachte man ihnen Brot, Fleisch, Gemüse und Wein. Die Flüchtlinge ließen sich's wohlschmecken und versprachen für Unzmarkt zu beten.

Mittlerweile kamen schon die Schreckensbotschaften, daß bei Neumarkt und dem Stifte Lambrecht blaubehoste Rotten gesehen worden wären. Am nächsten Tage war die Gegend an der oberen Mur voller Franzosen. Mehr Gesindel als

Soldaten; zerriſſene Hoſen, zerriſſene Schuhe oder barfuß; in der Kleidung die größte Ungleichheit, der Eine hatte blaue Hoſen, der Andere rothe, die Einen lange weiße Röcke, die Anderen kurze grüne Spenſer, die Einen blaue Strümpfe, die Anderen Weibsbilderzwickeln, die Einen runde Lodenhüte, die Anderen Lederhauben und Alles in Unordnung und ſchmutzig. Die Einen rauchten, die Anderen ſchnupften oder kauten Tabak. Den geplünderten Speck oder das geſtohlene Geflügel trugen ſie, an ihre kurzen Bajonette geſpießt, über der Achſel. So ſchlotterten ſie daher und brüllten ihre Marſeillaiſe. Viele hatten ihre Weiber und Kinder mit, die nicht weniger zerriſſen und von der Sonne gebräunt waren als die Männer. Das Ganze wie bettelnde, ſtehlende und raubende Zigeunerrotten.

Im Schloſſe Schrattenberg hatte ſich der Bonaparte feſtgeſetzt. Ich legte mein ſchlechteſtes Gewand an, ließ alle Werthgegenſtände zu Hauſe und ging unter die Franzoſen, um den Bonaparte zu ſehen, für den bei uns Allen die größte Neugierde war. Ich ſehe ihn noch heute, wie er vor dem Schloßthore neben ſeinem Pferde ſtand, im Begriff aufzuſpringen. Eine kleine unterſetzte Statur, braungelbe Geſichtsfarbe, etwas eingefallene, fahle Wangen, ziemlich große Naſe, tiefliegende ſchwarze Augen mit ſcharfem, ſtechendem Blick und feingeſchnittenem Mund. Soll wenig geſprochen haben, abgebrochen, aber ſehr deutlich und beſtimmt. Hohe breite Stirn, ungekräuſelte braune Haare, die an beiden Seiten über die Wangen herabhingen. Anzug ſchlicht und mattfarbig; man ſah in Allem, daß er ſich mit ſeinem Aeußeren nicht viel beſchäftigte. Im Ganzen merkte man bald, daß dieſer Mann ſeinen eigenen Willen hatte und nicht mit ſich ſpaßen ließ. — Er ſprang aufs Roß und ritt murawärts unſerem Unzmarkt zu.

Die Aufregung im Ort war unbeschreiblich groß. Jeder zitterte für sein Eigenthum, für sein Haus, endlich auch für sein Leben. Denn eine Gruppe von Bürgern war, die beschlossen hatte, den Ort freiwillig nicht zu übergeben. Von den Einsichtsvolleren wurden diese Bürger als die größten Feinde Unzmarkts erklärt.

Auf einen großen Patrioten wollte sich der Postmeister hinausspielen, und das ist es, was hier erzählt werden soll. Trat bei einer Rathsversammlung der Postmeister auf und fragte den Bürgermeister, ob die bewußten Nonnen aus Frankreich noch im Schulhause wären und wohl verpflegt und genährt würden.

Das gehöre nicht in die Sitzung, sagte der Bürgermeister.

„Es gehört in die Sitzung," rief der Postmeister. „Denn Ihr Nachbarn, wollen wir nicht rathschlagen, wie wir den Franzosen begegnen sollen? Begegnen wir ihnen feindlich, so sind sie Feinde. Wir wollen die Herren der Erde zu Freunden haben. Nicht?"

„Es wird das Beste sein," meinten Mehrere.

„Sie werden nicht allein Geld und Gut haben wollen," sprach der Postmeister „sie werden auch Anderes haben wollen, was dem Manne bestimmt ist."

„Wenn es um unsere Weiber und Töchter geht," sagte Einer, „da raufen wir mit Pulver und Messer!"

„So ist es!" stimmten die Meisten bei.

„So ist es!" sagte der Postmeister. „Wir geben ihnen nicht die Unseren, wir geben den Franzosen die Französinnen. Versteht Ihr mich?"

Sie verstanden nicht sogleich oder thaten, als verständen sie nicht.

„Wir liefern ihnen die jungen Nonnen aus!“ rief der Poſtmeiſter.

„Oh!“ ſagten die Anderen.

„Liefern ihnen die ſechsunddreißig Nonnen aus unter dem Vorbehalt, daß ſie unſer eigen Fleiſch und Blut verſchonen.

„Recht ſo!“ ſchrien Mehrere.

Hernach ſtand ein junger Mann auf, trotzdem die Redner bei ſolchen Verſammlungen ſitzen bleiben, und ſprach: „Unzmarkter! Die fremden, wehrloſen Jungfrauen dem Feinde ausliefern! So ſchlecht ſind wir nicht.“

„Tiſchler Sepp!“ ſchrie ihm der Poſtmeiſter zu, „daß Du ſo redeſt, iſt kein Wunder. Du haſt weder Weib, noch Schweſter, noch Tochter.“

Rief ein Anderer drein: „Schlagt Ihr den Tiſchler zurück, ſo gehe ich voran. Ihr kennt mich Alle, ich bin der Gerber. Ich habe Weib und Schweſtern und Tochter, und ich halte es mit dem Tiſchler, die wehrloſen Nonnen liefern wir nicht aus.“

„Ich bin derſelben Meinung,“ ſprach der Bürgermeiſter, ſie ſind fremd und hilflos, ſie haben denſelben Feind wie wir, ſie haben ſich in unſeren Schutz begeben. Schlechte Männer, wenn wir ſie verriethen!“

„Aber unſere ehelich angetrauten Frauen ſollen wir verrathen?“ rief der Poſtmeiſter, „unſere bluteigenen Töchter ſollen wir preisgeben? Was ſind das für Männer! Was ſind das für Väter! Gehen uns die Fremden etwas an? Hat Gott uns zu ihren Wächtern beſtellt?“

„So hat auch Kain geſagt, als er den Bruder erſchlug.“

„Sind die Nonnen nicht franzöſiſches Blut?“ fuhr der Poſtmeiſter fort, „ſollen nicht die Franzoſen ihre natürlichen

Ritter sein? Müssen uns die Franzosen nicht dankbar sein, daß wir die Mädchen in Obhut genommen, daß wir ihre Ehre gewahrt haben? Nichts natürlicher, als daß wir die Französinnen den Franzosen zurückgeben und sagen: „Wir haben die Euren geschont, so schont nun auch die Unseren."

„Es ist sehr richtig! Es ist sehr richtig!" riefen Mehrere. „Es ist Kriegszeit, da kann man nicht gemüthlich sein, wie in Romanbüchern, da heißt's, zu Hilfe nehmen, was helfen kann. Legen wir den Jungfrauen weiße Kleider an, strählen wir ihre schönen Haare und setzen wir ihnen Kränze auf. Am Busen Jede eine Rose — so führen wir sie paarweise hinaus vor das Thor und den einziehenden Herren entgegen. Es wird ein feierlicher Empfang sein!"

„Wenn sie eine Ehr' im Leib haben, so müssen sie auf einen solchen Empfang den Markt sofort in Asche legen!" rief der Bürgermeister entrüstet.

„Das werden sie nicht thun!" lachten Andere. „Es sind Soldaten, Männer. Ein freundlicher Einzug hat auch Friesach gerettet. Heraus mit den Nonnen!"

Als es so weit war, verließ der Tischler Sepp die Versammlung und eilte in das Schulhaus. Dort hatten sich die Nonnen im Schulzimmer zwischen den Bänken ihre Schlafstätten aufgerichtet. Ueber der Kanzel war etwas wie ein Altar: ein Muttergottesbild und zwei brennende Kerzen, vor welchen die Frauen eben ihre Andacht hielten. Sie schreckten auf, als der junge Mann zur Thür hereinstürmte. Er fragte sofort die Oberin der Nonnen, ob sie bereit wären, in der kommenden Nacht ihre Weiterreise anzutreten?

Die Nonnen waren sehr bestürzt, als sie diese Frage vernahmen. Denn sie waren noch erschöpft und mittellos und der Ruhe bedürftig. Noch mehr erstaunten sie, als der junge

Mann berichtete, sie müßten ihre Weiterreise ohne Maulthier und Wagen beginnen, weil Gefahr drohe. Er trug sich hernach zum Führer an.

Die Frauen begannen ein Klagegeschrei, sie könnten nicht fort, könnten ihre Wagen und geringe Habe nicht im Stich lassen und bestürmten den Tischler, daß er näher erkläre, worin die Gefahr bestehe?

Er drängte nur immer mehr und mehr und schlug vor, daß sie ihren Anzug entstellen sollten, um eine andere Gestalt zu gewinnen, daß sie ihr Gesicht schwärzen und ihr Haar abschneiden müßten, und daß sie um elf Uhr in der Nacht bereit zu sein hätten zur Flucht, falls sie den Franzosen entgehen wollten.

Während solches im Schulhause geschah, war in der Rathsversammlung der Beschluß gefaßt worden. Es war schon daran, daß die Nonnen dem Feinde sollten überantwortet werden, da meldete sich ein Mann, der bisher geschwiegen und den Reden verblüfft zugehört hatte. Er sprach nun wie folgt:

„Ist das Euer Ernst, Ihr Männer? Wollt Ihr unser Unzmarkt wirklich zugrunde richten?"

„Wie so?" fragten sie.

„Vor den Thoren steht der grimme Feind, der durch die Länder raset wie ein Ungewitter, der die Heere vernichtet und die Fürsten zertritt. Wir sind Würmer vor seiner Gewalt. Nur Einer kann mit uns sein und uns erretten, der allmächtige Gott. Und Ihr wollt uns auch Gott zum Feinde machen? Denen, die seine Altäre zerstören, wollt Ihr die unschuldigen Jungfrauen ausliefern, die sich seinem heiligen Dienst geweiht haben? So schwöret Ihr in den Tagen der Drangsal, in welchen wir Gottes Gnade erflehen müßten,

Gottes Rache herab? Thut es, wenn Ihr den Untergang Unzmarkts verantworten könnt, wenn Ihr Euch nicht der Wuth Eurer eigenen Mitbürger aussetzen wollt! Ihr guten Christen begeht im Angesicht schrecklicher Noth den abscheulichen Verrath an Eurer Religion, führt die Bräute des Herrn wie Schlachtopfer den Heiden zu. Ich sage nein, und sage es im Namen aller Bewohner dieses Ortes, die nicht gegenwärtig sind, im Namen Eurer Weiber und Kinder, die Ihr vor den irdischen Feinden beschützen wollt, und die Ihr dem Zorn des ewigen Richters auszuliefern im Begriff seid. Ich sage nein und Amen."

Auf diese Worte stutzte die Versammlung. Unter dem ersten Eindruck stellte der Bürgermeister solchen Antrag: Unzmarkt hat Pferde und eine Begleitung von zwölf Mann aufzubringen, so sollen die Nonnen in der nächsten Nacht aus dem vom Feinde bedrohten Orte fortgeschafft und über Judenburg und Admont nach Niederösterreich begleitet werden.

Der Augenblick zündete. Bei der Abstimmung über den Vorschlag des Bürgermeisters sagten zwar nicht Alle ja, aber Keiner sagte nein. Der Beschluß wurde sofort verwirklicht, Unzmarkt, der Ort an der oberen Mur, beging den Ritterdienst an den schutzlosen Jungfrauen und der Tischler Sepp ward als Führer des seltsamen Zuges gewählt, der am nächsten Tage über den Tauern ging, und zur Stunde, als die ersten Franzosen in Unzmarkt einzogen, die sichere Klosterstätte im Oesterreicherland erreichte.

Der Feind hauste nicht so schlimm in dem armen Gebirgsorte, als die Schwarzseher vorausgesagt hatten. Zwar war er an Begehr von Gut und Geld, von Gewandung und Nahrung nicht gar bescheiden, aber an lebendiger Waare nahm er nur das, was sich freiwillig als solche ausbot.

Der Führer des Nonnenzuges, genannt der Tischler Sepp, ist der Erzähler dieser Begebenheit. Wenn der Leser etwa erwartet haben sollte, daß zwischen diesem jungen Menschen und der schönsten Nonne sich unterwegs eine Liebschaft entspinnen würde, so irrt er leider. Es hat sich eine solche nicht entsponnen und der geneigte Leser muß schon einmal mit einem guten Werk ohne Liebesgeschichte fürlieb nehmen.

Der Treffer.

Weil heute ein gar schöner Herbsttag ist," sagte ich zu meinem Oheim, dem Herrn Pfarrer von Holzhausen, „so wollen wir uns die feurige Ungarin vergönnen."

„Es gilt!" rief der Pfarrer, „vergönnen wir uns die feurige Ungarin!"

Ich ging, um sie zu holen. Als ich mit der Schwarzen zurückkam, welche die einzige und letzte gewesen war im Keller, und ich ihr glühendes Blut in unsere Römer goß, kam im Festgewand und aufgeregt der junge Stegwirth zu mir. „Um Verzeihung!" schnaufte er fast athemlos, sich gegen den Pfarrer verneigend; dann nahm er mich bei der Hand: „Lieber Freund, Du mußt heute mit mir gehen."

„Wohin?"

„In die Radau!"

„Was soll ich denn dort?"

„Auf die Villa Marienburg."

„Aber was soll ich denn auf der Villa Marienburg?"

„Zu Baron Schrambach. Ich bitte Dich, komme mit!"

Ich ſtarrte dem jungen Manne ſprachlos ins Geſicht. Wie war der ſonſt ſo ruhig heitere Burſche heute verändert! Faſt blaß vor Erregung, und ich merkte das Zittern ſeiner Hand.

„— So ſage mir doch!“

„Werde Dir Alles ſagen. Komm doch nur.“

„Aber das iſt abſcheulich von Dir!“ rief ich. „Wir ſitzen hier in Jahr und Tag nicht mehr ſo froh zuſammen als heute, und Du ſollſt Dich vielmehr zu uns geſellen, anſtatt ſo unbarmherzig unſer Beiſammenſein zu ſprengen. Eins mußt Du mit uns trinken.“

„Nicht einen Tropfen!“ ſagte er ruhelos. „Wenn Du mir wohl willſt, Freund, ſo verſchiebe das Glas mit unſerem Herrn Pfarrer auf morgen, dann bin ich dabei und wir werden vielleicht doppelten Anlaß zur Fröhlichkeit haben. Wir werden den Herrn Pfarrer dazu ja noch recht nothwendig brauchen. — Aber jetzt mußt Du mir einen Freundſchaftsdienſt erweiſen. Ich gedenke Dir's auf lebelang!“

Ja was war's? Ich ſtand auf. Ein Feſtgewand ſollte ich anziehen! war ſein Wunſch. Unterwegs geſtand er mir Alles, zuerſt begriff ich, dann begriff ich nicht. — Brautwerben! Die junge Baroneſſe Ida hatte ſich in den Burſchen verliebt, in den Stegwirthsſohn, es war ja ſehr leicht möglich, bei dieſem hübſchen und wohlgearteten Jungen, der Manchem als Dorfwirth gar nicht recht einleuchten wollte, und der ſich ſelbſt in dieſer von ſeinem Vater überkommenen Stellung nicht ſehr behaglich fühlte und mehrmals die Abſicht ausgeſprochen hatte, ein bißchen höher in die gebildete Region hinaufzuklettern, wozu er auch ganz das Zeug in ſich trug. Und es war doch wieder nicht möglich! Eine Baroneſſe und ein ſimpler Dorfgrundbeſitzer!

Brautwerben! Der Dorfwirth um die vornehme Dame, die sehr hübsch war, Freier hatte und, so viel man hörte, einen adelsstolzen Vater besaß.

„Medard, wie ist das gekommen?"

Eigentlich sehr einfach war es gekommen. Im Frühsommer, als die Familie des Barons Schrambach nach ihrem Landgute zog, war sie unterwegs beim Stegwirth eingekehrt, hatte dort Wein und Kaffee getrunken, und der Medard hatte sie bedient. Die Baronesse genau anzusehen, hatte der Bursche damals keine Zeit gehabt, denn er mußte bedienen und immer Bescheid geben auf die Fragen der Frau Baronin, die sehr redselig war. Einige Wochen später sprach die Herrschaft ein zweitesmal zu, da mischte sich schon auch die junge Dame ins Gespräch mit dem artigen Aufwärter, und bei der dritten Einkehr — das war erst vor einem Monate — würdigte auch der alte hagere Baron den Burschen wohlwollender Blicke. Eines Tages machte Medard eine Bergpartie in die Radau, theils zur Ergötzung und theils in Geschäften; er mußte an der Villa Marienburg vorbei; die Damen sahen ihn vom Parke aus und luden ihn ein, zuzusprechen. Da er sie schon so oft bewirthet hatte, so wollten sie es ihm abstatten — so sagten sie, und es geschah ihm gut. Als er fortging, wurde er eingeladen, wiederzukommen; die Baronesse guckte ihn so sonderbar an, daß er an einem der nächsten Tage schon die Bergpartie wiederholte, in der Villa zusprach mit einem selbstgepflückten Blumensträußchen, und zu seinem unbeschreiblichen Erstaunen bemerkte, daß die junge Dame in ihn verliebt war, die Frau Baronin es zu wissen schien und er selbst fast betäubt war vor Glückseligkeit. Denn das vornehme Mädel war ihm schon lange in den Kopf gestiegen, er wollte es sich nur nicht gestehen; jetzt durfte er das;

aber auch ihr es zu gestehen, das wagte er noch nicht. Der Baron selbst blieb im Hintergrunde, doch schien es gerade nicht, als ob die Einkehr des jungen Mannes ihm mißfalle.

Wenige Tage nach dem letzten Besuche überbrachte ein livrirter Diener dem jungen Stegwirthe folgendes Briefchen:

„Lieber Freund!

Ihre Neigung zu meiner Tochter Ida konnte mir nicht fremd bleiben, ebensowenig auch der Umstand, daß diese Neigung, von der ich annehme, daß sie eine aufrichtige ist, erwidert wird. Ich wie mein Mann sind vorurtheilslos genug, um dem Glücke unseres Kindes nicht im Wege zu stehen, und laden Sie ein, wenn es Ihnen möglich ist, heute Nachmittags sich in der Villa Marienburg zu einer intimen Besprechung einzufinden. Sie können auch einen guten Freund mitbringen, wenn Sie wollen. Wir pflegen aus Dingen, die der Himmel fügt, kein Geheimniß zu machen. Ihre wohlgeneigte

Freifrau Schrambach."

Die Folge dieses Briefes war nun also unser Gang in die Nadau, nach der Villa Marienburg.

„Medard," sagte ich, als er mir Alles mitgetheilt hatte, „bist Du sicher, daß die Familie nicht verrückt geworden ist?"

Er starrte mich an und murmelte: „Na, erlaube mir!"

„Mir kommt die Sache noch unwahrscheinlicher vor, als Deine Geschichte mit dem Haupttreffer, die Du vor einiger Zeit durchzumachen hattest."

„Gott, was ist ein Haupttreffer!" rief Medard.

„Ein Haupttreffer ist freilich nichts, aber eine schöne Baronesse ist etwas!"

Sie mag meinetwegen eine Zigeunerin ſein!" rief er, „ich liebe ſie. Wenn Du ſie nur erſt kennſt, ein wunderbares Weſen! — So wie ich, erkennt ſie Keiner, liebt ſie Keiner auf der Welt, das kann ich wohl ſicher behaupten, und wenn ſie das fühlt, ſo ſehe ich nichts Verrücktes daran, ſich über Standesvorurtheile hinauszuſetzen, um den Mann des Herzens zu finden."

Wir wollen ja ſehen, dachte ich bei mir ſelbſt, die Liebe hat ſchon manches Wunder gewirkt.

Alſo kamen wir nach Radau. Auf einer Anhöhe des grünen Alpenthales ſtand ſtattlich und maleriſch die Villa und wir ſchritten Beide hinan. Unter unſeren Füßen kniſterte der weiße Sand, und Jeder trug in ſeinem Buſen ein heftig pochendes Herz.

Empfangen wurden wir ſehr freundlich. Zuerſt war die Baronin da, die meinen Freund traulich, mich höflich behandelte; dann kam der Baron, der mit meinem Freunde höflich, mit mir herablaſſend verfuhr. Viel ſpäter erſchien die Baroneſſe, die gegen meinen Freund befangen, gegen mich zurückhaltend war. Wir gingen in ein Gartenhaus und wurden mit Wein und Kaffee bewirthet. Gegen Abend, als es kühl wurde, ſetzten wir uns in die Veranda und tranken wieder Wein. Alles war ſehr gut, prächtig und vornehm. In dem Luxus glaubte ich den Reichthum, in dem feinen Geſchmack die Bildung der Familie zu ſehen. Als es zu dunkeln begann, wurden wir in das bereits hell erleuchtete Speiſezimmer gebracht, wo neuerdings große Flaſchen mit Wein und Körbe mit Backwerk und Aufgeſchnittenem waren. Doch reichlicher Erſatz für die feurige Ungarin, die ich auf meinem Gartentiſch daheim ſchnöde verlaſſen mußte.

Der Verkehr Medard's mit der unterdeſſen munter gewordenen Baroneſſe war in eine anmuthige und heitere

Vertraulichkeit übergegangen. Die Baroneſſe verſicherte, wie ſie nur für das Landleben ſchwärme und von Kindheit an ſchon ihr Ideal geweſen wäre, eine ſtattliche und umſichtige Wirthin zu ſein. Die Baronin ſah und hörte den jungen Leuten lächelnd zu und miſchte ſich nur dann und wann, verfängliche Richtungen discret umlenkend, in das Geſpräch. Die Baroneſſe hatte ein einfaches weißes Kleid an und am jungen Buſen ein Sträußchen rother und blauer Feldblumen ſtecken. Sie war etwa zwanzig Jahre alt, blond, mit rundem, roſigem Geſichte, Stumpfnäschen, vollen friſchen Lippen — eine überaus geſchmackige Erſcheinung. Dabei natürlich, heiter und in ihren Bewegungen und Bemerkungen herzig. In einem unbewachten Augenblicke konnte ich meinem Freunde zuflüſtern: „Ich gratulire Dir!"

Während die jungen Leute miteinander tändelten, waren am Nebentiſche der Baron und ich in ein merkwürdiges Geſpräch gekommen, das mir nicht ſehr ſchicklich ſchien, vom Baron aber mit Conſequenz weitergeführt wurde. Ich weiß nicht mehr, wie wir daraufkamen, vielleicht hatte der Baron den Gegenſtand künſtlich herbeigezogen, wir ſprachen vom Adel und dem Plebejerthum. Nachdem er ein paar ziemlich rückſichtsloſe Bemerkungen gegen letzteres gemacht, fragte ich mehr einfältig als dreiſt, was doch eigentlich für ein Unterſchied wäre zwiſchen einem Adeligen und einem Plebejer?

„Die Geburt," antwortete der Baron, „der gemeine Menſch hat keine Geburt."

„Möchte doch wiſſen, auf welche Weiſe er hernach in die Welt gekommen iſt?"

„Das Blut unſerer Ahnen, das in uns kreiſt!" ſprach er würdevoll.

„Iſt es nicht roth und von derſelben chemiſchen Zuſammenſetzung als das unſere?“ So ich.

Hierauf er: „Es macht uns weiſe, tugendhaft, während das Eure Euch ſtumpfſinnig, pöbelhaft und laſterhaft macht.“ So der Baron.

„Alſo müßten die Adeligen ſehr weiſe und tugendhaft ſein?“ ſagte ich.

„O gewiß!“

„Ich kenne deren ſehr Viele, die dumm und ſchlecht ſind.“

„Davor ſoll uns die Ehrfurcht vor unſerem Stammbaum bewahren.“

„Wann hat denn Euer Stammbaum angefangen?

„Jedenfalls iſt meine Familie älter als die Ihre,“ ſagte der Baron.

„Ich bezweifle es,“ verſetzte ich, „mein Stammbaum beginnt bei Adam.“

„Poſſen,“ pfauchte er. „Ich habe dreizehn wirkliche Ahnen, Adelige.“

„Alſo hat Euer Stammbaum doch wirklich auch einmal angefangen?“

„Natürlich!“

„Und wer war der Erſte Eurer Ahnen, den Ihr ſo hoch verehrt! Hat er vielleicht die Kunſt erfunden, wie man das Feld bebaut? Oder wie man Eiſen ſchmiedet?“

„Bauer? Schmied? Ihr thut mir leid. Mein Ahne hat Schlachten gewonnen, Länder erobert, Städte beſiegt.“

„Alſo Gewaltthätigkeiten, die, wenn einzeln verübt, heute mit Kerker und Galgen beſtraft würden. Wieſo kam aber in die Adern dieſes Mannes, Eures erſten Ahns, das Blut, welches ſo Heldenhaftes geleiſtet und welches ſo edel und tugendhaft machen ſoll?“

„Es konnte doch in seiner Natur liegen. Von seinen Vorfahren überkommen!“

„Aber wenn er erst in den Adelsstand erhoben wurde, so mußte er ja doch einen Vater gehabt haben, der noch nicht von Adel war, sondern ein Plebejer!“

Der Baron wendete sich unwillig ab und brummte: „Mit Euch ist's ungemüthlich zu plaudern.“

Ich schwieg augenblicklich, denn jetzt fiel es mir ein, daß ich mit meinem Freimuth dem Freunde leicht Alles verderben konnte.

Es war ein Glück, daß wir zum Soupé gerufen wurden. Das war sehr glänzend und heiter, aber mir fiel es auf, daß von dem eigentlichen Zweck unseres Hierseins noch mit keinem Worte die Rede gewesen war. Der Baron besiegte seinen Adelsstolz tapfer, aß und trank mit uns und es war ganz gemüthlich.

Endlich aber, es war schon spät geworden und bereits die Champagnerflasche entkorkt, erhob die Frau Baronin plötzlich ihr Glas, stieß mit Medard an und sagte feierlich: „Also, Kinder, Ihr wisset, auf was wir trinken!“

Wir standen auf, stießen Alle an, und das junge Paar küßte sich vor unseren Augen. Diesen Kuß hat man nur sehen müssen, es war kein gewöhnlicher verwaschener Verlobungskuß, es war ein heftiges, feuriges Ding, als ob sich zwei, bis aufs äußerste gespannte Seelen ineinander entladen hätten. — Als die erste feierliche Ruhe vorüber war, küßte ich der reizenden Braut huldigend die Hand, so auch der Frau Baronin, und der Herr Baron wechselte mit mir einen warmen Händedruck, der mich doch zur Genüge darüber aufklärte, daß das vorhin von ihm Gesprochene und Behauptete eitel Scherz gewesen.

Hierauf begannen wir — ich fühlte mich als Freund des Bräutigams wie zur Familie gehörig — über die Zukunft des jungen Paares zu plaudern.

„Dorfwirth wird unſer Schwiegerſohn natürlich nicht bleiben," ſagte die Frau Baronin zu mir. „Er wird in der Stadt ſich eine ſeiner geſellſchaftlichen Stellung entſprechende Bildung aneignen, beſonders auf Leibesübungen, als Reiten, Fechten und ſo weiter Gewicht legen. Das iſt beim jungen Manne unumgänglich nöthig."

Medard ſchaute bei dieſen Worten etwas einfältig drein. Er hatte auf den Feldern, Wieſen und Bäumen ſeines Vaters Leibesübungen genug getrieben.

„Ferner iſt meine Meinung," fuhr die Baronin fort, „daß nach der Hochzeit, und nachdem die materiellen Angelegenheiten geordnet ſein werden, das junge Paar auf ein Weilchen reiſen ſoll, ſich in Paris aufhalten und die große Welt ſehen."

Medard's Geſicht verklärte ſich. „Das Reiſen wäre von jeher meine Paſſion geweſen," ſagte er.

„Auf Reiſen und Rangirung der Familie," ſprach die Frau Baronin ſchon gerötheten Geſichts. „Beſſer können Sie Ihr Geld nicht verwenden."

„Ja, wenn ich eins hätte," ſagte Medard.

Die Dame ſtutzte. Nach einer etwas wortkargen Weile fragte ſie den jungen Eidam: „Sie haben es doch ſicher angelegt?"

Medard ſchaute drein und antwortete nicht.

„Ich meine," fuhr ſie fort, „in guten Papieren!"

„Wer? — Ich? — Angelegt? Was?" ſo fragte Medard.

„Sollten Sie es noch gar nicht behoben haben? Das Geld vom Haupttreffer!"

„Ah, den Haupttreffer!“ rief Medard luſtig aus. „Den habe ich ja gar nicht gemacht.“

„Jeſus Maria!“ ſchrie die Baronin und wurde ganz blaß. „Es hieß doch? — Es hieß doch allgemein —?“ Sie blieb ſtecken.

„Ja, ja,“ ſagte Medard. „Das ging damals wie ein Lauffeuer um. Ich ſelbſt glaubte es faſt und hielt mich zwei Tage lang für einen reichen Mann, obwohl ich gar kein Los gehabt hatte. Ja gewiß. Ein Irrthum war's, eine Verwechslung mit meinem Namensvetter, es hat mir viel Spaß gemacht.“

Der Baron und die Baronin ſtarrten ſich ſprachlos an, mit fahlen, verzerrten Geſichtern. Baroneſſe Ida aber war anſtatt blaß ſehr roth geworden.

„Was iſt Dir doch, Du liebes Kind!“ rief die Frau Baronin und ſtreichelte das Mädchen am Haupte, „Du haſt heftigen Kopfſchmerz. Es iſt auch ſchon zu ſpät geworden, gehe zu Bette!“

Ohne daß ein Abſchied war, ſo plötzlich wurde die Baroneſſe fortgebracht und die Stimmung war eine unbeſchreiblich froſtige geworden.

Nach einer Weile ſagte die Baronin, mit Befremdung im Kreiſe umherblickend, leiſe: „Das überraſcht mich! Was ſoll das bedeuten? Sie haben geſehen, wie meine Tochter auf einmal abbrach. Wenn es ſo ſteht mit ihrer Liebe, da könnten wir die Angelegenheit nicht unterſtützen.“

„Der Standesunterſchied!“ verſetzte der Baron. „Was nicht zuſammengehört, das gehört nicht zuſammen.“

„Es thut uns ſehr leid,“ ſprach die Baronin, „es iſt nur noch ein Glück, daß in dem Kinde die Natur zu rechter Zeit geſprochen. Es iſt für Beide ſo am beſten.“

Mein Freund Medard ſchaute ſo einfältig drein, daß es mir faſt zum Lachen war trotz des Ernſtes der Situation.

„Die Herren haben noch einen weiten Weg nach Hauſe!“ ſagte die Baronin mit theilnehmender Miene. Da erhoben wir uns raſch.

Wenige Minuten ſpäter ſtanden wir draußen in der kühlen Nacht. Medard machte einen leiſen Pfiff und ſagte: „Das iſt jetzt ſchnell gegangen.“

„Komm!“ drängte ich, ihn am Arme packend, „es wird mir übel in dieſer Gegend.“

„Was willſt Du denn?“ fragte er. „Fortgehen? Das könnte mir nicht einfallen. Zur Thür ſind wir hinausgeworfen und zum Fenſter ſteige ich hinein. — Dahier!“ er zerrte mich um die Ecke des Landhauſes, „dahier iſt das Fenſter zum Gemach meiner Braut. Sie hat noch Licht.“

In demſelben Augenblicke ging vorſichtig ein Fenſterflügel auf und ſie liſpelte den Namen: „Medard.“

Der Genannte hatte ſchon eine Leiter zur Hand und lehnte ſie an das Fenſter.

„Nein, Liebſter,“ flüſterte ſie, „hereinſteigen wirſt Du nicht. Es erſcheint Mama. Ich will in den Garten.“

„Ich werde Dir die Hand reichen, daß Du nicht ſtürzen kannſt. Biſt Du angekleidet?“

„Vollkommen!“

„Gut. Schwinge Dich vorſichtig heraus. Ich halte Dich!“

Wenige Minuten ſpäter eilten wir durch den Wald dahin, zwiſchen uns die Baroneſſe. Es war mir etwas fieberig zumuthe und ich war ſehr überraſcht, daß eine Entführung, zu welcher ſonſt in den Romanen die umſtändlichſten Vorbereitungen gemacht werden, ſo leicht und friſch zu vollziehen iſt. Baroneſſe Ida ſelbſt ſchien erſt jetzt zum Bewußtſein

deſſen gekommen zu ſein, was geſchehen, doch ſchien ihr dieſer Wechſel nicht unangenehm zu ſein. Sie wollte nur zu ihm in den Garten kommen. Jetzt war ſie ritterlich entführt. Auch gut.

Wir eilten eine Stunde lang hin durch dunklen Wald, über mondhelle Wieſen, und geſprochen wurde unterwegs faſt gar nicht. An einem einzelſtehenden Gebäude kamen wir vorüber, eine Heuſcheuer konnte es ſein; da geſtand Ida, daß ſie erſchöpft ſei und nicht mehr weiter könne.

„Wir werden Dich tragen!“ verſetzte Medard kurz, hierauf kam ſie doch wieder zu Kraft, daß ſie, an beiden Armen von uns geführt, weiter konnte.

Lange nach Mitternacht war es, als wir nach Holzhauſen kamen. Vor dem Hauſe des Stegwirth ward ich verabſchiedet, indem Medard ſagte:

„Ich bringe ſie ſofort zur Ruhe. Du ſei ſo gut, morgen zeitlich zum Herrn Pfarrer zu gehen und ihn zu erſuchen, daß er uns traue. Einſtweilen ſchön Dank für die Kameradſchaft!“

Am nächſten Morgen ſprach ich freilich beim Pfarrer vor, aber da bekam ich's. Er war nichts weniger als der Oheim und luſtige Freund, mit dem man feurige Ungarinnen ausſticht, er war der ernſthafte, unnahbare Pfarrer. Der Trauung wegen machte er allerhand Geſchichten; drei Aufgebote, Nachweis der nicht beſtehenden Blutsverwandtſchaft zwiſchen Beiden, Einwilligung der Eltern, Nachweis, daß ſonſtige Ehehinderniſſe nicht vorhanden u. ſ. w., eine ganze Reihe von Dingen, die der Pfarrer verlangte. Nur von dem Einen war nicht die Rede, ob ſie ſich lieb hätten. Zum Glück war ich davon überzeugt und der Pfarrer brauchte ſich darum nicht zu kümmern.

Zur selben Stunde begann in der Gegend auch schon der Aufruhr wegen der in Verstoß gerathenen jungen Baronesse Schrambach.

Der junge Stegwirth spielte mit ihr nicht lange Versteckens, er zeigte sie auf und sagte: „Da sind wir. Die Verlobung ist bereits geschehen, die Trauung ist in acht Tagen, bishin sind wir mit Allem in Ordnung. Handkuß an die Schwiegereltern!"

Die Baronin Schrambach war im Ganzen nur zweimal in Ohnmacht gefallen. Sie richtete damit aber nichts aus und gab es auf. Der Baron wollte klagbar werden, dagegen trat die Klugheit seiner Gemahlin auf. Auf die Rangirung ihrer Vermögensverhältnisse, für welche sie so gerne Plebejergeld gehabt hätten, mußte einstweilen verzichtet werden. Im Uebrigen kam es, wie es im Buche steht. Da sprach das blutig entscheidende Wort: „Ich nehme ihn. Er gefällt mir. Hat er den Treffer nicht gemacht, so kann er ihn ja noch machen. Er gefällt mir. Ich nehme ihn."

In acht Tagen, als die Hochzeit sein sollte, fiel die Baronin in die dritte Ohnmacht, diese war so stark, daß die Trauung verschoben wurde auf den nächsten Tag. Damit gab sich die Dame endlich zufrieden.

Und wie sich's heute, nach fünf Jahren, zeigt — das Stegwirthshaus ist ein großer Gasthof geworden, im großen Gasthof zwei kleine Buben und eine hübsche flinke, resche Wirthin — hat der Medard doch einen Treffer gemacht.

Die Lebensverächter,

oder wohin der Peſſimismus führen kann.

Ich bin keine Frau, ich bin ein Mann, und trotzdem habe ich mich über mein Stubenmädchen ſehr oft geärgert. Dieſes Stubenmädchen iſt ein friſches Ding, aber auf den Schopenhauer verſeſſen wie der Teufel. So jung und ſo hübſch und Schopenhauer! So weit iſt's gekommen.

Nanette iſt ſehr häuslich und eingezogen, hat nicht einmal einen Liebhaber; ſie lieſt gern und plündert mir den Bücherkaſten, wogegen ich nichts einwende. Ueber die Ritter- und Räubergeſchichten der alten Volksbücher und über die Ritter- und Räubergeſchichten der Zeitungsromane iſt ſie längſt hinaus, ſolche fände ſie auch nicht bei mir. Aber daß ſie die Claſſiker, daß ſie Boz Dickens und Guſtav Freytag und Auerbach und Heyſe und Scheffel und Hamerling und Reuter und Stifter und Keller im Staube liegen läßt und nur die Naturaliſten und Peſſimiſten herausgreift, das kränkt mich. Wenn hernach Nanette eines Tages etwas verloren und blaß iſt, ſo macht mir meine Frau ein ſtrenges Geſicht, weil ich daran die Schuld ſein ſoll mit meinen verdammten Büchern, in denen ſie halbe Nächte lang lieſt.

So geht's fort, faſt ein Jahr lang. Eines Morgens finde ich die Nanette im Vorzimmer an der Thürklinke hängen. In kniender Stellung, aber die Knie ſchweben noch in der Luft, Arme und Kopf baumeln ſchlaff und welk hinab. — Gut iſt's! denke ich mir, man ſagt, die Schriftſteller ſchrieben vergebens und hätten keinen Einfluß mehr auf die Menſchen. Hier ein ſchönes Beiſpiel vom Gegentheil. — Das gelbe Seidentuch, mittelſt welchem ſie an der Klinke hing, ſchnitt ich ab, da fiel ſie plumpig auf den Boden; wenn die Frauen und Fräulein wüßten, wie unſchön ſie fallen, ſobald man den Strick abſchneidet — keine würde ſich erhängen.

Ich rief um Hilfe, begann die vorgeſchriebenen Reibungen und Knetungen an ihrem Körper und erlebte die Ueberraſchung, daß ſie wieder lebendig wurde. Ganz allmählich kam ſie zu ſich, aber als ſie wieder vollſtändig bei ſich zu Hauſe war und ich ſie theilnehmend fragen wollte, was ſie denn um Gotteswillen zu ſolch unſeliger That veranlaßt habe, kam ſie mir zuvor und machte mir die heftigſten Vorwürfe darüber, daß ich ihren zweiten Tod verſchuldet hätte. Ich verſtand ſie anfangs nicht. Da rief ſie laut: Jetzt ſei es ſchon überſtanden geweſen, und jetzt ſei es noch einmal zu überſtehen, weil ich mich in Dinge gemiſcht, die mich nichts angingen. Sie allein ſei Herr ihres Lebens und ſonſt Niemand.

Das kam mir drollig vor und ich antwortete demnach: „Du allein Herr über Dich? Momentan nicht. Du haſt Deiner Herrſchaft vierzehntägige Kündigung zu machen, wenn Du fort willſt!"

Sie hub an zu weinen. Warum es gerade ihr verwehrt ſei, wenn es hundert Andere thäten? In gewählten Sätzen,

wenngleich noch ein wenig heiser, begann sie ein Leben zu verfluchen, das aus tiefstem Grunde voller Niederträchtigkeiten sei, voller Schmerzen und armseliger Menschen, die ihre Vernunft anwenden, um thierischer als jedes Thier zu sein. — Woher sie solcherlei Phrasen habe?" fragte ich das unerfahrene Ding. „So!" rief sie mit Entrüstung, „wozu liest denn der Mensch? Wozu ist er denn gebildet? Wozu, wenn man ihn hindert, mit der Erkenntniß fortzuschreiten?" Nirwana, fuhr sie fort, Nirwana sei das Himmelreich, in welches sie nun schon einen Schritt gethan und aus dem ich sie zurückgerissen hätte. Wenn sie jetzt zur Mörderin, Brandlegerin und zu weiß was sonst Allem würde — ich hätte es auf dem Gewissen. Uebrigens mache sie sofort ihre vierzehntägige Kündigung.

Und das war ein Stubenmädchen!

Bevor aber die vierzehn Tage um waren, ereignete sich etwas Unerwartetes. Nanette pflegte, wie alle ihre Berufsgenossinnen, das Morgenblatt zu lesen, bevor sie uns dasselbe zum Frühstücktisch brachte. Man ahnt nicht, was so ein Dienstbote schon für Neuigkeiten, Unglücksfälle, Reichsrathsreden und Gerichtssaalberichte weiß, wenn die Herrschaft im Bette ihre Augen aufschlägt. So las Nanette eines Morgens von dem Selbstmordversuche eines jungen Menschen, welcher sich aus Lebensüberdruß in die Donau gestürzt hatte, von einem Sicherheitsorgan aber gerettet worden war. Karl Tolstani, Wien, Landstraße 2c. Später hat sie es gestanden, wie sie sofort zu dem jungen Karl eine heftige Neigung gefaßt habe.

Noch an demselben Abende setzte sie sich in der Küche neben die Köchin hin und schrieb auf dem Nudelbrette folgenden Brief:

Geehrter Herr Karl Tolſtani!

Ich habe aus der Zeitung Ihr Unglück geleſen, daß Sie ſich in die Donau geſtürzt hätten und von einem Polizeimann wieder lebendig herausgezogen worden wären. Ich ſage Ihnen mein aufrichtiges Beileid und Sie können es nicht glauben, wie ſehr ich mit Ihnen fühle. Ich heiße Nanette Hildemeier, bin gegenwärtig Dienſtmädchen bei Herrn Dr. Johann Malſer ꝛc., in welcher Stelle ich ähnlich wie Sie um mein Glück, das im Nichtſein liegt, betrogen worden bin. Erſt vor wenigen Tagen wollte ich ein Ende machen, mein Dienſtgeber hat mir alles vereitelt. Ich weiß, daß das Leben nichts werth iſt, nicht eine Stecknadel, daß es ein Unglück iſt. Es iſt empörend, da wird man unbefragt, ob man wolle oder nicht, ins Leben hereinexpedirt, und wenn man fort will, gewaltſam zurückgehalten. Verneinung des Willens zum Leben, das iſt mein Ziel. Ich bin neunzehn Jahre alt und mich ekelt vor dieſer Welt. Und dieſer Ekel iſt um ſo größer, je weniger Leute man findet, die ihn theilen. Schopenhauer iſt der größte Menſch, der je gelebt hat; Andere ſind ſeine Jünger, aber ſie werden verhöhnt von der Welt und das ſteigert meine Verachtung bis zum höchſten Grade. In ſolchem Zuſtande habe ich von Ihnen geleſen, mein Herr. Sie empfinden wie ich, und Sie denken wie ich und Sie ſind muthig wie ich. Wenn etwas iſt, was das Leben noch halbwegs erträglich machen kann, ſo iſt es ein ſolches Zuſammenſtimmen. Daher iſt mir der Gedanke gekommen, daß wir Zwei zuſammenheiraten ſollen. Dann können wir dem Daſein entgegnen nach Gebühr, ſind Herren unſeres Lebens und unſeres Todes. Ganz häßlich bin ich nicht, wie Ihnen beiliegende Photographie zeigen ſoll, und was Schopenhauer über die Frauen ſagt, das iſt wohl im Allgemeinen ſehr wahr, in jedem Falle nicht.

Gesund bin ich auch und daß Sie es ebenfalls sind, das bestätigt mir Ihre Willenskraft. Versuchen wir es miteinander. Sie sollen Ihre Freude haben an der unverfälschten Welt- und Lebensverachtung Ihrer

Nanette."

Es vergingen nach Absendung dieses für ein Stubenmädchen nachgerade glänzenden Schriftstückes nicht drei Tage, so war das Antwortschreiben da. Aus demselben fiel die Photographie eines jungen Mannes dem Mädchen in den Schoß. Ein längliches Gesicht mit großen schwärmerischen Augen und schlicht gekämmtem Haar. Ein höchst interessantes Gesicht, wie Nanette sofort ausrief, nur schade, daß es die Photographie nicht errathen läßt, ob er schwarz ist oder blond. Nun, vielleicht schreibt er's selbst. Der Brief lautete:

„Mein Fräulein!

Ihren Brief habe ich schon unzähligemale gelesen und ich weiß nicht, wie mir geschieht. Das Nächstliegende ist wohl, daß sich Jemand einen Spaß mit mir erlaubt, denn Mädchen, die sich selbst ausbieten, giebt es ja nicht und darf es auch nicht geben. Weil in meinem Leben oft das Unwahrscheinlichste eingetreten ist, so bin ich gewohnt worden, das Unwahrscheinlichste zu glauben. Oder wie könnte es sein, daß mich — der von allen Mädchen immer nur Gehänselte — selbst ein Mädchen suchen und erwählen sollte! Ich bin eigentlich kein Pessimist, ich bin ein Lehramtscandidat, mache viele Gedichte und bin schon in meinem siebzehnten Jahre von einem Weibe betrogen worden, noch bevor ich ihr meine Liebe erklärte. Ich bin etwas schüchterner Natur, aber zu schreiben getraue ich mir Alles, ja wenn es dunkel genug wäre, auch Alles zu sagen. Ich bin jetzt fast dreiundzwanzig Jahre alt, ich habe

ein sehr liebendes und sehr liebebedürftiges Herz, aber bisher nicht den Muth gefunden, mich anders als in glühenden Versen einem Weibe zu nähern. Ich bin sonst ganz gesund, aber nicht so witzig wie Andere, und wohin ich komme, machen sie sich heimlich — aber ich merke es doch — über mich lustig. Ich habe nämlich einen kleinen Sprachfehler und das hindert mich auch bei den Prüfungen. Ich mag denn nicht mehr unter die Leute und in Gesellschaften gehen, lieber allein herum. Sonst geht's mir auch nicht immer gut, meine Eltern sind frühzeitig gestorben und manchmal schicken mir die Redactionen meine Gedichte zurück, was schmerzlich ist. So habe ich die schwache Stunde gehabt und bin von der Ferdinandsbrücke hinabgesprungen. Während des Sprunges hatte es mich schon gereut und ich war sehr froh, als mich der Sicherheitsmann wieder glücklich herausbekommen hatte.

Und nun, mein Fräulein, beantworte ich Ihren Brief, für den Fall derselbe ernst gemeint ist. Nach Ihrer Photographie gefallen Sie mir sehr gut. Aber wenn Sie wirklich so lebensüberdrüssig sind, wie Sie schreiben, dann möchte ich Sie nicht heiraten. Bedenken Sie doch, Sie würden in sehr kurzer Zeit Kinder haben und also Ihr Leben auf dieser Welt vermehren, anstatt zu vermindern. Uebrigens sehe ich es Ihrem Bilde, und wie munter die Augen dreinschauen, an, daß es Ihnen mit dem Pessimismus nicht Ernst ist, daß Sie denselben sich nur aus den Büchern zusammengelesen haben und ich vermuthe, daß Ihr Selbstmordversuch einen anderen Grund hat, den Sie selbst nicht wissen. Wenn Ihnen der Mann fehlen sollte und wenn Sie mit mir leben wollten, anstatt mit mir sterben, so möchte ich es in Gottesnamen wagen. Ein Glücksspiel ist das Heiraten immer, bei dem man wagen muß, auch unter Bekannten. Geld habe

ich gar keins, Sie wahrscheinlich auch nicht, aber eine Anstellung habe ich übers Jahr. Ich bin schon stark in Sie verliebt. Schreiben Sie mir nur bald, ob ich Ihnen so gefalle wie ich bin, dann komme ich zu Ihnen und wir schauen uns persönlich an. Das wäre doch ein großer Spaß, wenn wir auf solche Art zusammenkämen, da ich mir meiner Tage keine Frau zu suchen getraut hätte. Leben Sie wohl und schreiben Sie bald Günstiges an

Karl."

Was that nun mein Stubenmädchen? Es küßte die Photographie und jubelte in sich hinein: „Das wird mein Mann, das wird mein lieber Mann."

Schon am nächsten Tage hat sie alles meiner Frau mitgetheilt, am übernächsten wußte auch ich es. Nach dem Briefe mißfiel mir der einfältige und doch recht kluge Junge nicht. Und so war mein Rath, es sei gescheiter, Nanette hänge sich an einen jungen Lehrer, als an die Thürklinke.

Bei der ersten Begegnung der zwei jungen Leute soll Karl sehr verschämt und zurückhaltend gewesen sein, um so glühender war das Liebesgedicht, das er ihr tags darauf schickte. Sie jubelte darüber wie eine Lerche auf blühender Au und sie versicherte, ich hätte in meinem Bücherkasten kein Buch, in welchem so wundervoll schöne Gedichte stünden, als Karl machen könne. Jetzt las sie den Schiller und den Chamisso und den Geibel, und die pessimistischen Schriften ließ sie schmählich verstauben.

Karl war fleißig und hat nun die Anstellung. Morgen wird die Hochzeit sein. Daß er ein bißchen stottere, meint Nanette, das mache ihr nichts. Sie wird's, denk ich, mit ihrer eigenen Zungengeläufigkeit schon ausgleichen. Aller Anzeichen nach vermuthe ich, daß das Paar sehr glücklich werden

wird; wenn ſich dieſe „Peſſimiſtin“ und dieſer „Traumichnit“ gegenſeitig in die Augen gucken, ſo wird Einem ſchier unheimlich. Es iſt ein verzehrendes Feuer, es iſt ein Feuer, an dem ſich manches Liebespaar ſeine verglosende Fackel anzünden könnte.

Ich wünſche der Nanette alles Beſte und hoffe, es wird ihr niemals ſo gut ergehen, daß ſie wieder in den thörichten Modewahn fällt, der überſpannte Seelen bis an den Strick hetzen kann. Ich hoffe, daß die Arbeit und Sorge für Haus und Familie, die Liebe und das Leid ihr nicht Zeit laſſen werden zum Unglücklichſein.

Herrnrecht.

Aus dem Erlebniß eines Bauers, der nicht in die Schule gegangen ist.

„Reich, aber . . . . " damit charakterisirte ein boshafter Dorfinsasse den jungen Schlagel-Schautz, welcher als Bräutigam der Kathinka Reckel von der Kanzel verkündet worden war.

„Reich, aber . . .?" fragte Schlagel-Schautz's Vetter, der Blasius, entgegen, „wie ist das gemeint?"

„Mein Gott," antwortete der boshafte Dorfinsasse, „wie wird das gemeint sein! Jeder kann nicht gescheit sein; es muß auch einfache Leute geben. Arm, aber gescheit, was hat der Mensch davon? Dumm, aber reich — ist gescheiter."

Schlagel-Schautz's Vetter war beruhigt.

Uebrigens war der Schlagel-Schautz nicht so — „einfach", wie der boshafte Dorfinsasse glauben machen wollte, sonst hätte er sich nicht die Schönste als Braut ausgesucht.

„Bei dieser Hochzeit möchte ich der Schloßherr sein," bemerkte der Gemeindeschreiber im Wirthshaus.

„Warum der Schloßherr?" fragte der Bräutigam, „den geht ja meine Hochzeit nichts an."

„Oho!“ rief der Schreiber und blinzelte den anderen Gästen zu, „den Schloßherrn geht Deine Hochzeit ganz curios an! Du wirst doch vom Herrnrecht was wissen, Schlagel? Du wirst doch vom Erstlingsrecht was gehört haben, Schlagel? Mußt es ja schon in der Schule gelernt haben: Alle Erstlingsfrucht soll dem Herrn geweiht werden!“

„In die Schul bin ich zwar mein Lebtag nicht gegangen, aber das von der Erstlingsfrucht, das weiß ich,“ sagte der Schlagel. „Ist nachher der Zehent daraus worden.“

„Meinst!“ versetzte der Schreiber und stützte seine Ellbogen auf den Tisch. „Wenn's der Herr verlangt, muß es ein Erstling sein. Und unser Schloßherr verlangt's, darauf kannst Du Dich verlassen.“

„Ich weiß nicht, was der Herr Gemeindeschreiber will,“ sagte der Bräutigam.

Da nahm der Schneidermeister den Schlagel am Arm und zerrte ihn mit sich in die Stubenecke, dort deutete er ihm flüsternd etwas aus. Der Schlagel-Schautz wurde blaß wie die neugetünchte Mauer. Das Haupt schüttelte er, die Hände schlug er zusammen und fragte endlich: „Was ist da zu machen?“

„Da kann Keiner was machen,“ beschied der Tischlermeister, denn Alle wußten nun, wovon die Rede war. „Das muß sich Jeder gefallen lassen, der ein Weib heimführt. Leider! Ist noch ein altes Recht. Sollte längst abgekommen sein; ist aber nicht abgekommen, weil es den hohen Herren gar so gut gefällt.“

„Daß ich bisher nichts davon gehört habe!“ sagte der Schlagel kopfschüttelnd.

„Solche Sachen erzählt man nicht, mußt Du wissen,“ belehrte der Schreiber, „und die es angeht, sind erst recht still. Das kannst Dir denken.“

„Es ist wahr," meinte der Schlagel und setzte sich wieder an seinen Platz, „es laßt sich denken, daß sie still sind, die es angeht, es laßt sich denken. — Aber wie geht's denn zu? möcht ich wissen."

„Wie geht's zu?" sagte der Schreiber. „Musik gemacht wird, getrunken wird, getanzt wird, lustig ist's. Vielleicht ist der Schloßherr selber da und fliegt beim Kranzelabtanzen etlichemal mit der Braut ringsum. Ist eine Ehr! Ich wollt, er thät's mit der Meinigen. Nun, daß ich's sage. Finster wird's, toll geht's her im Hochzeitshaus. Da ist Dir auf einmal die Braut weg. Weiß er nichts, der Bräutigam, so sucht er sie und macht Lärm und wird ausgelacht. Weiß er's, so ist er still und wartet geduldig, bis sie wieder kommt. Bringt ja wolter ein sauberes Präsent mit vom Schloßherrn, ein seidenes Halstuch, ein Ringel, ein güldenes Kreuzel, weil er ein frommer Mann ist, der Schloßherr. Oder was weiß ich! mit leeren Händen kommt sie nicht zurück. Jetzt aber gehört sie sein."

„Wem!"

„Dem Ehemann."

„Na siehst es!" trösteten die Anderen, „nachher ist ja alles recht."

Der Bräutigam aber schüttelte immer den Kopf. „Mag Euch recht sein," murmelte er, „mir nicht. Wenn ich das früher gewußt, hätt ich alles stehen lassen. Ein *solches* Heiraten! für einen Anderen! Du verflucht!"

„Und ist das allemal?" fragte der Tischler überlaut den Schreiber.

„Es giebt Ausnahmen," berichtete der Schreiber.

„Wie fert (im vorigen Jahre) der Gugelfranz die Bäcker-Witib hat geheiratet, da hat der Herr auf sein Vor-

recht verzichtet. Geschieht selten, wunderselten! Die Kathinka. Müßt nicht gescheit sein, der Schloßherr."

„Wenn ich aber hinginge," meinte der Schlagel-Schautz „und meine Aufwartung thät machen!"

„Nach Dir geht's ihm nicht."

„— Aufwartung machen und ihn rechtschaffen bitten, er möcht diesmal Gnade für Recht geben."

„Probiren kannst es," sagte der Schreiber, „glaube aber nicht, daß es was nützt."

„Lieber fang ich noch einmal an zum Roboten und zum Zehentgeben, wie es mein Vater hat gemacht, als daß ich so was wollt leiden. Ich nicht, ich! Da bin ich heikel! Ich gehe zum Schloßherrn."

Den Spaß, den die Tischgesellschaft unter sich hatte, als der Bräutigam fortgegangen war, kann man sich denken.

Was nun den Schloßherrn anbelangt, von dem die Dorfleute gesprochen, so hatten sie einen solchen gar nicht. Das Schloß stand wohl noch da, in welchem vor Zeiten die Herren gehaust und von welchem aus sie die Bevölkerung vergewaltigt hatten; aber dieses Schloß war von einem Bankdirector angekauft worden, der nun darin wohnte, sich auf den hohen Herrn hinausspielte, doch weiter nicht viel Beachtung fand. Dieser Schloßherr war schon nahe den Sechzigern, hatte aber noch pechschwarzes, stets fein gekräuseltes Haar und einen ebenso schwarzen aufgespitzten Schnurrbart. Eine hellrothe Halsbinde trug er und lauter lichtfarbige Beinkleider, unter welchen jedoch die Beine manchmal ein wenig schlotterten, was er durch einen tänzelnden Gang recht geschickt zu verbergen wußte.

Weil sich der Bauer Schlagel nicht anmelden ließ, sondern geradeswegs in seine Gemächer trat, so wäre der

Schloßherr ſchier beim Malen überraſcht worden. Er war ein Meiſter in der Kunſt, Haar und Bart zu färben. Raſch ſteckte er ſeine Lorgnette auf die ſcharfe Naſe und näſelte in jenem lallenden Tone, der ſo vornehm laſſen ſoll: „Wer iſt's? Was ſucht man?"

„Herr!" ſtotterte der Schlagel und zerknitterte den Hut zwiſchen ſeinen zum Bitten aneinandergelegten Fäuſten, „Herr, ich bin der Bauer Schlagel-Schautz, der jetzt heiratet, der gnädige Herr kann ſich denken, warum ich da bin."

Nun hatte der „gnädige Herr" von der Geſchichte ſchon gehört und war nicht gewillt, den Spaß zu verderben — im Gegentheil, er wollte ihn treiben, ſo weit er ging. Die Leute ſind dumm, vielleicht geht er weit.

„Sehr erfreut, Schlagel-Schautz," ſagte der Schloßherr, „ſehr erfreut über Ihre Aufmerkſamkeit. Wenn es mir irgend möglich iſt, ſo werde ich mich zu Ihrer Hochzeit einfinden."

„Einfinden?" entgegnete der Bauer und machte ein langes Geſicht. „Es iſt Niemand dabei, nur die nächſten Verwandten, ſonſt Niemand. Machen es ganz einfach. Führen keine Hochzeitsgebräuche auf, gar keine."

„Das iſt aber nicht ſchön von dem Schlagel-Schautz, he, he," entgegnete der Gutsherr und guckte ihn nickenden Kopfes immer durch die Lorgnette an, die er ſich mit der Hand an die Augen hielt.

„Ich hab's nicht gern," fuhr der Bauer etwas dreiſter werdend fort, „die Meinige mag's auch nicht. Wir möchten nach der Trauung gleich davonfahren, wenn ich bitten dürft."

„Das iſt aber nicht ſchön von Euch," wiederholte der Herr, „die alten ehrwürdigen Sitten ſoll man nicht abkommen laſſen. Iſt ein Gläschen Süßer gefällig?"

Liqueur wartete er ihm auf. Der Bauer that einen Schluck, wischte sich den Mund und sagte: „Der ist gut. Hab's ja alleweil gehört, daß mit dem gnädigen Herrn leicht umzugehen ist. Wir wollten uns schon verstehen allzwei. Aber an meiner Braut ist nichts dran. Einzig nichts. Einen guten Honig habe ich daheim, wenn ich ihn herschicken darf. Aber das mit der Braut, da thät ich wohl recht schön bitten. 's ist der Abreise wegen. Wollt tausendmal bitten, daß der gnädige Herr bei uns eine Ausnahme möcht machen. Wollt recht erkenntlich sein dafür."

Der Bauer mußte sich auf einen Divan setzen, der Schloßherr setzte sich neben ihn und streichelte seine Knie und kicherte.

„Mein Liebster," sagte er dann, „recht gern möchte ich Ihnen den Gefallen thun, recht gern, hi, hi, jedoch ich darf nicht, Geschätzter, ich darf nicht. Sie mögen die Gebräuche der werthen Voreltern abkommen lassen; ich will und kann es nicht, bin das meinen Ahnen und meinen Nachkommen schuldig. Sie werden das begreifen, mein Bester. Uebrigens, es ist ja nicht so schlimm, als Sie etwa annehmen mögen, hi, hi. Ein Kuß auf die Stirn, wie der Vater die Tochter küßt zum Segen. Ist das was Unrechtes? Sie werden doch Ihre Braut nicht um die Gratification bringen wollen, die damit verbunden ist. Eh nein, das müßt Ihr nicht so schlimm auffassen, hi, hi. Von einer Störung im Hochzeitsprogramm kann aber gar keine Rede sein. Sie können nach der Trauung sofort mit Ihrem Weibchen abreisen, wann's beliebt."

„Vergelt's Gott!" rief der Schlagel-Schautz und faßte die weiße kalte Hand des gnädigen Herrn, „Vergelt's Gott!"

„Ein paar Tage früher schicken Sie Ihre Braut her in das Schloß, weil sie sich in den Katalog schreiben muß."

„Einſchreiben?“ ſtöhnte der Bauer, „zum Einſchreiben iſt's? Sie kann nicht ſchreiben. Ich kann zwar auch nicht, aber das Kreuz mach ich. Kann's gleich thun, weil ich ſchon da bin. Auch für die Kathinka.“

Der Schloßherr läutete einem Diener und gab Befehl, die Arreſtanten auf eine halbe Stunde in den Hof zu führen, „damit ſie einmal ein bißchen Luft ſchnappen können, und dem armen Teufel von jungen Ehemann, der ſich in voriger Woche heimlich hat trauen laſſen, jeden Donnerstag aus der Einzelhaft. Man will auch menſchlich ſein.“

Der Diener nickte verſtändnißvoll. Der Schloßherr wendete ſich ruhig wieder dem Schlagel zu, klopfte ihm auf die Achſel und ſagte: „Ne, ne, mein Freund, ſie muß ihr Kreuz ſelber machen.“

„Wenn's ſein muß!“ murmelte der Bauer und ſtand ſchwerfällig auf, „im Gottesnamen.“ Dachte aber bei ſich: „Daß ich ſie allein hergehen laſſe, ſo dumm bin ich nicht.“

Und torkelt zur Thür hinaus.

Der Schloßherr rieb ſich die Hände, und als ſie warm waren, lachte er ſich ins Fäuſtchen.

Der Schlagel-Schautz ging ſchnurgerade zu ſeiner Braut und erzählte ihr alles. Sie ſtreichelte ſein Haupt, ſeine Stirne, ſchaute ihm ins Geſicht und ſagte mit zärtlicher Stimme: „Du lieber Kerl!“ Denn das ahnte ſie, je dummer der Mann, deſto beſſer iſt's für ein junges Weib. „Weil Du nur geſund biſt, Schatz,“ ſagte ſie und ſtreichelte ihn, „Geſundheit iſt das Beſte.“

„Aber, was ſagſt Du dazu?“ war ſeine Frage.

„Ich freue mich drauf — daß ich ins Schloß gehen kann,“ antwortete die Kathinka.

„Ich werde mit Dir gehen,“ ſagte er.

„Ich werde allein gehen," erklärte sie bestimmt, „ich werde ihm das Kreuz schon allein machen, wenn er eins haben will."

„Aber einen süßen Schnaps hat er," gab der Bräutigam zu bedenken.

„Das ist schon recht," versetzte sie schneidig, „süßen Schnaps trink ich gern."

Am nächsten Tage ging die Kathinka ins Schloß. Der Schlagel-Schautz schlich außen um das Gebäude und horchte an den Fenstern. Eines ist offen, und wenn's darauf ankommt, springt man durch dasselbe hinein. Es mag ja sein, ein Vaterskuß. Der Schloßherr ist ja immer als Vater seiner Unterthanen betrachtet worden. Es mag ja sein. Aber sobald er einen Hilferuf hört, der Schautz, will er ins Schloß und dreinschlagen, und wenn er ein Jahr lang eingesperrt wird, es ist ihm schon alles eins.

Zuerst hört er, wie sie eintritt, ihr „Küß die Hand" sagt und von dem gnädigen Herrn freundlich empfangen wird. Dann ist einige Zeit hinter den Mauern alles still. Natürlich, bis er den Katalog aus der Lade thut und aufschlägt und die Feder spitzt, so ein hoher Herr hat noch lauter Gänsefedern; und sie ist auch nicht die Geschickteste, ein Kreuzel aufs Papier, das braucht eine Viertelstunde Vorbereitung. Nachher erst kommt er mit dem süßen Schnaps. Sie soll nur trinken, wenn er ihr schmeckt. Das alles stellt sich der Bauer vor, da hört er drinnen plötzlich einen Schall und Wehschrei. Der Schlagel schwingt sich auf den Mauersockel, springt durchs Fenster und sieht, was vorgefallen ist. — Im Winkel kauert der gnädige Herr, preßt seine Hände an die Wange und starrt auf die zerschmetterte Lorgnette am Boden. An der anderen Ecke steht die Kathinka, ihren Arm hat sie noch

halb ausgeſtreckt. Dann tritt ſie aufrecht wie eine Königin gegen den noch immer wimmernden Schloßherrn und ſagt: „Ja, mein Gnädiger! Es giebt nicht allein ein Herrnrecht, es giebt auch ein Frauenrecht. Und das hab ich ausgeübt. Ich will Ihm zeigen, brave Leute zu foppen und nach Weibsbildern zu langen, die Ihn nichts angehen. Und jetzt laden wir den gnädigen Herrn höflich zu unſerer Hochzeit ein, wenn Er mag dabei ſein. — Komm, dummer Schlagel-Schautz, das Kreuz iſt gemacht."

Da gingen ſie hochgemuth davon, und den Schloßherrn ließen ſie zurück in ſeinem Jammer.

Der Frevel zu Rodelſchwang.

Ein ſchlimmes Bild aus dem Dorfleben.

Der Frevel war unerhört. Ganz Rodelſchwang ſprach davon, alle umliegenden Dörfer ſprachen davon. Fromme Seelen weinten, alte Frauen beteten, Kinder träumten davon. Der Frevel war unerhört.

Das Schlimmſte aber war: man wußte die Schuldigen nicht. Es war kein Blitz vom Himmel gefahren, um ſie zu erſchlagen, es war der Lucifer nicht gekommen, um ſie zu holen, denn Niemand fehlte in der Gegend weitum. Geſchehen war es in der Pfingſtmontagnacht. Und als am nächſten Morgen die Leute in die Capelle kamen, da — — ach, liebe Feder, ich glaube Dir, daß Du Dich weigerſt, es darzuthun, und ſo ſchwarz iſt keine Tinte, um dieſe ſchwarze That genugſam zeichnen zu können. Laſſen wir's gut ſein.

Dem Pfarrer von Rodelſchwang war die Begebenheit eine Mahnung: Herr, ſolchen Böſewichtern biſt Du nicht gewachſen, verſchreibe eilends drei oder vier Stück Miſſionäre, die ſchärfſten Exemplare, die zu haben ſind.

Am Tage Maria Heimſuchung waren ſie auch ſchon da, zwar nur ihrer drei, aber voll himmliſchen Feuers, mit

dem sie der Gemeinde Rodelschwang täglich zweimal das höllische anzündeten. Und die Gottlosen? Zuerst lachten sie über den schwarzen Rauch, dann ergötzten sie sich an dem lohen Schein — endlich krümmten sie sich wie Gewürme vor der grimmen Gluth, die ihnen das Haar versengte.

Zur selbigen Zeit saßen im Sommerstadl auf dem Breiteckberg drei Bauernburschen beisammen. Der Eine hatte kurzgeschnittenes, rothes Haar und einen struppigen, rothen Vollbart und eine halbrund gebogene Nase, bei der man an einen Geierschnabel denken mußte; das war der Jellersbacher Simon. Der Andere hatte ein großes, kugelrundes, bartloses, aber hochrothes Gesicht und ein sehr kleines, aufgestülptes Näslein drin; das war der Bäcken-Studel. Der Dritte war noch ein sehr junges Bürschchen, mager und blaß und ohne alle Spuren von Bart. Der hatte sein blondes Haar fein hinter die Ohren gestrichen, trug einen schneeweißen Hemdkragen und eine große kirschrothe Halsmasche unter dem spitzen Kinn. Das war der Meßnersohn, der Franzel.

Die zwei Anderen hatten ihre Pfeifen angezündet, der Franzel eine Cigarre. Aber die Zeugle gingen bald aus und der Franzel warf seinen Glimmstengel, dessen Aschenende sich in schwarzen Splittern aufsträubte, plötzlich an die Holzwand.

„Geh', daß der Stadl zu brennen anhebt!" verwies ihm der Studel.

„Meinetwegen!" knurrte der junge Bursch', „jetzt ist mir schon alles pritsch (einerlei)."

„Wirst noch Feuer genug haben," sagte der Simon, auf die Missionspredigten von den vier letzten Dingen anspielend.

„Deine arme Seel' wird auch nicht erfrieren," entgegnete der Franzel.

„Wenn das wahr ist, was die frommen Geistlichen sagen —" versetzte der Studel bedenklich.

„Ja, ja, zweifle nur! Wirst schon sehen, was Dir geschieht. Gestern erst bei der Predigt hat er's erzählt, wie den Steingart-Lenz, der mit Zweifel zur Communion ist gegangen, vor dem Altar der Schlag hat getroffen!"

„Und wie dem Gotteslästerer, dem Hollerwirth zu Marein, die Zungen ist verfault bei lebendigem Leib!"

„Und wie jenem Räuber Raub und Mordbrennerei verziehen ist worden; nur weil er den Opferstock am Altar hat geplündert, hat er in die Höll' müssen!"

„'s ist nur eine Dummheit gewest, eine große Dummheit," sagte der Studel, „im freien Wald kann's der Papst thun; wer so was in der Kirchen, in der Capellen thut, wer den Altar des Herrn entehrt, der soll des Todes sterben."

„Mir grauſt," sagte der Franzel.

„Was hilft die Rederei!" rief der Studel und sprang von der Bank auf, „Franzel, Du mußt es beichten."

„Ich? Und Ihr nicht?" begehrte dieser auf, „ich denke, Ihr seid auch dabei gewesen! Nicht?"

„Du hast uns angeeselt, Franz," sagte der Simon.

„Du hast es zuerst gethan, Franz!" sagte der Studel.

„Und Ihr habt es nachgemacht," rief der Franzel.

„Ich bin der Letzte gewesen," betheuerte der Studel.

„Schlecht genug," sagte der Franzel, „so hast Du's dreimal gethan. Hast zuerst mir zugeschaut — bist einverstanden gewest. Hast dem Jellersbacher Simon zugeschaut — bist einverstanden gewest. Hast es zuletzt selber gethan. Weißt, was der Priester gesagt hat? Der Willen fürs Werk! Ja, mein Lieber! Und ist's erst eine Frag', ob's mich — den Ersten — nicht gleich d'rauf hat gereut!"

„Kannſt ſagen, was Du willſt, Du biſt der Anſtifter,“ verſetzte der Studel kurz und wendete ſich ſeitab.

„Na, ſo bin ich's halt im Gottesnamen und werd's auch beichten,“ antwortete der Franzel mit Entſchiedenheit.

Der Simon ſchnitt mit ſeinem Taſchenfeitel kleine Späne von der Kante der Holzbank, und wie in dieſe Arbeit vertieft, ſagte er ſo nebenbei: „Meßner-Franzel! Dir iſt's ein Aufwaſchen. Wenn Du ſchon ſelber hinhockeſt: beichte mein Trumm auch mit.“

„Biſt mir ein lieber Narr!“ ſagte der Franzel.

„Eine Maß Bier zahl' ich!“ rief der Simon und klappte den Feitel zu.

„Und ich die zweite!“ rief der Studel d'rein. „Beicht' uns hinein alldrei!“

„Daß er mich gar nicht losbinden thät'!“ bemerkte der Blaſſe.

„Drei für Eins, das bleibt ſich gleich,“ meinte der Bäcken-Studel. „Ob Einer einmal flucht oder dreimal — er hat geflucht. Ob Einer einen Wecken ſtiehlt oder drei, er hat geſtohlen. Ob Einer einmal . . . Sag', Du haſt's gethan, und fragt er Dich, wie oft, ſo ſag': dreimal.“

„Bleibt uns die Scherererei erſpart und Dein Bier kriegſt,“ ſetzte der Simon bei.

Nach einigem Bedenken ſagte der Franzel: „Es gilt.“

Da waren ſie einig. —

Die heilige Zeit nahm ihren erfreulichen Fortgang. Mir obliegt es leider, die Niederträchtigkeit der drei Burſchen weiter zu verfolgen. Nicht die Schönheit iſt bei dieſer Erzählung Pathe geſtanden, wohl aber die Wahrheit, das muß ich ſehr bemerken.

Das Beiſpiel ſoll zeigen, was alles möglich iſt auf dieſer Welt.

Was der Jellersbacher Simon und der Bäcken-Studel für Schulzeugnisse aufweisen oder ob sie überhaupt auf der Schulbank ein Paar Hosen abgewetzt haben, das ist mir nicht bekannt; vom Meßner-Franzel weiß ich, daß er vom Katecheten manchen Fleißzettel bekommen hat. Er wird also ganz genau gewußt haben, wie man sich bei der heiligen Handlung beträgt. Der Form halber soll auch gar kein Anstand gewesen sein; übrigens aber verlief die Sache nicht ganz zur Zufriedenheit.

Am nächsten Sonntag kamen die drei Bauernburschen beim Gleger-Wirth zusammen, das Bier zu trinken.

„Eine Maß!" rief der Simon.

„Eine Maß!" schrie der Bäcken-Studel, „und ein Geselchtes dazu!"

„Ja, ja, schreit nur zu," sagte der Franzel, und seine Stimme klang so hohl, als hätte er auf der Kugelbahn seinen ganzen Jahrlohn verthan, „pflanzt nur auf! Ihr Batzenlippel! Wir haben noch zu reden miteinand, ehe wir das Bier trinken."

Wieso? Was es wäre?

„Der Teufel hol's!" polterte der Franzel, und die Hände in die Hosentaschen gebohrt, schritt er zur Thür hinaus.

Die beiden Anderen folgten ihm. Draußen in der Brennholzhütte standen sie zusammen.

„Just so!" sagte der Franzel und wendete sich ab, „just so!"

Ob's ihm zu wenig wäre? fragte der Studel.

Da stellte sich der blasse Bursche vor ihn hin und schrie ihm ins Gesicht: „Zu viel!"

„Auch gut," sagte der Bäckerische, „so machen wir eine halbe Maß."

„Dodl Du!“ pfauchte der Franzel und ſchnitt dem Studel ein Geſicht. „Das Bier iſt mir nicht zu viel, aber die Buß' iſt mir zu viel.“ Dann rannte er in der Hütte auf und ab, von einem Winkel zum anderen. Nach einer Weile blieb er ſtehen, die Hände im Sack ſpreitete er die Beine auseinander, ſenkte den Kopf nach vorwärts, wie ein grollender Stier und knurrte: „Täglich einen Pſalter — ein ganzes Jahr lang!“

Die beiden Anderen thaten je einen Pfiff. Dann ſtanden alle Drei zuſammen und ſtarrten ſich an.

„Nun?“ machte endlich der Franzel gedehnt. Sein Angeſicht war noch blaſſer wie ſonſt, „nun, meine Herren!“

„Mach' Dir nichts d'raus,“ tröſtete der Studel, „ein Jahr iſt bald vorbei.“

„Und beſſer ein Pſalter als deren zwei,“ fügte der Simon hinzu.

„So!“ ſagte der Franzel, und ſonſt ſagte er nichts; an ſeinen ſtrammen Stirnadern merkte man's, wie es in ihm tobte. „Ihr meint alſo,“ ſagte er endlich mit einer Stimme, die kaum durch die Gurgel herauswollte, „daß ich die Buße allein tragen ſoll?“

„Wird Dir nichts Anderes übrig bleiben,“ entgegnete der Studel, „Du haſt den Sündenkrempel einmal auf Dich genommen.“

„Und für einen Kernburſchen, wie Du biſt, wird ſo eine Buße doch nicht zu ſchwer ſein!“ ſetzte der Simon bei.

„Zu ſchwer — das nicht. Aber zu lang,“ ſagte der Franzel, „vorgeſtern am Abend hab' ich über eine Stunde damit zu thun gehabt; geſtern bin ich früher eingeſchlafen. In die Höll' kommen kann man noch.“ Er zerrte träge ſein rothes Sacktuch aus der Taſche und fuhr ſich damit über die Augen.

„Ja, jetzt, was iſt denn da zu machen?“ fragte der Studel; „den Pſalter zerreißen, daß Jeder von uns ſein Theil hätte, das geht nicht.“

„Das geht nicht,“ ſtimmte der Simon bei.

„Aber um Gotteswillen!“ rief der blaſſe Burſche mit gefalteten Händen, zwiſchen welchen der Knäuel des thränenfeuchten Sacktuches war, „ſo ſoll ich Pſalter beten alle Abend, dieweil Ihr umſtreift im Dorf bei den Weibsleuten ihren Fenſtern?“

„Kannſt ihn ja auch des Morgens beten,“ rieth der Simon.

„Du biſt ein Schand- und Spottkerl!“ ſchrie dieſem der Franzel ins Geſicht. „Bei den Spitzbubenſtückeln mitthun und die Straf' Andere tragen laſſen! Schäm' Dich!“

„Geh' her! Geh' her! wann Du Kuraſch' haſt!“ ſagte der Simon herausfordernd und ſtellte ſich mit geballten Fäuſten ſcharf vor den Franzel hin.

„Na freilich! Raufen auch noch,“ fuhr der Bäcken-Studel begütigend dazwiſchen. „Raufen! Jetzt bei der Miſſionszeit! Klaps habt Ihr den zweiten Pſalter auf dem Hals. Na na, Kameraden, das muß man geſcheidterweiſ' abmachen. Von rechtswegen ſind wir alldrei ſchuld. Und daß der Franzel allein den Sack ſchleppen ſollt auf ein ganzes Jahr, das iſt nicht in Ordnung.“

„Eſel, ſo ſchlepp' ihn Du!“ rief der Simon.

„Wißt's was, Buben!“ rief der Studel, „ſpielen wir ihn aus!“

„Das iſt eine Red',“ ſagte der Franzel.

„Spielen wir Schwarz Peter! Wem er in der Hand bleibt, der betet den Pſalter.“

„Nachher möcht' ich wiſſen, für was ich mein Bier zahl'!“ wendete der Simon ein.

„Behalt' Du Dein Bier ſelber," ſagte der Franzel aufathmend, „die Karten her!"

Die Karten waren nicht weit weg. Ein ordentlicher Burſch hat in ſeiner Sonntagsjoppe zwei Säcke, in dem einen iſt das Gebetbuch, in dem anderen ſind die Spielkarten. Der Bäcken-Studel war ein ordentlicher Burſche.

An dem Scheiterſtoß ſetzten ſie ſich zuſammen und miſchten die Karten; der Simon hob ab, der Studel gab aus. Sie begannen das Spiel.

Wir mögen nicht Zeuge ſein desſelben, ſondern wenden uns ab. Noch hören wir die Rufe: „Trumpfober!" „Geſtochen!" „Gut geht's!" „Die Halbſcheid iſt ſchon beim Teufel!" „Mein Stich!" „Auweh!" — Die Maleſizjungen, die verdammten! Ich wollt' ſie mir unter die Fäuſte kriegen!

Mittlerweile riefen die Kirchenglocken zur Hochpredigt. Der Miſſionär ſprach über den Werth des Bußpſalters und erzeugte viel Rührung unter den Zuhörern. Wohl Keiner hat es geahnt, was während dieſer Predigt vorging in der Brennholzhütte des Glegerwirthes. Nach dem Gottesdienſte füllte ſich das Wirthshaus. Auch unſere drei Burſchen waren da. Der ſonſt blaſſe Franzel hatte friſch geröthete Wangen und muntere Augen, hingegen war der Jellersbacher Simon bläſſer als gewöhnlich. Den Simon, den hatte es getroffen.

Wohl noch lange ſprach man zu Rodelſchwang von der Miſſethat in der Capelle, die dadurch faſt in einen üblen Geruch gekommen. Aber eigentlich kundbar geworden ſind die Urheber nicht. Nach Jahren hat der Jellersbacher Simon — als er ſchon längſt ein Betbruder geworden war — bei einem boshaften Glaſe Ungariſchen ein Weniges davon ausgeplaudert.

Wie er mit seinem Psalter fertig geworden sei? war meine Frage.

„Ja!“ rief er, „das ist wunderbar hergegangen. Vorgenommen habe ich ihn Abends im Bett; bin aber schier niemals weiter, als bis zur Hälfte gekommen, bin eingeschlafen. Und schau', am Morgen, wie ich aufwach', ist allemal auch die andere Hälfte vorbei. — Ein Wunder! man kann sich's nicht anders erklären.“

Arme Seelen.

Gregor bekreuzte ſich und ging fenſterln. Das letztere, damit er ſein Dirndl buſſeln konnte und das erſtere, damit er dabei nicht erwiſcht werde, denn Prügel ſind ſo ſchlimm, wie der Gottſeibeiuns, darum bekreuzte ſich der Gregor. Ein Auerhahnjäger und ein Verliebter, der des Nachts zum Fenſterl geht, müſſen ſchlau ſein; wo das Waſſer rauſchte und wann der Wind fächelte, da konnte der junge Mann kernig auftreten, wo es aber ſtill war, da mußte er ſchleichen. Als er dem Hauſe nahe kam, zog er ſogar die Stiefel aus; es wird nachher ja auch ſein müſſen, dachte er ſich. Als er am Fenſterchen ſtand, lauerte er, und da nichts Verdächtiges zu ſehen oder zu hören war, ſo bog er ſachte ſeinen Finger ein und klopfte leiſe an die Fenſterſcheibe. Hernach lehnte er ſeine heiße Wange an die Glastafel und betete flüſternd ſein Gaſſelſprüchlein:

„Viel Stern ſtehn am Himmel,
Eiskalt geht da Wind,
Geh rath ma, mei Dirndl,
Wo ih a worm's Platzl find'!"

Jetzt geht langsam und still das Fenster auf und eine weiche Stimme haucht warm das Wort heraus: „Daß Du nur da bist, Gregor. Ich fürcht mich so viel. Es ist mir wieder meine Mutter vorkommen."

„Laß Deine Mutter rasten auf dem Freithof und sei froh, daß Du selber lebst. Schau, ich leb auch und so thun wir halt ein bissel miteinanderleben allzwei."

„So oft ich einschlaf, steht sie auch schon da," erzählt das Dirndl. „Neben der Thür dort beim Kasten steht sie, ihr blaues Gewand hat sie an, aber sagen thut sie nichts. Nur die Händ hält sie zusamm, als wollt sie mich um was bitten, und so betrübt schaut sie mich an. Nachher wie ich munter werd und sie fragen will um ihr Begehr, ist sie weg. So viel fürchten thu ich mich vor ihr. Waschnaß bin ich vor lauter Angst. Ich denk, die Mutter wird was zu leiden haben."

„Wirst halt müssen zu der Armenseelenstanzel gehen," meint der Gregor.

„Hab' mir's wohl auch schon gedacht," antwortet sie. „Wenn ich nur meine Küh nicht hätt, morgen wollt' ich zu ihr hinauf. In Obdach, hör ich, thät sie sein. 's ist halt so viel weit."

„Wenn's Dir recht ist, Gitterl, so geh ich statt Deiner morgen nach Obdach, zu der Armenseelenstanzel."

„Jessas, Gregor, wenn Du so gut wärst! Und thätst ihr's erzählen, wie lang sie schon verstorben ist, meine Mutter — morgen wird's just drei Wochen, daß wir sie hinein haben gesteckt — und daß sie seither alle Nacht und alle Nacht zu mir thät kommen und beim Kasten stehen und mit den Händen bitten um Hilf —."

„Kein schlechtes Zeichen wär's eh nicht," meinte der Bursche. „Ich hab oft gehört sagen, wer in der Höll wär,

der kunnt nicht mehr kommen und sich anmelden. Im Fegfeuer wird sie halt sein, Deine Mutter."

„Aber das Fegfeuer ist halt auch nicht gut, mein Bübel," sagte sie, „wie soll Eins denn ruhig schlafen können, wenn man weiß, sie kann alle Augenblick kommen."

„Sollst auch nicht schlafen."

„Messen wollt ich gern lassen lesen, wenn ich wüßt, wie viel sie braucht. Die Stanzel wird's schon wissen."

„Freilich weiß sie's, die Stanzel. Und ich geh Dir morgen gern hinüber. Herentgegen mußt Du mir heut einen anderen Gefallen thun."

„Ist Dir wirklich recht kalt?" fragte sie in aller Warmherzigkeit. Da er es mit kläglicher Stimme bejahte, so kam nun bald eine bessere Zeit für ihn.

Und am nächsten Morgen — das war ein Sonntag — ging er den weiten Weg hinauf gegen den Ort, der zwischen hohen Bergen liegt und Obdach heißt.

Er war nicht just der Flinkste in dem, wie er die Füße hob. Die Hände ließ er hinabhängen schier bis zu den Knien. Das runde bartlose Gesicht unter den gelben Haarborsten sah aber recht frisch und munter aus, und sein dunkelblaues Auge schaute so gut und treuherzig drein, daß er Einem schier leid thun konnte, ohne daß man eigentlich wußte warum. Ein Mensch wie der wird sich doch leicht durch die Welt bringen, wer soll ihm denn feind sein?

Unterwegs legte er sich einmal unter eine Fichte hin und schlief sich aus. Dann stand er wieder auf, und sein Weg kam ihm schier heilig vor, wie eine Wallfahrt; er beschleunigte auch seine Schritte, damit sie um so eher von der Pein befreit werde, denn er stellte sich's lebhaft vor, wie sie in Gluth und Flammen sitzt. Und das ist ein bissel ein anderes Feuer,

hat der Pater gesagt, als irdisches Feuer! Bei unserem Feuer stirbt man, wann's zu heiß wird; beim dortigen kann man nicht sterben, weil man schon gestorben ist. 's ist kein Spaß, das Fegfeuer. Aber lieber ist's mir noch als die Hölle, bei der kann nicht einmal die Armenseelenstanzel was machen. Wenn ich in die Höll thät kommen! Das wär so was! Die Dirndln sein lassen, sagt der Pfarrer. Ich kenn einen Steinschlager, der laßt sie sein, die Dirndln, die Weiber auch. Aber vor der Höll fürchtet sich der mehr als Andere. Ich denk halt, das Dirndllieben wird nicht so weit gefehlt sein; wenn man nachher heiratet, büßt man alle Sünden wieder ab.

In Obdach angekommen, fragte er gleich den Ersten, der ihm auf der Straße begegnete, nach der Armenseelenstanzel.

„Uh, die Stanzel!" war die Antwort. „Dort das große Bauernhaus beim Waldschachen, zu dem gehst hin, dort wirst sie schon finden."

Also ging der Gregor hin zum großen Bauernhause, das am Waldschachen stand. Am Angerzaun unter dem Hollerbusch auf einem Holzblock saß ein gefüges Frauchen. Ihr ganzes Gewand vom Hals bis zu den Zehen war aus dunkelblauem Stoff; auf dem Kopf trug sie ein rundes schwarzes Hütchen. Das Gesicht war fein und zart und blaß, und die hundert Runzelchen in demselben waren so dünn, daß man sie kaum merkte und das Weib ganz jugendlich zu sehen war. Die Augen, wenn sie sie einmal aufschlug, schienen rund und mild, der Mund hatte dünne Lippen, die sehr blutleer waren. So saß sie da. In den Händen hatte die Frau eine Krücke, mit welcher sie auf dem Rasen langsam, als ob sie mit deren Spitze Worte schreibe, hin und her fuhr. Bisweilen war's, als ob sie mit dem Stabe etwas sich Herbei-

drängendes ſanft abwehren wollte. Man ſah aber nichts als ein paar Riſpenhalme, die aus der Erde hervorgewachſen waren.

Als der Gregor dieſem Weibe näher gekommen war, vernahm er, daß ſie bei ihren Geſten mit dem Stock auch etwas murmelte. Sie ſah oder beachtete den Ankömmling nicht, ſondern ſagte, während ihr Auge auf dem Boden hin und her ſchweifte: „Nau, nau, nur nit gar ſo drängen! Nur ein biſſel Geduld! All auf einmal wollen dran. Aber das kann ja nit ſein, ihr guten Leutchen. Eins ums Andere. Ihr kommt ja Alle dran, Alle kommt Ihr dran, freilich. Aber auf einmal kann ich nit Allen helfen, es geht nit. Du komm her, Du biſt ſchon ſo viel lang' im Ofen, Deine letzte Meß iſt heut geleſen worden. Du Andere dort, nur nit gar ſo jammern! Ein paar Almoſen fehlen Dir noch, nachher biſt auch fertig. Alle kommt Ihr dran, nur Geduld." Als ob ſie beſänftigen, beſchwichtigen wollte, in freundlichem Tone ſprach ſie, und es war doch Niemand da.

„Kann ich in dieſem Hauſe nicht die Armenſeelenſtanzel finden?" fragte der Gregor das Weiblein.

Da hob ſie ihr Haupt und fragte: „Mich ſuchſt?"

„Seid Ihr ſie?"

„Ein Anliegen wirſt haben," ſagte ſie, „ſonſt kommt kein junges Leut zu mir."

Er hub gleich an: „Die Mutter iſt uns geſtorben vor drei Wochen. Und jetzt kommt ſie alle Nacht und bittet um Hilf. Was iſt da zu machen?"

„Iſt ſie mit den heiligen Sacramenten verſtorben?" fragte die Stanzel.

„Ja — ich glaub!"

„Nit gewiß wiſſen thuſt es? Iſt eine wichtige Sach, mein Menſch. Iſt ſie lang krank geweſt?"

„Nicht lang, etwan eine Wochen lang."

„Iſt ſie bei einer frommen Bruderſchaft dabei geweſt?"

„Das kunnt ich nicht ſagen."

„Wie hat ſie denn geheißen?"

Jetzt ſtand der Burſche da und war dumm, denn er wußte nicht, wie die Mutter geheißen hatte.

„Anna Maria," ſagte er endlich, denn Anna oder Maria oder beides zuſammen heißen ſchier die meiſten Weibsleute in der Welt.

„Mit dem Schreibnamen?" fragte die Stanzel weiter.

„Müßt Ihr das auch wiſſen?"

„Wirſt mir doch Deiner Mutter ihren Schreibnamen ſagen können."

„Meine Mutter iſt ſie nicht. Ihre Mutter. Meiner Schweſter ihre."

„Thu mich nit anlügen, Bub!" ſagte ſie ernſthaft, und ihr Auge wurde ſtrenge.

„Daß ich's recht will ſagen, der Meinigen ihre Mutter."

„Biſt ſchon verheiratet?"

„Das juſt nicht," meinte er, „halt ſo."

„Seit Ihr ſchon gleim bekannt worden miteinand?"

„Ziemlich, ja."

„Das mußt Du mir viel genauer ſagen."

„Müſſet Ihr's leicht wiſſen?"

„O Kind, ich muß noch allerlei wiſſen. Ich muß ſie ja rufen laſſen, die Verſtorbene, und wie ſoll ich ſie rufen laſſen, wenn ich ſie nicht genau angeben kann."

Endlich nach vielem Nachdenken waren ſie ſo weit, daß die Stanzel zu fragen aufhörte und die Worte ſprach: „So komm halt im Gottesnamen nach drei Tagen wieder, da werd ich Dir ſchon was zu ſagen wiſſen."

Der Burſche war nun in einiger Verlegenheit. „Kunnt ich nicht drauf warten?" fragte er, „kunnt's nicht gleich ſein?"

„Kindiſch!" rief ſie freundlich grollend, „ich muß ja erſt dreimal in die Kirchen und auf den Friedhof! Von der Luft kommt's mir nit wie die Mucken dahergeflogen. Du magſt wohl auch fleißig beten die drei Tage, daß wir die Mutter kriegen. Thut ſie weinen?"

„Davon weiß ich nichts. Nur recht betrübt ſein thut ſie."

„Mit Gottes Hilf werden wir ſie ſchon kriegen."

Damit entließ ſie den Burſchen.

Dieſer ging nachdenklich nach Hauſe. Schon Mitternacht war es, als er am Hofe vorüber kam, wo hinter dem gewiſſen Fenſterlein das lieb Dirndl ſchlief.

Zwei Nächte nacheinander ſie aufwecken, das kunnt ihr ſchaden, dachte er ſich und ging vorüber. Aber als er zur Zaunſtiegel kam, blieb er darauf ein Weilchen ſitzen und dann kehrte er um. Er mußte ihr ja Bericht erſtatten. Er erſtattete ſo lange, bis auch der Haushahn dreinredete.

In der nächſtfolgenden Nacht, als der Gregor auf ſeinem Strohſchaube war, fiel es ihm ein: Wie wird es der Gitterl gehen? Es wird die Alte wieder kommen, und ſie wird ſich ängſtigen. Ich will ihr ein biſſel fürchten helfen. Sie iſt ſo viel froh, wenn ich komme. Ich will nachſchauen, daß ihr nichts geſchieht. — Und alſo war er ihr treuer Genoſſe und ſchützte ſie vor dem Geſpenſte, bis die Tage vorüber waren und er wieder nachfragen konnte bei der Stanzel.

Er kam des Abends nach Obdach. Bei dem großen Bauernhauſe am Waldſchachen ſagte man ihm, daß die Stanzel ſchon auf dem Friedhofe ſei, wo ſie zu ſchlafen pflege. Er ging hinaus und fand ſie liegen auf einem friſchen Grabe, mit Lappen kümmerlich zugedeckt. Einen Arm hatte ſie über

den Hügel hingeſtreckt, ihr Haupt hielt ſie an die Scholle, als horche ſie, und dabei hob ſie gegen den nahenden Burſchen den Finger: ſtill möge er ſein, leiſe möge er auftreten. — „Mein Gott!“ ſeufzte ſie dann bei ihrem Horchen, „wie ſie heut wieder winſeln, die armen Weſen! Jede ſchreit um Hilf und will heraus, mein Gott, ich glaub's! Du biſt es? Die Thalbacher Kathrin! Weh thut's, ſo viel weh! freilich mein Kind. Haſt nur mehr drei Monat, nachher biſt fertig. Die Seph-Trogerin, die iſt viel ärmer, die hat noch ein ganzes Jahr und Niemand, der ihrer gedenkt. Geſtern hab ich ihr ſieben Vaterunſer geſchickt, die mir Jemand für verlaſſene Seelen gegeben hat. Es war freilich nur ein Tropfen. — Oh, das iſt ja dem Bärnbacher ſeine Stimm. Der Menſch ſchreit zum Herzbrechen. Wohl, wohl, ich hab's Deinem Sohn ſchon ſagen laſſen, daß er die Grenzmark ſoll richtig ſtellen, die Du falſch haſt gemacht. Mein Gott, der Trutz, er will's nit thun, und von Deiner Pein ſpürt er nichts. Da, Bärnbacher, da haſt einen Weihbrunn. — Die Bettler-Waberl! Gottlob, Du biſt heut los. Krauch nur herauf, krauch nur. Deiner hat kein Menſch gedacht, Du arme Haut, und biſt doch fertig worden. Aber jetzt wird er Dir wohl thun, der Himmel! Na, krauch nur herauf. — So laß ſie los, alter Pölli! Einmal wirſt auch Du dran kommen. — Sei getröſtet, Ahenbäuerin, freilich wohl iſt die Nacht lang, freilich wohl! — Schreckbar thun ſie heut wieder weinen! o Herr, verleihe den armen Seelen die ewige Ruh!“

Alſo ſprach die Stanzel halblaut vor ſich hin, behorchte und tröſtete die armen Seelen. Der Gregor war ſtill daneben geſtanden, und das kam ihm gar unheimlich vor. Endlich ſagte er kleinlaut: „Heut wär ich halt wieder da, Stanzel, von wegen der Anna Maria.“

„Ja," antwortete die Stanzel, ſich halb aufrichtend, „ich hab ſchon geredet mit ihr. Sie hat unbeſtimmte Zeit. Hat halt ihre Tochter nit extra gut erzogen. Im kalten Feuer ſitzt ſie."

„Gott Lob und Dank! ſagte der Burſch, „wird ſie's nicht brennen."

„O mein Du, das kalte Feuer iſt noch viel ärger als das heiße! Schauet zum Beten! Fürs Erſt braucht ſie drei Meſſen, die erſt zum Kathrinentag, die zweit zum Andreastag, die tritt zum Barbaratag. Aber ganz erlöſt kann ſie erſt werden, wenn ihre Tochter in den heiligen Eheſtand tritt mit Dir."

„Jeſſas!" rief der Gregor, „das werden wir gleich machen. Drei Meſſen und heiraten. — Was bin ich ſchuldig, Stanzel?"

„Was der gute Willen iſt," antwortete das Weiblein.

Er gab ihr fünf Groſchen. Sie ſchob das Geld unbeſchaut in den Sack. Da waren ſie fertig miteinander, und der Burſche ging heimwärts.

Unterwegs kehrte er bei ſeinem Vetter und Gerhab zu. Dem theilte er mit, daß er jetzt heiraten wolle.

„Auf was denn?" fragte der Gerhab.

Der Burſche ſchaute eine Weile drein. „Auf was man halt für gewöhnlich heiratet," ſagte er endlich.

„Wollt Ihr Euch ein Neſt bauen auf einem alten Baum?"

„Ich bleib Holzknecht, ſie geb ich in die Einwohn zu einem Bauern, kann ins Tagwerk gehen und im Winter ſpinnen."

„Geſagt iſt's leicht," meinte der Gerhab, „gethan iſt's auch nicht ſchwer. Aber über ein Jahr möcht ich Euch nicht ins Neſt riechen."

„Heiraten wohl mehr arme Leut zuſammen," verſetzte der Gregor, „muß auch gehen. Geht auch. Wenn ſich Zwei nur gern haben, das iſt die Hauptſach."

„Im Elend hört ſich's Gernhaben bald auf," war die Meinung des Andern.

„Wenn nur die Reichen heiraten wollten, das wär ſauber!" rief der Burſche faſt aufgebracht, „die Armen haben eh keinen anderen Sonntagsbraten."

„Thu, was Du willſt," entgegnete der Gerhab und machte einen Deuter mit der Hand, „geſagt hab ich Dir's."

Am nächſten Abend ſpät war der Gregor wieder beim Fenſter ſeiner Brigitta und erzählte ihr von der Buße, welche für die arme Seele der Mutter gewirkt werden ſoll. Drei Meſſen und heiraten.

„Uh, die Stanzel!" fuhr es dem Mädchen heraus, und ſie ſchlug die Hände zuſammen. „Lieber Gott, wenn's nit anders iſt. Will's halt wagen, der Mutter zulieb."

„Fangen gleich morgen an, damit ſie nicht mehr lang leiden muß," meinte der Burſche.

„Das geht nicht ſo geſchwind," ſagte ſie, „wenn wir morgen zum Pfarrer gehen, ſo kommen wir mit der Hochzeit juſt in den Advent hinein. Im Advent giebt's aber keine Hochzeit, wie Du aus dem Katechismus wiſſen wirſt."

„Wozu denn eine Hochzeit?" fragte er. „Luſtbarkeit brauchen wir keine, wenn wir nur zuſammen kommen. Das Copuliren kann der Pfarrer auch im Advent."

Jetzt wurde das Mädel ſchier lauter, als es die Zweckmäßigkeit geſtattete. „So, ſo!" ſagte ſie, „alſo glaubſt Du, daß ich meine Hochzeit fahren laſſen werde! Der einzige Ehrentag, den Unſereins hat ſein ganzes Leben! Und glaubſt, daß ich mich ſo traurig zuſammgeben laß, wie der Pfarrer

einen Todten einsegnet! Bübel, da wirst Du Dich wohl schneiden, wenn Du das glaubst. Da werden wir lieber warten bis nach Heiligdreikönig zum Fasching. Bei meiner Hochzeit will ich, daß es lustig hergeht."

„Wie Du willst, Gitterl," entgegnete der Gregor, „ich hab nur gemeint, daß die Mutter nicht so lang im Fegfeuer sein müßt; über Weihnachten und Neujahr hinaus, das ist halt lang für eine arme Seel, wenn man's bedenkt."

„Sie wird's nicht verlangen, daß ich ihretwegen um meinen Ehrentag soll kommen," sagte das Mädel gelassen. „Und morgen will ich gleich drei Messen zahlen, drauf wird ihr schon leichter sein. Und die Hochzeit ist beim Schwanenwirth, dort haben sie den größten Tanzboden."

So hatten sie es verabredet, und jetzt heißt's noch ein wenig warten.

Aber beim Warten kamen dem Gregor bisweilen die Sorgen. Er nichts als Holzknecht und sie nichts als Taglöhnerin! Es wird heißen anziehen! Verfluchtlet anziehen! — Die Armenseelenstanzel ist mit den Geistern gut an, kann Geister beschwören. Etwan wüßte sie auch einen, der Geld hätt. Den Vetter will ich fragen. In der Thomasnacht, heißt's, wenn man um Mitternacht auf einen Kreuzweg ginge und rufen thäte, denselbigen mit den Hörndeln — er wollt gewiß kommen mit einem Hut voll Thaler. Die Seel möcht ich ihm nicht verschreiben, die gehört jetzt eigentlich schon der Gitterl; der Leib allein wär ihr zu todschlachtig — sonst was er wollt.

Also sann der Bursche wiederholt. Und als die Thomasnacht kommt, finden wir ihn richtig oben am Waldrand beim Galgenhügel, wo sich zwei Wege kreuzen. Es ist eine stille Nacht, der Mond steht am Himmel, aber man sieht

ihn nicht, denn es ist Nebel und daraus fallen Schneeflocken nieder. Im Dorf unten hat es noch lange nicht elf Uhr geschlagen. Der Gregor steht da, bekreuzt sich und thut einen Sack hervor. Dann hebt er leise an:

„Drei Wurzeln sein gewachsen —"

Es graute ihm vor seiner eigenen Stimme, die klang dumpf und hohl in der schauerlich stillen Nacht, er sammelte sich und fuhr fort:

„Drei Wurzeln sein gewachsen
Am elfenbeinern Zaun,
Die eine heißt Alraun,
Daß man wohl schlafen kann,
Die zweite ist bitter Galligant,
Die dritte, die ist nicht bekannt,
Erscheine, erscheine, erscheine!"

Als das Sprüchlein aus dem zusammengeschnürten Halse hervorgepreßt war, horchte er und ließ seine Augen wirr umherstreichen. Er hörte nichts, und sah nichts, als zu Füßen den Schnee und um ihn den lichten Nebel. Jetzt zog er mit einem langen Stocke, den er mitgebracht hatte, im Schnee einen Kreis rund um sich und sagte den Spruch nochmals, diesmal schon mit etwas mehr Muth. Aber auch jetzt folgte nichts, als daß immer sachte die Flocken fielen. Das drittemal schrie er keck hinaus:

„Die dritte, die ist nicht bekannt,
Erscheine, erscheine, erscheine!"

Auch diesmal nichts. Jetzt hatte er sein Pulver verpufft denn öfter als dreimal darf man einen Zauberspruch nicht sagen. Er ging am Wege hin und her, schaute hier auf eine schwarze Gestalt hin, es war ein Wachholderstrauch; guckte

dort auf einen langen Körper, der im Schnee lag, es war ein Holzſtrunk. Der Burſche begann verdrießlich zu werden.

„Bin ich Dir zu ſchlecht?“ fragte er herlebig in die Luft hinaus, „oder biſt crepirt? Schad wär's keiner um Dich, falſches Luder, verdächtiges! Hat Dich eh der Michael vom Himmel 'nausgeworfen. Geh her, wenn Du Schneid haſt! Und haſt keine, ſo laß Dich einbalſamiren mit Schwefel und Pech. Iſt Dir mein Sprüchel nicht fürnehm genug, ſo kann ich auch ein lateiniſches:

Lirum, larum latibum,
So ein Gſpiel iſt mir zu dumm'!

Pfeifen thu ich auf die ganze Teufelei und heim geh' ich!“

In dem Augenblicke, als er ſich wenden wollte, begann es hohl und langgezogen zu tönen: „Wehe! Wehe! Nimm ſie nicht, die Brigitta! Sie hat ein böſes Herz!“ Der Wachholderſtrauch redete.

Der Gregor machte einen Satz über den Schneerain hinab und rief: „Alle guten Geiſter!“

„Und alle böſen dazu!“ mit dieſen Worten ſprang aus dem Strauche ein Mann hervor und packte den Burſchen beim Kragen.

Als der Gregor ſich ein wenig gefaßt hatte und überzeugt, in weß Gewalt er gegeben war, murmelte er: „Du biſt's, Vetter! Aber ſo erſchrecken. Wie kommſt denn Du daher?

„Auf zwei Füßen!“ lachte der Gerhab.

„Und was machſt denn da?“

„Dich auslachen.“

„Haſt mir's doch ſelber gerathen, das Geiſterbeſchwören.“

„Weil ich wiſſen hab wollen, wie dumm Du biſt.“

Der Gregor lachte auf, aber es war kein gesundes Lachen.

„Daß Du doch nicht umsonst hergegangen bist, Gregor," sagte der Gerhab und schritt mit dem Burschen Arm in Arm über das Schneefeld hinab, „so hör meinen guten Rath, er ist besser als schlechtes Geld. — Die Brigitta nimm nicht, die weiß ihre Mutter im Fegfeuer und denkt nur ans Tanzen. Laßt sie in der Pein bis zum Fasching, damit sie selber lustige Hochzeit haben kann. Du, das wird ein böses Weib! Die nimm nicht!"

Nach einer Weile sagte der Gregor: „Vetter, nachher, wenn ich sie nicht nehm, komm ich in die Höll. Ich bin ihr 's Heiraten schuldig worden."

Der Gerhab blieb stehen und knurrte: „Da hat man's. Er ist ihr's schuldig worden. Da rufen sie den Vetter und die alte Stanzel und die armen Seelen im Fegfeuer und alle Teufel an, und derweilen haben sie sich selber den Weg gesteckt, daß ihnen kein Herrgott mehr helfen kann. Kenn mich aber nicht aus. Bist wirklich ein so gewissenhafter Mensch oder plagt Dich doch die Lieb so stark?"

„Werden halt allzwei Ding zutreffen," meinte der Bursche.

„Wenn Du's versprochen hast und ihr schon so weit gekommen seid," brummte der Gerhab, „nachher kann ich weiter nichts mehr sagen. Möcht's nur erleben, daß ich Unrecht hab."

Bald nach Heiligdreikönig hat also die Hochzeit stattgefunden und es soll wirklich sehr lustig dabei zugegangen sein. Die flehende Mutter meldete sich nicht mehr bei dem Ehepaar in der Nacht. Sie war erlöst. Aber sie war sich auch nicht bedanken gekommen bei ihrer Tochter — es hätte früher sein können.

Ein halbes Jahr lang ging's recht leidlich mit dem ehelichen Glück, auf einmal verlor der Gregor seine Arbeit im Holzschlag. Da nahmen sie Bündel und Stock und zogen ins Oberösterreichische hinüber, um Erwerb zu suchen. Von dieser Zeit an hörte man nichts mehr von ihnen.

Nach Jahren war's, als der alte Gerhab in der Wallfahrtskirche Frauenberg bei Admont unter dem Gedränge einen Mann sah, der ihm bekannt vorkam. — Wird's doch der Gregor nicht sein! Heiliges Kreuz, der ist alt geworden! Sorg und Kummer schaut ihm aus dem Gesicht. Kaum mehr zu erkennen. Und wie andächtig er betet! — Der Gerhab drängt sich zwischen den Leuten hin zu ihm, stieß ihn mit dem Ellbogen, bot ihm die Rechte und lispelte, während auf dem Chor die Pfeifen und Geigen klangen: „Wie geht's Dir allweil, Gregor, was machst Du?"

„Bußwirken," flüsterte der Angesprochene zurück.

Sie läuteten zum Sanctus. Alles kniete nieder, was wie ein ebbendes Meereswogen durch die Kirche ging. Als der Gerhab sich wieder emporrichtete und nach dem Vetter Gregor umsah, hatte er diesen aus den Augen verloren.

Wieder verging Jahr und Jahr, da hieß es einmal in der Gegend, der Holzknecht Gregor und sein Weib die Brigitta, wer sich ihrer noch erinnern könne, sie wären allezwei verstorben. Der Todtenschein wäre aus dem Salzburgischen gekommen.

Der alte Gerhab aber lebte immer noch, und weil er einmal zufällig in Obdach zu thun hatte und von der Stanzel sprechen hörte, die ebenfalls noch auf Erden war, da fiel es ihm ein, er könne sie fragen, wie es dem Gregor Ebenleitner und seinem Weibe Brigitta gehe in der anderen Welt.

Die Armenſeelenſtanzel war lahm und halb blind, aber ihr inneres Geſicht war noch deutlicher, als vor Zeiten. Ihre Antwort lautete: Der Gregor wäre vom Mund auf in den Himmel gekommen; die Brigitta jedoch, die ſitze tief im Leiden. Alljährlich nur ein Tröpflein Troſt zu Allerſeelen werde ihr zu Theil, wenn Jemand ein Vaterunſer bete, für die Verlaſſenſte im Fegfeuer.

Wie ein steirischer Schullehrer

die Schlußvorstellung des Burgtheaters besucht hat.

Vor etlichen Jahren erhielt ich von meinem alten Freunde, dem Schullehrer zu Oberschachen, einen Schreibebrief, der sich zu meiner Ueberraschung auf ein öffentliches Ereigniß in Wien bezog und vielleicht noch immer in weiteren Kreisen Interesse finden dürfte.

Der Brief lautet:

„Lieber Freund!

Du wirst Dich wundern, daß ich Deiner Einladung, mit Dir auf mehrer Tage ins Unterland zu der Weinlese zu reisen, nicht nachgekommen bin. Ich hatte mich wahrlich schon darauf gefreut; ein alter geplagter Schulmeister hätte der mehrfachen Labung wohl vonnöthen gehabt. Aber das Pülverchen, welches ich mir im langen Jahr über für die Schulferien zusammengethan, sollte auf ganz andere Art verpufft werden. Es geschieht mir eigentlich recht, und Thorheit muß eine große Sünde sein, weil sie immer bestraft wird.

Du weißt, daß schon seit Wochen von der bevorstehenden Schließung des alten Burgtheaters in Wien die Rede war. Frau Muse muß ja auch einen Ringstraßenpalast

haben. Die Schließung des alten Burgtheaters hat mir Herzeleid bereitet. O schöne Zeit, als mich, den armen Studenten, das Burgtheater zum Verschwender meiner irdischen Güter gemacht hatte! Meine väterliche Munificenz hatte mir täglich für das Nachtmahl die Mittel auf ein Paar Würste ausgeworfen: ich ging stets hochvergnügt ohne dieselben schlafen, um von dem Ersparniß mir am Sonntag meinen Gallerieſtand im Burgtheater zu erwerben. Wenn ich mich um zwei Uhr Nachmittags am Thor anstellte, so hatte ich reichlich vier Stunden Zeit, um, die lateinische Grammatik oder das griechische Wörterbuch in der Hand, Schulgegenstände zu lernen oder zu wiederholen, was freilich mitten in dem Gedränge, welches sich gegen Abend einstellte, einer gesteigerten Sammlung des Geistes bedurfte. Endlich knarrte das Thor, begann der kurze, aber rasende Wettlauf durch die dunklen Gänge, über die winkeligen Treppen; bald war ich feststündig auf der vierten Gallerie, und es begann die olympische Seligkeit. Wagner, Löwe, Beckmann, Anschütz, Rettich waren da, aber ich sah keinen Schauspieler, ich sah und hörte und fühlte nur die Gestalten der Dichter; für Schiller, Shakespeare, Calderon, Grillparzer u. s. w. hegte ich eine geradezu religiöse Andacht. Diese Burgtheaterbesuche haben mich dazumal hoch emporgehoben über meine kümmerliche Bettelstudenten-Existenz, ja mich sozusagen in die Region der größten Geister eingeführt. In der Welt habe ich's nicht so weit gebracht, als ich es zu bringen damals den Anschwung nahm, aber bei den Unsterblichen bin ich heute, nach mehr als vierzig Jahren, noch ein wenig heimisch.

Als nun der Tag der Burgtheaterschließung näher und näher rückt, werde ich unruhig, und plötzlich ist der Entschluß da: Opferst dein für die Ferien bestimmtes Scherflein, reisest

nach Wien zur letzten Vorstellung, damit du das alte Theater noch einmal siehst, welches das Glück und die Liebe deiner Jugend war. So bin ich am Donnerstag Abends richtig in Wien. Mein erster Gang ist in die Vorstadt Landstraße; obzwar die alte Frau nicht mehr lebt, bei welcher ich einst meine Kammer gehabt, so wußte ich doch, daß Verwandte von ihr da seien, bei denen ich vielleicht ein billiges Nachtquartier erlangen konnte. Aber ich finde keine Verwandten, ich finde auch das Haus nicht, ich finde die Gasse nicht, und da sehe ich, daß der ganze alte Stadttheil dahin ist, und daß auf dem Platz lauter Paläste stehen. Anfangs erschrak ich, dann mußte ich lachen über mich selbst, der doch so oft von den Veränderungen gelesen und gehört, die in Wien vorgehen; weshalb hätte gerade das alte Haus in der Marxergasse auf mich warten sollen! Ich bin hierauf lange in der Stadt umhergestrichen und habe bei mir überlegt, ob ich es mit einem Hotel wagen dürfe oder nicht. Man hört halt immer von großer Theuerung, und ich weiß noch nicht, wie viel der morgige Tag kosten wird. Auch eine mögliche Erhöhung des Theaterkartenpreises dürfte mich nicht unvorbereitet finden. Endlich dachte ich, sicher wäre sicher und ging in ein Kaffeehaus, da hatte ich Jause, Nachtmahl und vielleicht auch Nachtquartier auf einmal. Man liest ja doch, daß in Wien Kaffeehäuser die ganze Nacht offen bleiben, also nimmt man eine Schale Mokka — denke ich — raucht seine Pfeife, liest Zeitungen, und so vergeht die Zeit. Vielleicht, daß man sich gegen Morgen ein wenig auf die Bank legt, um für den nächsten wichtigen Abend frisch und munter zu sein.

Im Kaffeehause an einem Nebentisch höre ich einige Herren über die morgige Schlußvorstellung im Burgtheater

ſprechen. Da meint der Eine, das Galleriepublicum dürfte ſich morgen wohl ſchon zu Mittag anſtellen müſſen, um hinein zu kommen. Darauf ſagte ein junger Mann, er habe gehört, daß ſich ſchon im Laufe des Vormittags Leute anſtellen würden, er ſelbſt habe die Abſicht, ſchon um acht Uhr beim Thore zu ſein. Einen Tag könne man doch wohl opfern für dieſen Abend, der nicht mehr wiederkehren wird. — Sehr wahr! nickte mein Kopf, und ich komme dir doch zuvor. — Mehrmals hatte ich ſchon auf eine der mit rothem Sammt überzogenen Bänke hingeſchielt, wo ich mich ſpäter niederzulaſſen gedachte.

Beiläufig bis ein Uhr mochte ich mich mühſam durchgeraucht, durchgeleſen und durchgegähnt haben, da kommt der Kellner, oder wie ſie ihn im Kaffeehauſe heißen, und bedeutet mir, daß das Haus geſperrt würde. „Ich weiß es," ſage ich, „darum bin ich eben da und will bei der letzten Vorſtellung ſein." Das Kaffeehaus würde geſperrt, belehrte der Kellner, es ſei die Polizeiſtunde. Mein Anſuchen, ob ich mich — mit ausgezogenen Stiefeln natürlich — nicht auf eine der Bänke hinlegen dürfte, wurde abſchlägig beſchieden. So zahlte ich meine kleine Sach' und ging. Iſt ja auch kein Unglück; man nutzt Zeit und Weil, geht ſpazieren, beleuchtet iſt's, man ſieht immerhin etwas, und ſo wird die Nacht recht gut vergehen.

O Herr und Freund! Die Nacht verging, aber wann! Man glaubt es erſt, wie lange der Menſch ſchläft, wenn man warten muß, bis er wach wird. Um vier Uhr beginnt freilich ſchon das Knarren der Wägen, aber man ſieht auch, daß um dieſe Stunde noch immer Leute nach Hauſe gehen, bei denen die Nacht erſt anhebt. In der Stadt kehrt man die Kappe nämlich um: für den Tag hat man ſchwere Fenſter-

vorhänge, damit die Sonne nicht herein kann, um den Schlaf zu ſtören; für die Nacht erfindet man das elektriſche Licht.

Endlich und endlich wird es über den Hausdächern grau. Ich kaufe mir in einem Greißlerladen ein Paar Knackwürſte und ein Brotlaibchen und gehe nun damit langſam dem Burgtheater zu. Dort herum iſt es noch faſt ganz ſo wie einſtmals; klein und unſcheinbar ſteht es da und duckt ſich unter das ſchützende Dach des Kaiſerhauſes. Ich finde mein Thor und ſtelle mich an. Es ſchlägt halb ſieben. Jetzt wird's licht. Bis es wieder finſter wird, iſt der Einlaß. Ich bin ſehr glücklich, nur kam mir, als ich ſo daſtand, das Bedauern, daß ich den ſchwarzen Stadtrock angezogen hatte und nicht den Lodenmantel; das gab ſich aber bald, um acht Uhr waren unſer ſchon ſo Viele, daß wir einander anwärmten. Denn wir hatten einen geſchloſſenen Körper zu bilden, welchen neu Dazukommende nicht zu ſprengen vermochten. Anfangs regte ſich gegen jeden neu Anſtehenden eine Art von feindlicher Geſinnung, denn er iſt ein Concurrent und wird den Kampf erſchweren, allmählich macht man untereinander Bekanntſchaft und plaudert über mancherlei. Die verſchiedenen Paſſanten, die Burgwache, vorüberrollende Hofwägen geben Anlaß zu allerlei Unterhaltung. Das Hauptgeſpräch bildete an dieſem Tage das Burgtheater. Alte Erinnerungen an ſeinen großen Gründer, den Kaiſer Joſef, an die Dichter, die in dieſem Hauſe vorgeführt wurden, an die genialen Künſtler, die da wirkten.

Eine ganze Culturgeſchichte zog vorüber an dem geiſtigen Auge Derer, die bei dieſem unſcheinbaren Thore ſtanden. Und Einer that die Bemerkung, es gäbe in der großen Wienerſtadt kein Haus, von welchem ſo viel und ſo edler Idealismus ausgegangen ſei für Stadt und Reich, als von

diesen schlichten Mauern. Die Welt habe ihr Auge und ihr Herz hierher gewendet, und der Genius der Menschheit habe seinen Jüngern hier über ein Jahrhundert lang Stelldichein gegeben. — Ein graubärtiger Alter wies auf den Glücksstern, der über dem Hause stets geleuchtet habe. Während andere Schauspielhäuser mit prunkendem Hochmuth aufgerichtet wurden, die Kunst für den Tagesgeschmack herrichteten, um damit Geldgeschäfte zu treiben, und so geräuschvoll, wie sie entstanden, niedergebrochen waren, bewahrte dieses Haus in stiller Weihe seine ewigen Güter, und kein Unheil fand den Muth, an seine Pforten zu pochen. Selten endet ein Schauspielhaus eines natürlichen Todes; viele dieser Gebäude geben sich so leidenschaftlich mit Glanz, Glitzer, Blendwerk und buntem Schimmer ab, bis sie selbst endlich aufgehen in einem furchtbar herrlichen Feuerwerke. Das Burgtheater hütete seine Ampel treu, bis der neue Altar fertig war, auf den es sie hinstellen konnte, um dann selbst mit würdevoller Sicherheit eines edlen Greises zur Ruhe zu gehen. — Ein Mensch, welcher nur der Hetze wegen dazustehen schien, weil er mit Allem, was ringsum vorging, seine flachen Späße trieb, erklärte solche Bemerkungen für „Burgtheater-Phrasen", während ich den Männern, die so gesprochen, hätte die Hand drücken mögen.

Nachdem zu Mittag die Burgmusik uns die Zeit verkürzt hatte und abgezogen war, aß ich mein Mittagsbrot. Gegen Abend wurde mir von Stunde zu Stunde wärmer, und ich legte meine Hand an die Thürschnalle, wendete kein Auge mehr von der Pforte, als müsse sie sich jeden Augenblick aufthun.

Mittlerweile war die Menge und das Gedränge der Wartenden gewaltig geworden, auch Frauen und Kinder

darunter, die mit lauter Stimme manchmal alle Heiligen anriefen vor Angst, erdrückt zu werden. Ich wurde steinfest an das Thor gedrängt. Fünf Uhr war schon lange vorbei. — Diese Stunde war die längste; wir nahten der sechsten, da knarrte das Thor und ging auf. Ich wurde nachgerade hineingestoßen. Und an der Casse, da habe ich meine Geldbörse nicht! Ich suche im Rocksacke, im auswendigen, im inwendigen, im Beinkleid — ich finde sie nicht! Und während ich noch suche und suche, werde ich zur Seite gedrängt, und Alles, was hinter mir gewesen, rast an mir vorüber. Mir war schlecht bis zum Sterben. Nach der Polizei wollte ich rufen, aber ich brachte vor Entsetzen kein lautes Wort heraus. Nach einer Weile, als ich, den kalten Schweiß auf der Stirn, an der Wand lehnte, kam ich endlich so weit zu mir selbst, daß ich mit einiger Fassung meine Taschen neuerdings durchsuchen konnte, und da steckt die vermaledeite Geldtasche wohlverwahrt im Westensack, wo ich aus Besorgniß vor Verlust sie freilich selbst hingesteckt hatte. Aber was nutzt's, an der Casse ist keine Karte mehr zu haben. Ich stehe mit gerungenen Händen: „Ein Platzel wird doch noch sein im ganzen Haus! Ich zahle dafür, was ich habe!" Dieses höllische Achselzucken von dem Manne! ich vergesse es nimmer. Und ein Gefühl war in mir, als sei von diesem Augenblicke an mein Leben vergiftet. Wenn mir die Geldtasche wenigstens gestohlen worden wäre! Aber zum Unglücke auch noch das Bewußtsein der eigenen Dummheit, das war das Allerschrecklichste.

So stand ich jetzt in der dämmerigen Vorhalle, und drinnen spielten sie Goethe's „Iphigenie". Ich legte das Ohr an die Wand, ob denn nicht ein einziger Laut zu erhaschen wäre. Ach, die Glücklichen, die drinnen sind! Und die reichen Leute, wie gut haben sie es! Da fahren sie im letzten Augen-

blick an, setzen sich auf ihre bequemen Sessel, wo man alles aufs beste sieht und hört, und Keiner denkt an den armen Schulmeister, der aus den fernen Bergen hergekommen, um unter Darben und Kümmern auch nur das bescheidenste Plätzchen zu erringen, und dem es trotzdem mißlungen war. — Ich muß es wohl sagen, die hellen Thränen sind mir übers Gesicht geronnen.

Ich bin aber nicht hinaus, sondern habe gewartet, daß vielleicht doch ein Wunder vom Himmel falle und mich hineinführe. Aber es fiel keines vom Himmel. Lange betrachtete ich die Stücke einer Holzbrüstung, welche die Hineinstürmenden zertrümmert hatten. Jetzt kann hier ja alles zertrümmert werden, sie brauchen nichts mehr. Diese Trümmer brauchen sie auch nicht. Es kam mir der Gedanke, ein Holzstück mitzunehmen, als theures Andenken an das alte Burgtheater. Ich könnte mir daraus ja Bilderrahmen oder dergleichen schnitzen. Gedacht, gethan; als ich jedoch das Holz in der inneren Rocktasche bergen will, stehen zwei Wachleute da, um mich festzunehmen. Im ersten Augenblicke war ich fast gewillt, die Nacht über unter behördlichem Schutze zu bleiben, allein eine Stimme in mir sagte: „Nein, Franz, dich einsperren lassen! So darf das alte Burgtheater für dich nicht enden." — Ich gab daher der Wahrheit gemäß an, wer ich bin, weshalb ich hergekommen war und warum ich das Stück Holz mit mir nehmen wollte. Hierauf besprachen sie sich eine Weile, und ich begann schon zu hoffen, die Sache könne eine günstige Wendung nehmen. Aber es kam nichts weiter heraus, als daß ich fortgewiesen wurde und das Holztrumm mitnehmen durfte.

Also nahm ich Abschied von dem Hause, zu welchem ich auf weitem Wege wie auf einer Wallfahrt hergekommen war.

Habe Dank, du geliebtes Haus! Habe Dank, du geliebtes Haus! Anderes konnte ich nicht mehr denken. So taumelte ich auf die Gaſſe.

Auf dem Kohlmarkt war noch ein Bildergeſchäft offen. Um das Geld, welches für den Eintritt beſtimmt geweſen, kaufte ich mir die Porträte von Shakeſpeare, Schiller und Leſſing. Hierauf machte ich einen Spaziergang über den hell erleuchteten Ring. Als ich an das Gebäude kam, welches ſie von jetzt an das Burgtheater heißen werden, ſtand ich ein wenig ſtill. Da ragte es vor mir, weiß und kalt. Was wird es nützen, wenn auch die großen Schauſpieler mit den Claſſikern hier einziehen, wenn die Zuſchauer nicht mehr ſo ſchlicht und idealgläubig ſind als einſt! Es ſoll herrlich ſein in dem neuen Hauſe. Ich werde dieſe Pracht wohl niemalen ſehen; ich bewahre mir nur die Erinnerung an das als Burgtheater, wo die Begeiſterung meiner Jugend geweſen.

Auf der Wieden kehrte ich in einem Gaſthofe ein; jetzt war gar keine Urſache mehr, ſo ängſtlich zu ſparen, morgen Früh geht's heimwärts. Aber als morgen Früh kam, war ich ein armer Mann geworden. Das Zimmer, deſſen Preis im Vorhinein vereinbart worden, hätte mich noch nicht ruinirt, allein das Service, die Bougie und wie all dieſe ſchönen Dinge heißen, deren Sonderberechnung man ſich in der ehrlichen deutſchen Sprache nicht zu nennen getraut, haben mich wirthſchaftlich herabgebracht; endlich das Stubenmädchen, welches bei meinem Scheiden die hohle Hand herhielt, der Kellner, welcher die Hand herhielt, der Hausknecht, welcher die Hand herhielt und der Portier, welcher auch die Hand herhielt, haben mich ſelbſt zum Bettler gemacht. Kaum konnte ich noch eine Eiſenbahnkarte bis Mürzzuſchlag erſchwingen; in Neuſtadt als Frühſtück und Mittagsmahl ein Paar

Frankfurter gehörten so gut wie das Burgtheater bereits der idealen, mir unerreichbaren Welt an.

Mich verdroß es nicht, 's ist einmal so der Welt Lauf. Nur gesund nach Hause kommen! Dann lese ich meine Dichter, und Alles ist gut. Im Mürzthale wußte ich einen befreundeten Amtsbruder, bei dem ich vorsprechen wollte und der mir schon aus der Noth helfen würde mit einem Zehrpfennig für den Rest meiner Heimreise per pedes. Damit mir aber mein Unstern bis zu Ende treu bleibe, mußte der Amtsbruder auf Ferien verreist sein. Jetzt war ich glücklich daran, daß ich in einem Bauernhause um einen warmen Löffel Suppe bat, der mir auch ohneweiters geschenkt worden ist.

Am vierten Tage meiner Reise, die weniger reich an Vergnügen, denn an neuer Erfahrung war, bin ich nach Hause gekommen, um nun den übrigen Rest der Ferien in stiller Beschaulichkeit zuzubringen.

Nun weißt Du es, lieber Freund, wie es kam, daß ich mit Dir nicht ins Weinland fuhr. Mein Mißgeschick habe ich verwunden und gestatte Dir, daß Du mich recht auslachen darfst. Wenn Du einmal zu mir kommst, will ich Dir die schönen Bilder von Shakespeare, Schiller und Lessing zeigen, zu denen ich aus dem Holze der Brüstung Rahmen geschnitzt habe, damit ich auch fürder mich freuen und erbauen kann an unseren Classikern im Rahmen des Burgtheaters.

Wie herrlich weit wir es gebracht haben.

Eine Weihnachtsgeschichte.

Vor wenigen Jahren war's, am heiligen Weihnachtsabend. Ich hatte von St. Pölten nach Wien zu fahren. Zur späten Stunde hatte mich der Wunsch, diese Nacht im Kreise lieber Menschen zuzubringen, so heftig erfaßt, daß ich auf den Bahnhof eilte. Da alle anderen Züge gegen Wien schon abgelaufen waren, so mußte ich den Orientzug benutzen, der ohne Umschweife und Säumniß von Paris gegen Constantinopel geht. Von der Seine bis zum Bosporus in 82 Stunden. Wie herrlich weit wir es gebracht haben! Den Fuß vom trauten niederösterreichischen Boden emporziehend und auf das Trittbrett setzend, war ich urplötzlich in einer fremden Welt. Dieser Orientzug vergleicht sich am besten mit einem hocheleganten, internationalen Hotel en miniature. Aller Bedarf ist da, und mehr als das, auch Pracht und Luxus. Nebst den Gemächern für ein, zwei oder mehrere Personen sind mit Gas wohlbeleuchtete und in feinem Geschmack ausgestattete Speisesäle, Rauch- und Spielsalons, Lesezimmer mit sehr unterschiedlichen Büchern, Karten, Zeitungen, dann Toilette-Cabinete ꝛc. vorhanden. Der größte Vorzug

dieſes Orientwagens beſteht wohl darin, daß man in ihm weder ein Rütteln, noch einen Räderlärm merkt; das gleitet ſehr glatt und leicht dahin, und nur ein gleichmäßiges dumpfes Dröhnen erinnert daran, daß man ſich in einem rollenden Hauſe befindet. Die Wände beſtehen faſt durchgehends aus ſtarkem Spiegelglaſe, wer es aber traulicher haben will, der mag die Tapetenrollen herablaſſen und er iſt in einem fenſterloſen, mild beleuchteten Gemache, wie in ſeinem wohlgeborgenen Stübchen. Da es nur erſte Claſſe giebt, ſo ſtehen alle dieſe und andere Räumlichkeiten und Einrichtungen jedem Reiſenden zur Verfügung. Man kann bequem — theils auf Zugbrücklein — den ganzen Zug durchwandern, paſſende Geſellſchaft ſuchen und ſich niederlaſſen, wo es behagt.

Die Strecke zwiſchen genanntem Städtchen und der Reſidenz bietet gerade Zeit genug, um alles flüchtig in Augenſchein zu nehmen, die Reiſenden ein wenig zu beobachten und noch eine kleine Betrachtung anzuſtellen über ſolche internationale Athemzüge zwiſchen Weſt und Oſt, welche Pariſer Staub nach Conſtantinopel tragen und die laue Luft des Marmarameeres nach Gallien bringen. — Wie herrlich weit wir es doch gebracht haben!

Die Reiſenden, ſofern ſie nicht ſchon in ihre Cabinen gekrochen ſind, ſitzen im Reſtaurant, plaudern, rauchen, ſpielen Karten, Andere lehnen im Sopha, leſen, träumen, ſchlummern oder gähnen. Da ſind gelangweilte Engländer mit flachsblondem Flügelbart, ſchläfrige Türken mit kirſchrothem Fetz, vor Allem aber Franzoſen mit langer Krummnaſe, Spitzbart und nervöſer Behendigkeit. Wohl hohe Herrſchaften, große Kaufleute, Diplomaten, auch Fürſten darunter und andere Granden von hohen, höchſten Stellen und Würden. Mein Geld, das ich bezahlte, ſtellt mich hier ihnen ebenbürtig,

denn nicht blos der Tod, sondern auch das Geld macht Alles gleich. Im ganzen Zuge herrscht französisches Geld und französische Sprache; die Zugsbemannung radebrecht nothgedrungen ein geradezu unheimliches Deutsch: ich verstand mich zwar mit ihr, aber wie sich's zeigen wird, nicht aufs beste.

In einer Ecke des Speisesalons lehnte ein junger Mensch von etwa achtzehn Jahren. Er war mir sofort aufgefallen, denn in meinem Leben hatte ich keinen so krank aussehenden Menschen erblickt, als diesen. Ein kahler Todtenschädel ist nicht schrecklich, aber ein Todtenkopf, über den noch Haut und Haar gespannt ist, und aus dessen Höhlen ein Paar rollende und doch so müde Augen starren, dessen weiße Zahnreihen zwischen den dünnen Lippen und der zarten, fahlen, eingesunkenen Haut sozusagen hervorquellen, das ist grauenhaft zu sehen. Der schneeweiße Hals war so dünn, daß er das müde Haupt kaum tragen wollte, dieses lehnte im Kissen, und der halboffene Mund bewegte sich wie schlürfend bei jedem der kurzen lebhaften Athemzüge. Daneben auf dem Ledersitze stand ein in Zeitungspapier geschlagener eckiger Gegenstand, auf welchen der arme Mensch seine abgezehrte Hand legte. Zeitweilig war es, als schlummere er, sein Haupt sank nach vorn, dann hob er es wieder und schlug fröstelnd von seinem dünnen, schwarzen Rocke den Kragen empor über Hals und Wangen. Dann wieder irrte sein Blick umher zu den Gruppen der Essenden, Trinkenden, Rauchenden, Plaudernden. — Jetzt richtete er sich mühsam auf, taumelte an das Tischchen, wo ich abgesondert saß, und mit der geflüsterten Frage: „Bitte, ist frei?" langte er nach der Wasserflasche. Diese in der Hand, knickte er an seinem Platze wieder zusammen, und sie mit zitterndem Arm an den Mund führend,

trank er aus dem Kragen der Flasche. Ich rief den Aufwärter, daß er ein Trinkglas bringe, schenkte es voll, stellte es vor den Kranken und fragte, ob ihm schlecht sei.

„Sehr, sehr schlecht," hauchte er.

Ob er nicht einen Schluck Wein trinken wolle?

Er schüttelte den Kopf.

Einige Herren waren aufmerksam geworden auf den kleinen Vorgang und äußerten sich, wie mir schien, mißgünstig darüber.

Von woher er fahre? fragte ich den jungen Menschen.

„München," gab er zur Antwort.

Und wohin?

„Bukarest," stammelte er und setzte bei: „Zu Hause morgen Nacht, zwölf Uhr. Vater, Mutter."

Sein Auge flammte ein wenig auf, als er die Worte sprach und blickte dankbar, daß auf diesem weltfremden Eiland sich ein Mensch nach ihm kehre.

Was er mit sich führe? war meine Frage, indem ich auf den Gegenstand wies, auf welchen er so fürsorglich seine Hand legte.

„Vogel, Kanarienvogel," sagte er; dann netzte er wieder die trockenen Lippen, knickte in sich zusammen, und seine Brust wogte rasselnd. Es war, als ob er sich hinlegen wollte, das ging aber nicht, weil der Sitz zwischen Fenster und Thür zu kurz war.

Ein Schaffner ging durch den Saal, ich redete ihn an, ob man im Zug denn keinen Platz habe, wo sich der arme Mensch zur Ruhe begeben könne.

„Dafür sind wir da!" schnarrte mich der Bedienstete an.

„Er ist sehr krank," sagte ich.

„Das sehen wir ja." So der Schaffner, dann schlug er die Spiegelthür hinter sich zu, und der Sterbende blieb

kauern unter Zechern, Rauchern und Spielern — hilflos, wie in einer Wüste. Keiner der Herren, die sich da so trefflich unterhielten, dachte daran, daß er selbst einen Freund, einen Bruder, einen Sohn haben könne, der in fremden Landen einmal so elendiglich dahinsterbe. Die Spielkarten lassen derlei Sentimentalität nicht aufkommen. Im Gegentheile knurrte eine wahrhaftige Louis Napoleon-Visage über das Odiose, mit einem solchen Individuum, wie dieser Kranke, in einem Raume reisen zu müssen. Mir wollte das Herz brechen über Jene, die keines haben, und über dieses, das in kurzer Zeit still stehen wird, und über mein eigenes, das ihm nicht helfen konnte.

Hinaustretend, stieß ich auf dem Perron an den Schaffner.

„Ich bitte Sie," sagte ich so höflich, als es ein innerlich empörter Deutscher eben zu Wege bringt, „diesem jungen Menschen eine Schlafstelle anzuweisen!"

Der Mann sagte achselzuckend: „Schlimme Krankheit! Ist verloren!"

„Hat er denn nicht das Recht auf ein Bett? Er bricht ja zusammen!"

„Was wünschen der Herr?" schnarrte mich der Schaffner jetzt an, „schon das zweitemal sich mischen darein, wo Sie nichts angeht!"

Jetzt trat ich aber nahe vor seine Brust und sagte: „Herr, da bin ich anderer Ansicht. Wenn schon Sie mit Menschen keine Gemeinschaft empfinden: mich geht der Sterbende etwas an. Ich fordere, daß er sofort ein Lager bekomme! In Wien wollen wir ein Weiteres miteinander sprechen. Und jetzt mir aus den Augen!"

Wenige Minuten später wurde der Kranke aus dem Saale entfernt. Hinaustaumelnd, vergaß er nicht, nach dem

Käfig zu haſchen, in welchem der Vogel nun wirr umherflatterte, und ihn mit ſich zu nehmen. Man merkte, wie liebevoll er an dem Thiere hing, das in der Fremde vielleicht ſein einziger Freund geweſen.

Nun unterbrachen die Herren das Kartenſpiel, um ganz unverhohlen dieſen Burſchen zu tadeln, der aus dem Halſe einer gemeinſamen Waſſerflaſche getrunken hatte.

„Er ſchien einer Ohnmacht nahe geweſen zu ſein," ſuchte ich ihn zu entſchuldigen, „und iſt ſeiner Sinne nicht mehr mächtig genug, um nach einem Trinkglaſe zu rufen."

Das zeige ſehr wenig Lebensart, bemerkte das Napoleongeſicht, die Flaſche müſſe man zum Fenſter hinauswerfen. So etwas ſei abominable!

Jetzt mußte ich mich erheben. „Meine Herren! Hier mitten in einem Wuſt von Luxus und herzloſen Leuten ſtirbt ein Menſch. Man moquirt ſich darüber, daß er den Tropfen Waſſer, die letzte Labe, genommen, ohne erſt zu fragen, wie es ſich ſchicke. Iſt Keiner unter Ihnen, der einen geliebten Menſchen in der fremden Welt weiß zu dieſer Stunde? Iſt Jeder für ſich und die Seinen ſicher vor Unheil? Vergeſſen wir nicht, meine Herren, daß auch wir einmal ſterben müſſen! Gott gebe, daß es nicht unter Barbaren ſei!"

Salonmäßig war das nicht geſprochen. Sie ſchwiegen, ſchoben Geld hin und her und vertieften ſich in ihre Kartenblätter, in dieſes univerſelle Elementarlehrbuch des Eigennutzes und der Uebervortheilung.

Endlich in Wien angekommen, empfahl ich den Kranken der Obhut eines Beamten und eilte meinem trauten Kreiſe zu, in welchem ich den Weihnachtsabend fröhlich beging. Erſt als die Ruhe des Schlafgemaches mich umgab, fiel mir der arme Menſch wieder ein, der wohl auch das Chriſtfeſt bei

ſeinen Lieben daheim begehen wollte und auf der Reiſe dahin... Möge Gott das ſchwache Lichtlein dieſes jungen Lebens hüten, bis der Sohn am Mutterherzen ruht in der Heimat!

Mehrere Tage ſpäter ſaß ich mit einem guten Bekannten zu Wien in der Reſtauration „Gauſe". Wir Städter haben Alle ein flüchtiges Herz, und das Begebniß im Orientzug war ſchon vergeſſen. Der gute Bekannte führte es aber wieder in meine Erinnerung zurück, und zwar auf eine unerhört ſeltſame Weiſe.

Er war ein Mediciner, der ſich viel im anatomiſchen Saale beſchäftigte und davon mit großem Behagen mancherlei für gewöhnliche Menſchen Schauderhaftes zu erzählen liebte. Ich erinnere mich unter Anderem, daß er ſagte: Vor todten Menſchen im Secirſaal habe er gar keinen Reſpect, wohl aber vor ihren Kleidern! Ein todter, kleidloſer Menſch ſei ihm nichts, als Cadaver; aber der Anzug, den ein Todter noch am Leibe habe, gemahne an Individuelles, Menſchliches, ſei ein unheimlich ſprechendes Denkmal aus deſſen Leben. In den Kleidern halte ſich die Seele länger auf als im Körper ſelbſt. — Wer das Herzweh kennt, das aus dem zurückgelaſſenen Anzuge eines theueren Verſtorbenen uns anfliegt, der weiß, wie das gemeint iſt. Da erzählte der Mediciner von einem jungen Lebemann, den mitten im Reigen eines Balles der Schlag getroffen hatte. In Frack, weißer Cravatte, Glacéhandſchuhen und Glanzſtiefeln lag er da und ſollte ſecirt werden. Mit Schaudern wandte ſich der Profeſſor ab: „Der iſt ja noch Menſch! Entkleidet ihn!"

„Geſtern haben wir einen intereſſanten Fall gehabt," fuhr mein Profeſſor fort und ließ eine friſche Flaſche anſtechen. „Wenn Sie ihn nicht weiter erzählen, ſo will ich ihn Ihnen mittheilen."

„Weiter erzählen! Ich? Wo denken Sie hin!“ rief ich, über die Zumuthung schier entrüstet, „blos drucken lassen werde ich den Inhalt, wenn er wirklich interessant ist.“

„Das können Sie thun,“ sagte er, „dann wird wohl eine Novelle daraus, deren Ursprung und Wahrheit Niemand nachforscht —“

„Und nachzuforschen das Recht hat. Die Novelle, der Roman, das Gedicht ist ein Beichtsiegel, unter welchem man der Welt alles erzählen kann, ohne daß es aufhört, Geheimniß zu bleiben. Also?“

„Vor vier Tagen,“ erzählte der Mediciner, „kam uns aus einem Spital der Cadaver eines jungen Menschen zu, der auf der Heimreise von München nach Bukarest unterwegs gestorben sein soll. Tuberculose. Ein Handelscommis oder Student, man hat nichts bei ihm gefunden. Aermliche Verhältnisse. Scheint seine letzte Habe darangesetzt zu haben, um mit dem raschesten Zuge weiter zu kommen. Der große Jäger hat ihn doch ereilt.“

Da der medicinische Professor meine Spannung, die sich bei jedem seiner Worte steigerte, bemerkt hatte, fuhr er fort: „An achtzig Kreuzer soll der Bursche in der Tasche gehabt haben und einen lebendigen Kanarienvogel in einem Bauer bei sich. Ich habe zufällig einen Blick in das kleine Inventar geworfen. Da man den Cadaver sozusagen für herrenlos hielt, so hat man darüber verfügt. Allerdings etwas voreilig. Denn gestern erschien im Secirsaal ein Mann und begehrte in einer Sprache, die halb ungarisch und halb türkisch war, die Leiche seines Sohnes zurück, die — wie er wisse — in das anatomische Institut gekommen sei, aber gegen seinen Willen, denn er wolle sein einziges Kind nicht zerstückeln lassen. Er sei aus Bukarest und herbeigeeilt in Folge eines

Telegramms, das der Junge sterbend von Wien aus an seine Eltern abgeschickt hatte. Leider sei er zu spät gekommen, aber die Leiche wolle er haben. — Wir wußten", fuhr der Professor fort, „nur zu genau, um welchen Cadaver es sich handle, konnten dem Manne aber nicht sagen, daß die Leiche seines Sohnes schon der Wissenschaft zum Opfer gefallen sei. Denn rein genommen, wir hatten nicht das Recht dazu gehabt, wir hatten die gesetzliche Frist nicht abgewartet, innerhalb welcher eine Leiche von Verwandten reclamirt werden kann. Wir bedeuteten nun dem Manne, daß der Leichnam schon sehr in Verwesung übergegangen wäre und es nicht rathsam sei, das Bild, welches er von seinem Kinde etwa in der Seele trage, durch eine grausame Wirklichkeit zu zerstören."

„Da habt Ihr Euch gar fein ausgedrückt," bemerkte ich, „und Ihr seid ja sehr humane Leute, welche beim Rock zwar sentimental werden, aber die Haut ohne Gewissensscrupel abschinden."

„Als der alte Rumäne unsere Ausflüchte hörte," erzählte der Professor weiter, ohne meinen unhöflichen Ausfall zu beachten, „ballte er die Fäuste und schrie: Sein Kind wolle er! Wenn er die Leiche nicht sofort ausgefolgt erhalte, so schlage er einen Lärm, der in der Welt wiederhallen würde. — Herr, sagte ich begütigend, das wird nicht nöthig sein. Wir begreifen Ihre Aufregung sehr wohl, und wir werden dem Vaterherzen das Seine nicht vorenthalten. Doch ist momentan der Saal geschlossen. Kommen Sie in drei Stunden wieder, und Sie sollen Ihren Sohn haben! — Das war ihm recht, beruhigt ging er davon. Ich eilte zu den Studenten und fragte, wer den Cadaver Nummer 29 behandelt habe? Der und der. Sei nichts mehr davon da, als der gut

erhaltene Kopf, den ſich ein junger Mediciner präpariren wolle. — Herbei mit dem Kopf! Und auch ſchnell einen beliebigen Körper dazu. — Ein männlicher ſei augenblicklich nicht vorhanden, wohl aber jener der aus der Donau gezogenen Selbſtmörderin. — Es ſei darum! Man enthaupte die Dame, hefte den Kopf des jungen Rumänen daran, bekleide die Leiche mit deſſen Anzug und bahre ſie auf!"

Ich wollte mich bei dieſer Erzählung erheben, denn mir graute, aber noch nicht ſo ſehr vor den ſo zugerichteten Leichen, als vielmehr vor der bodenloſen Frivolität einer Wiſſenſchaft und deren Jünger, welche ſich immer mit der humanitären Größe ihrer Miſſion brüſten.

„Bleiben Sie doch!" rief der Profeſſor und zerrte mich auf meinen Sitz zurück.

„Sie werden ſehen, wie wohlthätig die kleine Komödie gewirkt hat. — Als die drei Stunden vorüber waren, ſtand der Alte auch ſchon vor der Thür. Er ward zur angeblichen Leiche ſeines Sohnes geführt. Davor ſank er aufs Knie, küßte das Haupt und weinte und war beruhigt. Warum hätten wir dem Manne nicht dieſe einzige Beruhigung verſchaffen ſollen? Es war ein reiner Liebesdienſt. — Dann wurde der Sarg in den Leichenwagen geſchoben, und der Vater folgte ihm auf den Centralfriedhof. Wir haben von Beiden nichts mehr gehört."

Lieber Leſer, dieſe Erzählung habe ich zu einer Weihnacht aufgeſchrieben. Es wird gut ſein, daß wir auch zur heiligen Stunde eingedenk ſeien der Irrpfade, welche die Menſchheit wandelt. Im prachtvollen Eiſenbahnzug laſſen wir ihn lablos verſchmachten, in der Klinik zerfleiſcht man ihn mit einem Wiſſensdrang, der nur mit dem Heißhunger eines Raubthieres vergleichbar iſt, und den Vater betrügt man um

die theuren Reſte des Kindes. — Wie herrlich weit wir es doch gebracht haben!

Glocken, die vom Thurm Liebe verkündet haben, ſchmilzt man heute ein, um Kanonen daraus zu gießen. Und die Wiſſenſchaft jubelt: Sieg! Sieg!

Nur in der einzigen Gottesfrühlingsnacht, da die Bäume in feurigen Knoſpen ſtehen, in Flammenblumen blühen, zittert über dieſen geheimnißreichen Märchenwald der Klang eines Glöckleins hin, leiſe mahnend an Gemüth und Liebe. Und dann wieder nichts, nichts davon. O ſonderbare Welt!

Gräßliche Enthüllungen.

An einem Julisonntag war's, zur heißen, stillen Nachmittagsstunde. Menschen und Thiere ruhten in süßer Trägheit. Im Kiefernschachen, der von einem Holzzaune umgeben war, und zwischen dessen Gestämme mancher Sonnenstrahl hinsickerte, saßen abseits von der Heerde unter einem Baume zwei Geschöpfe Gottes.

Eine junge falbe Kuh war's und ein dunkelgrauer Stier. Dieser letztere legte sein großes Haupt mit der schlotterigen Halsfahne so auf das knisternde Moos hin und fächelte mit dem buschigen Schweife manchmal die Mücken weg von seinem Körper. Im Uebrigen schien er sich um nichts zu kümmern. Die Kuh saß neben ihm, hielt ihren zarter gebauten Kopf mit den zierlichen Hörnern empor und beleckte den Hals und die Schulter des trauten Genossen. Dann hielt sie selbst ihr Haupt hin, daß er ihr den gleichen Gegendienst erweise, aber der graue Bursche that nichts desgleichen, sondern lehnte seinen klobigen Kopf mit halbgeschlossenen Augen an seinen Bauch nieder. Die Kuh begann ihn zwischen den Hörnern zu lecken und sagte:

„Du biſt heute wieder einmal nicht gut aufgelegt."

Der Stier knurrte.

„Und ſo faul!" ſagte ſie.

„Nie wieder!" knurrte der Stier.

„Du haſt halt Deinen hantigen Tag. Aber mit Mißmuth macht man's nicht beſſer. Schau Andere an, ſie genießen ihr Leben."

„Die Kurzſichtigen," verſetzte der Stier. „Wenn man ſchon nicht den Muth hat, ſich das Leben zu nehmen, ſo ſollte man wenigſtens —"

„Mein Gott, was fehlt Dir denn?" unterbrach ihn die Kuh. „Du biſt jung, geſund, wirſt nicht an den Pflug geſpannt, kannſt immer nur Deinen Vergnügungen nachgehen."

„Bedanke mich! Saubere Vergnügungen das, den Stamm eines ſo armſeligen Geſchlechts zu halten. Ich denke eben nicht an mich allein, wie die Egoiſten, ich denke an die Gattung. Ich denke an die Ahnen, die als Urochſen in den Wildniſſen groß und frei gelebt haben. Ich denke an die heutigen Nachkommen, die in entehrendſter Sklaverei ſchmachten und zu ſtumpfſinnig ſind, um die Schmach zu empfinden."

„Ich ſehe doch eher eine Ehre darin, mit den Menſchen zu ſein, dieſen bevorzugteſten Weſen —"

„Dumme Drulle!" unterbrach ſie der Stier.

„Ich habe mich bei ihnen gar nicht zu beklagen," fuhr die Kuh fort. „Der Bauer, bei dem ich lebe, hat mir eine eigene Perſon beigegeben, die mich auf die Weide begleitet, in großen Körben Futter in den Stall trägt, damit ich auch im Barren etwas finde. Sie führt mich freundlich zur Tränke, wenn ich Durſt habe, ſie reicht mir Salz und Brot, wenn mich nach Leckerbiſſen verlangt, ſie ſtriegelt mir den Wuſt vom Körper, ſchneidet mir die Klaue, kurz, pflegt mich auf

alle Weise, und zwar weit besser, als die alte Person, des Bauers Schwester, die mühselig ist und nicht mehr arbeiten kann, gepflegt wird. Ich sage, was wahr ist, und es wäre Undank von mir, wollte ich nicht zufrieden sein. Gestern zum Beispiel kam der Bauer in den Stall und streichelte mich und gab mir schmeichelhafte Kosenamen, was mich umsomehr rührte, als der Bauer sonst ein roher Mensch ist, der sogar sein Weib schlägt. Die Kuhmagd besonders steht mit mir auf freundschaftlichstem Fuße —"

„Und zieht Dir die Milch aus dem Euter!" sagte der Stier.

„Aber das ist mir ja angenehm," rief die Kuh; „als ich mich vor einiger Zeit im Walde verirrt hatte und außer Haus übernachten mußte, plagte mich das volle Euter ganz entsetzlich. Mit Thränen in den Augen dankte ich der Magd, als sie mir nachher den Zustand erleichterte. Zudem singt sie beim Melken mir zu Lieb allerlei lustige Liedeln, während die weißen Brünnlein in den Zuber rieseln. Ich mache mir sogar den Spaß, ihr die Milch zu verweigern, wenn sie einmal übellaunig ist und nicht singt."

„So tief seid Ihr schon gesunken, daß Ihr keine Ahnung habt von der Schmach? Mit dem Einzigen und Besten, womit Ihr Eure eigenen Nachkommen atzen solltet, nährt Ihr Euere Feinde, Euere gewissenlosen Peiniger, Schacher und Schlächter."

„Mäßige Dich, Freund!" verwies ihn die Kuh. „Du bist ein Sauertopf. Du siehst nur überall das Schlimmste und bist ungerecht."

„Sage mir einmal, vertrauensseliges Herz Du, hast Du Deinen Vater noch gekannt?" fragte der Stier. „Er ist erst vor Kurzem als alter Ochse umgekommen. Seit zwölf Jahren

hat man ihn zu Schanden geprügelt. Im Sommer an den Pflug gespannt, an die Heufuhr, an die Kornfuhr, an den Steinwagen, im Winter an den Holzschlitten, an den Streukarren bergauf, daß er unter den Peitschenhieben oft laut gestöhnt hat. Dazu schlechtes Futter, finsteren, übelriechenden Stall, dem Muthwillen der Rangen ausgesetzt. Als er zu kränkeln begann, goß man ihm mit Gewalt ganze Flaschen der abscheulichsten Flüssigkeiten in den Rachen; dann begrub man ihn halb in seinen eigenen Unrath, um ihm das Blut wieder aufzufrischen, wie der weise Arzt in seiner edlen Menschenstirn dachte. Aber das arme Thier that das Klügste, was ein Ochse thun kann, es starb. Weil es sehr mager war, begruben sie es draußen am Steinhaufen, nachdem sie ihm die Haut abgezogen hatten. Und das, meine Liebe, ist die Lebensgeschichte Deines Vaters."

„Es kann ja sein," sagte hierauf die Kuh kleinlaut. „Lieber Gott, arbeiten, leiden und sterben müssen wir alle."

„Und weißt Du das von Deiner Mutter?" fragte der Stier.

„Ja freilich!" rief die Kuh, „und meine Mutter ist gerade ein Beweis, wie unrecht Du hast und wie edel die Menschen sind. Meine Mutter ist nie an den Pflug oder Wagen gespannt worden. Sie ist nie geschlagen worden, außer wenn sie beim Melken ungeberdig war. Neun Junge soll sie geboren haben, da kannst Du Dir denken, wie brav sie gehalten worden sein muß. Dann als sie zu altern anhub, ist man erst recht lieb und gut mit ihr umgegangen; sie hat das beste Heu bekommen, den feinsten Klee, gekochte Rüben und allerhand Kraut mit Salz und Brei zubereitet, daß die alte Frau allmählich ganz fett geworden ist."

„Und als sie fett war?" fragte der Stier.

„Als ſie fett war, da — iſt ſie mir aus den Augen gekommen, und ich habe ſie ſeither nicht wieder geſehen."

„Soll ich Dir erzählen, was mit ihr geſchah?" fragte der Stier. „Es kam ein dicker rother Mann in den Stall, warf ihr um die Hörner einen Strick, führte ſie davon, in einer Hütte riemte er ſie an, daß ſie am Vorderleib ein wenig emporgezogen werden konnte, ergriff dann eine ſchwere Hacke und ſchlug ihr dieſelbe ſo lange auf die Stirnplatte, bis ſie todt zuſammenſtürzte. Hernach häutete er ſie ab, zerſchnitt ſie in hundert Theile, und die Leute kamen und aßen ſie auf."

Ueber dieſe Erzählung ſtutzte die Kuh ein wenig, dann ſagte ſie: „Wer weiß, ob das wahr iſt. Es wird viel geſchwatzt auf der Welt."

„Man hat ſie geſotten und gebraten und beim Schmaus geflucht über das rabenzähe Fleiſch; und das war die Ehre, die man ihrem würdigen Alter angethan hat. Wo man nicht nach Kälbern und Milch oder nach Zugkraft ausſchaut, da ſchlachtet man uns lieber in den beſten Jahren, und ſie ſagen, ihre fürnehmſte Kraft und Geſundheit und Geiſtesſtärke hätten ſie vom Thierfleiſch. Es iſt eine Mörderbande, dieſes Menſchenvolk."

„Du macheſt Einem ganz ach und weh," entgegnete nun die Kuh. „So ſchlimm wird es doch nicht ſein, um Gotteswillen!"

„Wo ſind denn Deine acht Geſchwiſter hingekommen?" fragte der Stier.

„Die werden wohl in die weite Welt ſein," antwortete die Kuh. „Sie müſſen eben ſelber ſehen, wie ſie ſich fortbringen."

„Darauf brauchen Sie nicht zu ſehen," ſagte der graue Geſelle, „fortgebracht werden ſie unter allen Umſtänden. Die

Einen zu jahrelangem Sklavenjoch, die Anderen zu frühem Tode."

Die Kuh war aufgestanden. Sie starrte den Genossen mit großen Glotzaugen an. Endlich sagte sie: „Wenn man nicht wüßte, daß Du schon aus Grundsatz immer nur Böses sagst von den Menschen, man müßte Dir glauben. Nein, nein, wenn ein Gott im Himmel ist, der uns erschaffen hat, so können solche Greuelthaten nie und nimmer geschehen. Er hätte das entartete Geschlecht, welches sich von dem Fleische ihm ähnlich gearteter Mitwesen ernährt, längst vernichtet."

„Nun habe ich noch eine Frage an Dich," sagte der Stier, ohne sich um die erregten Auslassungen der Gefährtin weiter zu kümmern. „Weißt Du, was aus unserem Sohne geworden ist?"

„Schau," sagte die Kuh, „auch dem hat der Bauer allerhand Gutes gethan. Ich bin ganz gerührt, wenn ich daran denke, daß man mich in der Zeit, da das Kalb bei mir war, nicht ein einzigesmal gemolken hat, nur damit der Junge genug gehabt. Ja noch mehr, die Magd hat ihn täglich dreimal genudelt, mit Mehlklößen gefüttert und ihn gehätschelt, nicht anders wie ein eigenes Kind. Die guten Menschen!"

„Und nachher?" fragte der Graue.

„Ja, nachher ist der Kleine in die Stadt gezogen, wo er gewiß sein gutes Fortkommen finden wird," antwortete die Kuh.

„Du hast recht," sagte der Graue, „er ist in die Stadt gezogen, und zwar in sicherer Begleitung: Voran der Fleischerknecht, hinten der große Hund, der grauenhaft bellte und das Kalb, welches von der Mutter nicht fort wollte, be-

ständig in die Beine biß, daß es ganz blutig zur Stadt kam. Dort wurde es in eine große Halle geführt, wo Kälber, Ochsen und Schweine zu Dutzenden bei den Füßen aufgespießt an den Wandhaken hingen. In dieser Halle wurde es zu Boden geworfen und todtgestochen."

Die Kuh stand starr, als wäre sie aus Stein gemeißelt. Dann stieß sie ein Geplärre aus, um ihren Schreck und ihr Leid auszudrücken. Aber Worte brachte sie nicht mehr hervor, sie hatte vor Entsetzen die Sprache verloren.

Der Graue versank in dumpfes Hinbrüten.

Als die Schatten wuchsen, kam ein kleiner Hirtenknabe und trieb die Heerde hinaus auf die Weide, wo sich alle das Gras munter schmecken ließen. Auch die junge falbe Kuh hatte nichts mehr in ihrer Vorstellung, als Klee und Klee. Nur der Stier fraß nicht: er stand in seiner massigen Gestalt schwerfällig da und schaute mit Ingrimm auf den Hirtenjungen hin. — Mit zehn solchen Creaturen, dachte er, würde ein einziges Rind fertig, und hier lassen sich mehr als ein Dutzend kräftiger Rinder von diesem Zwerge umhertreiben, weil er eine Gerte in der Hand hat. So tief sind wir gesunken. O, wen Gott verläßt, der wird feige! — Wie anders sind wir einst dagestanden! Der Büffel, vor dem ganze Raubhorden geflohen sind! Im Aegypterlande sollen sie den Stier sogar zum Gott erhoben haben! Wenn das von der Seelenwanderung wahr wäre, was müßte ich in diesem Falle einst für ein niederträchtiges Rindvieh gewesen sein, daß ich zur Strafe nun als zahmer Ochse unter Menschen leben muß! Allein das, was ich jetzt dulde, läßt mich für das nächste Leben etwas Besseres erwarten. Womöglich möchte ich ein ganz winziges Wesen werden, etwa ein tausendfältiger Mosquito, oder eine Tarantel, oder eine giftige Bakterie —

dann ſollteſt Du einmal ſehen, lieber Menſch, wer der Stärkere iſt. — Ja ja, wir kommen noch ſo an die Reihe, ich bin vollkommen davon überzeugt. Und was Du heute dem unſchuldigen Thier anthuſt, hochmüthiger Herr der Schöpfung, das wird Dir noch heimkommen — verlaß Dich darauf! —

Ein Hieb mit der Gerte, der Stier trollte weiter und ſchwieg. Ob er nun den Menſchen predige, oder ſeine Leidensgenoſſen aufklären und aufwiegeln wolle, es half nichts, es war ganz vergebens, zu dieſer Einſicht war er gekommen. Seither blieb er ſtumm, er wie ſeine Schickſalsgefährten — und unter meinen Leſern dürfte Keiner ſein, der jemals wieder ein Rind ſprechen gehört hätte.

Soweit iſt der Ochſe dem Menſchen voraus, der Menſch iſt noch nicht zur Einſicht gekommen, daß alles Reden umſonſt iſt.

Die Geſchichte vom Hektor.

Ich habe einen Freund, der Dichter iſt. Er hätte aber gar nicht nöthig, zu dichten, denn er beſitzt einen ſo reichen Schatz von Lebenserfahrung, daß er nur dieſe aufzuſchreiben brauchte, um etwas zu leiſten. Aus dem Vielen, was dieſer Mann aus ſeinem mannigfaltigen Leben erzählt hat, theile ich hier — mit ſeiner Geſtattung — ein einzig Stücklein mit: Die Geſchichte von ſeinem Hektor.

„Da hatte ich," ſo ſagte er eines Tages, „viele Jahre lang einen Vorſtehhund. Und dieſer Kamerad — ich geſtehe es offen — brachte mich bisweilen ganz merkwürdigerweiſe in den Ruf eines Aufſchneiders, bis der ſtattliche, weiße und braungefleckte Junge in der ganzen Stadt bekannt war und mir alſo genügende Zeugenſchaft für meine Ausſagen zur Seite ſtand.

Ich will von dieſem Thier nur ein paar Stücke erzählen, und zwar zuerſt eines der ſtadtbekannteſten: Hektor als Küchenbote. Wir wohnten in der Vorſtadt und unſer Hausperſonale beſtand aus mir, meiner Frau und dem Hektor. Da ich im Amt zu thun, meine Frau die häuslichen Arbeiten

zu besorgen hatte, so lag es nahe, den Hektor, der höchst gelehrig und ein ausgezeichneter Apporter war, für gewisse Botendienste abzurichten. Die kleine Mühe ward glänzend belohnt. Am Morgen, nachdem Hektor sein Frühstück genossen hatte, strich er stets schon in der ganzen Wohnung herum und suchte den Fleischkorb. In diesen legte meine Frau einen Zettel an den Fleischer auf dem J.-Platz, sammt dem gezählten Gelde. Dann legte sie den Korbhenkel dem Hektor in die Schnautze und der Hund eilte damit munter davon. Nach achtzehn Minuten kam er allemal wieder zurück und hatte im Korb das verlangte Fleisch. Häufig begegnete er auf dem Rückweg mir — seinem Herrn, der ins Amt ging — dem wedelte er wohl ein wenig über die Gasse mit dem Schweif zu, als wollte er sagen: „Grüß' Dich, aber jetzt muß ich Fleisch tragen!" nahm weiter nicht von ihm Notiz, sondern vollführte seinen Auftrag.

Da geschah es einmal, daß Hektor in der Fleischbank ein altes Weib anknurrte, wofür er von dem Ausschroter einen Fußtritt erhielt. Das verdroß ihn derart, daß er von diesem Tage an nicht mehr zum Fleischer am J.-Platz ging, sondern in einer Markthude einkaufte. Auf dem Markte kannte man ihn bereits. Meiner Frau fiel es auf, daß nun Hektor allemal von dem Gelde vier Kreuzer zurückbrachte, sie sagte mir, es sei das Fleisch billiger geworden, aber mehr als um vier Kreuzer schlechter. Als ich hierauf einmal mit dem Fleischer vom J.-Platz im Wirthshause beisammensaß, stellte ich ihn darob zur Rede, daß er nun wohl lauter Stiere und alte Kühe schlachten müsse, worauf er mir mittheilte, sein Fleisch ändere sich weder in der Qualität noch im Preise; mein Hund komme schon seit längerer Zeit nicht mehr in seine Bank, er sei dort — wes-

weg der Ausſchroter auch ſchon ſeinen Verweis erhalten — beleidigt worden.

Bei den Marktbuden hatte ſich mittlerweile Hektor alle Krämer und Höckerinnen zu Freunden gemacht und es war ein großes Klagen, als der Hund von mir den ſtricten Auftrag erhielt, das Fleiſch wieder in der Bank auf dem J.-Platz zu holen.

Manchmal, wenn er ſeine Dienſte zu ganz beſonderer Zufriedenheit verrichtete, bekam Hektor von mir ein Vierkreuzerſtück geſchenkt, mit dem er ſich in einer Selcherei der H.-Gaſſe eine Wurſt kaufte. Er trug das Geldſtück zwiſchen den Zähnen hin und nahm dafür die Wurſt in Empfang, von der er genau wußte, daß er ſie nicht nach Hauſe tragen müſſe, ſondern verzehren dürfe.

Einmal, als ich in mein Amt ging und Hektor, wie gewöhnlich, wenn er kein Geſchäft hatte, mich begleitete, erſuchte mich meine Frau, ihr ein Paar Strumpfbänder mit nach Hauſe zu bringen, bei W. in der H.-Gaſſe bekäme man ſie, das Paar zu vierzig Kreuzer. Ein Ehemann muß endlich auch ſolche Commiſſionen ausführen können. Ich gehe zu W., kaufe die Strumpfbänder — kirſchrothe, die gefallen mir am beſten — und wie ich ſie zahlen will, habe ich kein Geld im Sack. Der Kaufmann betheuert, das habe nichts zu ſagen, ich ſolle die Bänder nur mitnehmen und ſie gelegentlich einmal begleichen. Das mag ich aber nicht; es könnte vergeſſen werden. „Herr W.," ſage ich, „geben Sie mir gütigſt ein Stück Papier." Ich ſchreibe darauf: „Frau! Schicke durch den Ueberbringer dieſer Strumpfbänder vierzig Kreuzer!" So gebe ich es dem Hunde mitſammt den Bändern in die Schnauze: „Das trag' zum Frauerl! Und dann komm' wieder her da!"

Er läuft davon und kommt sehr lange nicht zurück. Ich muß ins Amt und denke: „Wart', Hektor! wir wollen einmal ganz curios miteinander reden, wenn Du leichtsinnig werden willst! —" Endlich kommt er zum Kaufmann W., hat in Papier gewickelt die vierzig Kreuzer in der Schnauze. Es ist in Ordnung.

Wie ich nach Hause komme, fällt es mir auf, daß die Frau nicht ganz eben gestimmt ist. „Von Dir kann man auch nichts haben," sagt sie ein- ums anderemal. Da frage ich, ob die Strumpfbänder recht wären? — „Welche Strumpfbänder? Du hast mir ja keine nach Hause gebracht." — „Ich bitte, ich habe sie Dir ja durch Hektor geschickt und Du hast durch den Hund die vierzig Kreuzer zum W. gesandt, wie ich Dir's im Zettel aufgetragen." Da stutzt meine Frau und sagt: „Was Du für Bekanntschaften haben mußt in der Stadt, daß der Hektor gewohnt ist, die Strumpfbänder anderswo hinzutragen! Zu mir ist der Hund mit den Strumpfbändern nicht gekommen." — Die Situation war grauenhaft. Ich hatte keine Ahnung, wo das Vieh die Bänder verkauft haben konnte.

Am nächsten Tage gehe ich wieder zu W., kaufe ein Paar Strumpfbänder, gebe sie dem Hund und spähe, wohin er sie trägt. Er läuft schnurstraks zum Selcher, wo er sich die Würste zu kaufen pflegt. Dort hatte man ihm das erstemal die Bänder um den angegebenen Preis abgenommen, weil man meinte, er sei nun Waarenausträger geworden und man wollte sich seine Wurstkundschaft nicht verscherzen. So war das zur allgemeinen Zufriedenheit aufgeklärt.

Ich hatte den Hektor auch dahin gebracht, daß er — wenn ich am Clavier saß — mit mir sang. Damit producirten wir uns oftmals in lustiger Wirthshausgesellschaft.

Hektor that es ſehr ungern und gähnte allemal, ſo oft ich ihn aufforderte, zu mir auf die Bank zu ſteigen und mit mir zu ſingen; doch weigerte er ſich nicht weiter, nur durfte er Niemand eſſen ſehen, ſonſt ſtarrte er auf den Teller und leckte die Schnauze und kam vor lauter Zerſtreutheit zu keinem Ton. Gewöhnlich ſetzte er zu laut ein, auf meinen Befehl: „Piano! Hektor! Piano!“ ſang er nach mehrfachen Verſuchen höchſt decent. Die Komik war ſo unwiderſtehlich, daß den Leuten vor Lachen die Thränen in den Augen ſtanden.

Einmal war ein Streit unter den Jägern. Der eine wollte im Walde zwei Wildſchnepfen geſchoſſen haben, was man ihm nicht glaubte, weil nur eine aufgefunden wurde. Es kam zu einer Wette und der Jäger ließ mich erſuchen, daß ich ihm meinen Hektor leihe, die zweite Schnepfe aufzuſuchen. Ich führe den Hund zum Jäger, faßte dieſen am Rockflügel und ſagte zum Hund: „Hektor, paß auf! Jetzt gehſt Du mit dieſem Herrn! Das iſt jetzt Dein Herrl!“ Hektor wedelt mir noch mit dem Schweif zu und läuft mit dem Jäger davon. Sie gehen in den Wald, der Hund ſoll die erſchoſſene Wildſchnepfe ſuchen. Er ſchnüffelt im Buſchwerk hin und her und ſchon nach wenigen Minuten bringt er den Vogel.

Der Jäger iſt entzückt, und da der Hund ſehr zuthunlich iſt und nicht von ihm weicht, als ſie an meinem Hauſe vorübergehen, ja ſelbſt als ſie mir auf der Gaſſe begegnen, nicht von ihm weicht, ſo will er ſich ihn zu eigen erwerben. Im Wirthshaus iſt's, wo wir wieder beiſammen ſind. Der Jäger an ſeinem Platz und Hektor neben ihm, der wedelt ein wenig mit dem Schweif, wenn ich ihn anblicke, kümmert ſich aber nicht weiter um mich. „Freund,“ ruft mich der Jäger an, „den Hund kaufe ich Dir ab.“ — „Er iſt nicht feil,“

ſage ich. „Was nutzt's Dir denn," ſagt er, „Du biſt kein Jäger und der Hektor geht doch nicht mehr von mir und Du magſt wohl ſingen: Will ſich Hektor ewig von mir wenden! Er will nicht mehr zu Dir!" — „So?" ſage ich, „wenn Du das glaubſt, ſo verſtehſt Du meinen Hund ſehr wenig. Verſuch's, geh' jetzt zur Thür hinaus und rufe ihn." — Gut. Der Jäger geht zur Thür, ich gehe zum Hund und ſage ganz ruhig: „Hektor, Dein Dienſt bei dieſem Herrn iſt aus, Du gehörſt wieder mir." Vor Freuden winſelnd, ſpringt er mir an die Bruſt. — „Hektor!" ruft der Jäger an der Thür, „komm'!" — Der Hund achtet's nicht und ſchmiegt ſich an meinen Fuß.

Der Jäger tritt näher und lockt ihn mit den ſchmeichelhafteſten Worten und Geberden. Der Hektor weiſt ihm die Zähne und knurrt. — Nun erſt hat's der Jäger geglaubt, daß der Hund noch mein gehört.

Hektor hatte eine Leidenſchaft und an der iſt er auch zugrunde gegangen. Er ſtellte ſich auf der Straße ſtets vor die Pferde und bellte ſie an. Eines Tages wurde er von einem Tramwaypferd niedergetreten und das Wagenrad ſchnitt ihm den Fuß weg. Ich ließ das arme Thier ſofort in das Thierſpital bringen, aber der Arzt erklärte den Hund für verloren und gab ihm Gift. Es wirkte nicht. Die Portion wurde verdoppelt, der Hund lebte. Das Gift wurde verſtärkt, der Hund wollte nicht ſterben. „Herr!" rufe ich, um Gotteswillen, ſo befreien Sie das Thier von ſeinem Leiden!" Der Arzt zuckt die Achſeln und vervielfacht die Stärke des Giftes. Der Hund ringt mit den fürchterlichſten Martern, blickt mich mit verglaſten Augen herzdurchdringend an und kann nicht ſterben. — Da ſtreichle ich mit der Hand ſein Haupt und ſage: „Hektor! Jetzt wirſt Du fortgehen, weit von Deinem

Herrl fortgehen — weit!“ — Er legt den Kopf hin und iſt todt . . . .

Ich — weine ſo leicht nicht, aber diesmal — verzeihe mir.

Alſo hatte eines Tages mein Freund Karl Morré erzählt, und ſein Hektor ſoll ein Denkmal haben in dieſem Buche.

Wie man Urgroßvater wird.

Vor einiger Zeit hat's wieder einmal einen besonderen Ehrentag gegeben. Einen Zimmermann ging er an. Der hatte seit „undenklichen Zeiten her" den Leuten so emsig Häuser, Schränke, Betten, Wiegen und Särge gebaut, daß er darob sich selber fast übersehen hätte.

An einem Sonntagnachmittage, als sein Weib, die großen Glasaugen auf der Nase, in einem sehr deutlich gedruckten Erbauungsbuche stiller Andacht oblag und der Zimmermann auf der Bank lag und langweilshalber in alten Blättern umkraute, entdeckte er, daß schon vierundsechzig Jahre verflossen waren seit seinem Hochzeitstage. Er wischte sich die Augen und schaute jetzt einmal auf seine Gesponsin hin. In der That, sie war nicht mehr ganz jung, er erinnerte sich jetzt, daß sie dazumal als achtzehnjähriges Mädel im Gesichte wesentlich glatter und farbenfrischer ausgesehen hatte. Das macht aber nichts, sie ist doch die Nämliche, die er sich dazumal nach reiflicher Ueberlegung erkoren, die dazumal gar so holdselig und herzig gewesen war — sie mag sich jetzt zeitweilig verstellen wie sie will, sie ist doch die

Nämliche! — In dieſem unerſchütterlichen ſüßen Glauben that er ſein Nachmittagsſchläfchen.

Als das vorüber, war er ſo unvorſichtig, ſeine Entdeckung dem Weibel mitzutheilen.

„Was nicht noch!“ rief dieſes, „vierundſechzig Jahre! Tollpatſch, der nicht einmal rechnen kann!“

Die Sache wurde aber ruchbar, war auch nicht zu leugnen, und die Inſaſſen des Dorfes drangen auf den Zimmermann ein, daß er die goldene Hochzeit begehe. Die Gelegenheit dazu wäre eine ſo ſeltene, daß er ſich der Ehre und das Dorf der Freude und Erbauung nicht berauben dürfe.

Da er mit irdiſchen Gütern nicht geſegnet war, ſo erboten ſie ſich, alle Unkoſten der Feier tragen zu wollen. Nur das Weib ſträubte ſich noch dagegen, ſie habe nicht das Gewand dazu, um ein Schauſtück abzugeben für die ganze Pfarr'! Erſt als die Hochzeitsmutter mit einem rothſeidenen Tuche kam, das ſie der alten Frau über Schultern und Buſen legte, hielt dieſe einige kleine Schäden des Angeſichtes für gedeckt und ſie willigte ein.

Hernach kam das Feſt, an welchem die ganze Gemeinde ſich betheiligte und zu welchem auch ich beigezogen wurde. Mir ward die Ehre, das Brautpaar zur Kirche zu führen und dann ins Wirthshaus, wo wir unter Muſik und Geſang neun Stunden lang bei der Tafel ſaßen. Das alte Pärchen war ſehr munter und der Bräutigam ſtets emſig, aber ſein Körper war nicht mehr groß und etwas ſchief nach der linken Seite gebogen. Er wurde in ſeiner Herzensfreude ganz jugendlich, wagte mit der ſchönſten Kranzeljungfrau, eine Urenkelin von ihm war's, ein Tänzchen, und dann vertraute er mir unter einigem Erröthen, daß vor vierundſechzig Jahren

seine Braut accurat so ausgeschaut habe wie diese kleine vertrackte Urenkelin.

Als wir uns dann wieder in unseren Ehrenwinkel gesetzt hatten, ich mit der Cigarre, er mit dem Pfeifchen, fragte ich ihn, ob er mir nicht erzählen wolle, wie er das angestellt habe, so alt zu werden? Wie er immer gelebt habe?

„Warum denn nicht?" rief er kurz und scharf, wie er überhaupt jedes Wort lebhaft herausstieß und es stets mit einer nachdrücklichen Handbewegung begleitete.

Ich hatte früher schon bemerkt, wie er beim Hochzeitsmahl, obzwar noch im Besitze von vielen gesunden Zähnen, nur suppige und breiartige Sachen zu sich nahm, auch Gemüse, und Schwarzbrot dazu kaute; die Stücke von Braten, Kuchen, Krapfen legte er beiseite auf ein Papierblatt für die „Urenkelleut'". So fragte ich ihn, wie er es mit dem Essen stets gehalten habe?

„Oh, gegessen genug!" rief er. „Suppen! In der Früh saure Milchsuppen mit Brotschnitten. Mittags auch vom Mehl was. Bohnen."

„Und Abends?"

„Suppen!"

„Und Fleisch?"

„Nicht viel. Thut mich im Magen drucken."

„So hätten die Vegetarier Recht," sagte ich.

„Was? Die Vegetarier? Was ist denn das?"

Auch gut, dachte ich, die nicht einmal den Namen kennen, das sind die allernatürlichsten.

„Und was habt Ihr immer getrunken?"

„Wasser!" rief er und machte einen Deuter mit der Hand wie abweisend, als wäre eine solche Frage doch ganz müssig.

„Und nicht manchmal auch Wein?"

„Zur Jauſen," antwortete er, „Werktags beim Arbeiten wenn der Arbeitgeber einen hergegeben hat. Brot dazu. Iſt ein feiner Schmaus."

„Und Bier?"

„Wenn er eins hergegeben hat."

„Schnaps?"

Er ſtieß einen kurzen bellenden Laut aus, würdigte aber weiter die Frage keiner Antwort.

„Wie habt Ihr Euch immer gekleidet?"

„Lodengewand," ſagte er, „Winter und Sommer gleich. Dieſe ſchwarzen Herrenfetzen, die ſie mir da angehängt haben, ſchmeiß' ich morgen ſchon weg."

„Seid Ihr ein Frühaufſteher?" fragte ich.

„Iſt ein Unſinn!" antwortete er, „vor fünf Uhr ſoll der Menſch nicht aufſtehen. Um neun Uhr ins Bett."

„Gearbeitet habt Ihr wohl immer ſehr ſtark?"

„Nie länger als zwölf Stunden. Von ſechs bis ſechs. Eine Stunde mittageſſen und raſten."

„Und wie habt Ihr die Feiertage verlebt?"

„Vormittag Kirchgang. Nachmittag auf der Bank oder ein biſſel umgehen, kommt mir aber ſchon die Langweil und ich gefreu mich auf den Montag, auf meine Arbeit."

„Ihr ſeid wohl auch nur wenig krank geweſen?"

„Acht Wochen lang. Wie ich unters Mühlrad gekommen bin."

„Wie ſo?"

„Will eine loſe Taufel feſtnageln, vergißt der Müllner, leitet Waſſer drauf, das Rad geht über, druckt mich an die Wand. Zwei Rippen ab, die linke Hand gebrochen, das Schienbein pfutſch."

„Sonſt nichts?"

„Sonſt nichts."

„Wie lange iſt das her?"

„Seit mein zweiter Bub auf der Welt iſt. — Kinder!" rief er über den Tiſch hinüber einigen jungen Leuten zu, „wie alt iſt der Bub?"

„Was für ein Bub, Urähndl?"

„Na, Euer Großvater."

„Einundſechzig, Urähndl."

„Na, ſeht Ihr, ſo lang' trag' ich meinen Barometer am Leib."

„Zeigen Euch die Schäden wohl immer den Wetterwechſel an."

„Und wie!" rief der Alte.

„Geheiratet habt Ihr ſehr früh!"

„Mit vierundzwanzig Jahren. Weil mir die Weibsbilder zuwider geweſt ſind."

„Und nachher mit der Liebe?"

„Nicht viel dran denken!" ſtieß er hervor. „Fleißig arbeiten, wie der Gottſchöpfer, fünf Toge lang. Erſt am ſechsten ſchuf er den Menſchen — ſteht's geſchrieben."

„Ihr verzeiht ſchon, daß ich, ſo viel frage," bemerkte ich jetzt, „man will ja ebenfalls lange leben, und auch dieſe Kunſt lernt der Geſelle vom Meiſter. Ich glaube, daß Ihr Euer hohes und rüſtiges Alter wirklich größtentheils Euch ſelbſt zu verdanken habt."

„Und Dem da oben," ſagte er, die Hand gegen Himmel ſchleudernd.

„Der Euch den guten Humor gegeben hat."

„Hab' ihn nicht immer gehabt. Kommt erſt, wenn's ſchlecht geht."

„Man macht oft ein luſtiges Geſicht, wenn's inwendig weh thut," war meine Bemerkung.

„Iſt gefehlt!" ſagte er. „Auswendig finſter ſchauen, inwendig lachen. Zeigſt den Leuten das Lachen, ſo verderben ſie Dir's."

„Auch der Zorn hat Euch nichts gethan?"

„Weil ich ihn allemal losgeſcholten hab'. Und muß ſchon zugeſchlagen ſein — ſo auf Zimmerholz."

„Manchen bringt der Haß frühzeitig um," ſagte ich.

„Hau, kindiſch!" rief der Alte. „Die Freud' macht man ſeinem Feind nicht, daß man mit Haß ſich ſelber Schaden thut."

„Alſo ſeid Ihr über die ſieben Todſünden ja glücklich hinausgekommen. Dann iſt's freilich keine Kunſt, ſo alt zu werden und ſo jung zu bleiben. Aber jetzt laßt Ihr Euch doch gut geſchehen und arbeitet nicht mehr?"

„Was ſoll ich denn ſonſt thun?" fragte er faſt heftig zurück. „Wird viel nicht, ſo wird etwas. Faullenzen, da möcht's mich bald nicht gefreuen auf der Welt."

„Andere, die ſo fleißig waren, haben es zu Reichthum gebracht, um ſich mit Reichthum zugrund zu richten, Ihr arbeitet bis zu dieſem Ehrentag!"

„Gehört was dazu!" rief er und nickte das ſchneeweiße Haupt.

„Und wohl noch weiter. Ich wünſche Euch hundert Jahre."

„Wie Gott will."

So redeten wir miteinander, als durch das Gedränge her ſachte einer der Urenkel geſchlichen kam, ein bildhübſcher Burſche, und mit dem linken Arm ein friſches Dirndl neben ſich herſchob. Vor dem goldenen Bräutigam blieben ſie ſtehen und der Burſche ſagte: „Urähndl! Da ſteht Eine."

„Seh' sie," stieß er hervor.

„Urähndl," fuhr der Bursche ein wenig befangen fort, „fällt Euch nichts ein? Gern haben wir uns, Die da und ich."

„Auweh!" rief der Alte.

„Brav ist sie wohl auch."

Der Greis wendete sich zu seinem Weibe und sagte: „Da haben wir's. Hast es gehört, Alte?"

Gehört hatte sie es zwar nicht, denn sie war schwerhörig, aber gesehen hatte sie es. Und nun streckte sie ihren alten Kopf lugend vor: „Ist das nicht die Klara?"

„Freilich ist sie's!" antwortete der Urenkel. Da nickte die Alte lächelnd.

„Bleibt brav. Meinen Segen, den habt Ihr!" so der Alte und schlug die flache Hand in die Luft hinaus, als wollte er damit sagen: Gut ist's, macht was Ihr wollt.

Jetzt hoben wir am Tische alle unsere Gläser gegen das junge Paar, und Einer von uns sagte folgenden Trinkspruch: „Junger Bräutigam! Willst auch Du Urgroßvater werden, so mache es Deinem Urgroßvater nach!"

„Gern!" jauchzte der Bursche. „Und angefangen wird er so haben!" — Schmatz! hatte das Mädel Ein's auf den rothen Lippen.

Im Frieden des Alters.

Am Feldrain ſaß ein alter Mann und wartete auf das Eſſen. Er hatte an ſeinem gekrümmten und hageren Leibe einen langen grünen Rock, deſſen verſchoſſene Farbe ſtellenweiſe ins Gelbliche ſchlug. Die zwei Schößelknöpfe aus Meſſing hinten waren faſt oben an den Schulterknochen, und vorne hatte er ſtatt Knöpfe gelbe Drahthaken. Das kleine rothe Geſichtlein unter der ſchwarzen Zipfelmütze war glatt raſirt; ei ja, Barternte hatte er alle Wochen einmal, der alte Fabian und Sebaſtian, wie ſein Name lautet. Die Barternte gedeiht in ſchlechten wie in guten Jahren, im Winter wie im Sommer, und der Alte ſchneidet ſich ſelbſt den weißen Bart. — Schade nur, daß dieſe Fexung zu nichts zu brauchen iſt als zum Beweiſe, daß wir ein alter Mann ſind. Dieſer Beweis liegt aber nicht allein in dem weißen Barte, ſondern auch in den ſchlotternden Beinen, in der zitternden Hand, die kaum den Löffel Suppe zum Munde bringt, ohne daß die Hälfte davon unterwegs verſchüttet wird, und der Beweis liegt auch in dem zahnloſen Munde, in dem halberblindeten Auge und in der kindiſch-heiteren Ergebenheit des Herzens.

Der Fabian und Sebastian war ein Kleinhäusler, der mit einem alten keifenden Weibe in trautsamer Unverträglichkeit lebte und die paar Aeckerlein besorgte, die ihn ernähren sollten.

Jetzt saß er am Feldraine und wartete auf das Essen. Der Mehlbrei war aber noch nicht fertig, denn der Müller hatte das Mehl noch nicht geschickt, weil das Korn, welches er mahlen sollte, erst in jungen Halmen sproßte hier auf dem Felde. Der Fabian und Sebastian schaute hin auf die grüne Saat, und weil die Maisonne gar so warm schien, so hoffte er noch an demselben Tage die ersten Aehren herauskriechen zu sehen aus den Halmhülsen. Deß war er sehr zufrieden, denn das wird ein gutes Essen sein! Doch leuchtete es ihm wohl ein, daß sein Magen im Warten auf den Mehlbrei dieser Halme zu ungeduldig werden würde. Der Magen ist das einzige Stück an ihm, das zu Zeiten noch etwas ungeberdig wird, weil dieser Magen sich im alten Körper auf den Hausvater hinausspielt, der alle anderen Glieder ernähren soll. Der Fabian tastete also nach seinem Stabe und holperte zu einem Nachbar, daß er um ein Stück Brot bitte.

Man reichte es ihm gern und auch noch Milch dazu, daß er das harte Brot darinnen aufweichen konnte; und bei solchem Essen wurde der Alte allemal ganz heiter und aufgeweckt, als ob ihn die Milch berauschte. Nun freilich, wenn der Wein die Milch der Alten ist, so ist die Milch der Wein der Kinder, und daß der Fabian und Sebastian ein altes Kind ist, hat noch Niemand geleugnet in der ganzen Gegend. Und wenn er gegessen und gedankt hatte, ging er wieder hinaus auf den Feldrain, um das Gedeihen seines Eigenthums mit seinen gottvertrauenden Gebeten zu fördern. Im Frühjahr säen, im Sommer beten, im Herbste ernten und

im Winter schwelgen an dem Mehlbrei, das war sein Leben und Wirken.

Wenn er an seinem Rain saß, da ward er manchmal fast eingeschneit von den Kirschbaum-, Apfelbaum- und Johannesbeerblüthen und von den zarten Flocken des fliegenden Löwenzahnsamens; ringsum loderten die gelben, blauen und rothen Flammen der Blümlein, emsige Käfer sprühten ihre goldenen Funken, frohe Falter gaukelten auf und nieder und in allen Sträuchern und auf allen Bäumen zirpte, gurgelte, pfiff, trällerte und schmetterte es, die Finken überschrien einander, die Lerche wirbelte selige Lieder in die blauen Lüfte, und der Kuckuck schrie unaufhörlich. Es war eine fast leidenschaftliche Maienpracht ringsum, allein der Fabian und Sebastian sah und hörte nicht viel davon, er dämmerte manchmal so dahin und schaukelte sich zwischen Wachen und Schlafen.

Eines Tages, als der Fabian und Sebastian wieder so am Feldraine kauerte und dem lieben Herrgott bei seiner täglichen Weltschöpfung traumhaft zuschaute, war es, daß drüben der Nachbar Veitel auf seinem Acker Steine ausgrub und dabei mörderisch fluchte. Der Veitel war ein starker Mann, der hatte Kraft zum Fluchen, den richtigen Zorn und auch die frische Stimme dazu. Nicht über die Steine fluchte er, sondern über die Menschen, über sein Weib, das ihm immer noch das Mittagessen nicht schickte vom Hofe her, und es war schon bald halb Zwölf. Er pflegte sonst um elf Uhr zu essen, und heute . . . Diese höllverdammten Weibsbilder mit ihrer langweiligen Herumzudlerei! Damit er einstweilen den Mund beschäftigte, so schalt und fluchte er derart, daß die ganze Luft von Schwefel und Pech roch und dem alten Fabian und Sebastian angst und bange wurde. Daher stand dieser

kümmerlich auf und torkelte zum Nachbar, daß er erfahre, welch ein Vorfall in ihm die heiße Wuth erweckt haben mochte. Als er erfuhr, des Essens wegen, hub der Alte mit wackelndem Köpflein an zu kichern.

„Schilt nur recht, Veitel!" sagte er, „ist ein Zeichen, daß Du jung und gesund bist. Wie ich noch in der glücklichen Zeit gewesen bin, hab ich auch so ungeduldig herumgescholten auf der Welt. Ja, ja! Wenn mein Weib — damals hat sie halt noch gelebt — nicht auf die Minute fertig gewesen ist mit dem Mittagsmahl, so hab ich ihr ein Donnerwetter losgeschlagen, daß nur alles so geblebelt hat. Das ist besser geworden. Jetzt sitze ich auf dem Rain und schau' ganz geduldig der lieben Sonne zu, wie sie kocht, das Kochen dauert schier den ganzen Sommer lang und ich warte."

„Du hast leicht warten, alter Schragen, Du hast nichts zu thun," gab der Veitel zurück.

„Wie sagst?" fragte der Alte, „warten? Wenn man was zu thun hat, vertreibt man sich ja die Zeit um so leichter."

„Das ist wieder wahr," meinte der Nachbar Veitel besänftigt und setzte sich neben den Fabian und Sebastian aufs Gras. „Also Du bist auch einmal ungeduldig gewesen?"

„Oh Jesus Christus!" rief der Alte aus. „Weil ich das Schleifsteinrad in einer Minute über hundertmal umgedreht hab, so ist mir ganz unbegreiflich gewesen, wie der Herrgott zum Weltkugelumschieben vierundzwanzig Stunden Zeit braucht. Jetzt ist's anders, jetzt geht mir's zu schnell mit der Weltkugel. Die Zeit wird allzu kurz. Ein bissel Geduld ist da, erwarten will ich alles, wenn ich's nur auch erleb'. Das ist gewiß, und so geht's dem Menschen, wenn er recht glücklich wird."

Der Veitel ſchaute den alten Bettelmann verwundert an, endlich fragte er laut: „Biſt denn Du gar ſo glücklich, weil Du ſo redeſt?“

Der Fabian und Sebaſtian antwortete: „Biſt denn Du gar ſo unglücklich, weil Du ſo ſchiltſt? — O mein herzlieber Nachbar, es braucht was, bis der Herrgott den Menſchen ſo weit niederbringt, daß er zufrieden wird! In der Jugend, in der Geſundheit, im Ueberfluß iſt kein Menſch zufrieden, kein Menſch, ſag' ich Dir! Viele werden es in ihrem Leben nicht, unter keinen Umſtänden nicht. Manchen hebt's erſt an gut zu ſein, wenn ſie alt und krank und arm werden. Iſt gewiß wahr, Nachbar!“

Der Nachbar ſtopfte ſich eine Pfeife an und während er die Beinſpitze zwiſchen den Zähnen hielt und mit Stein und Stahl Feuer ſchlug, murmelte er: „Biſt aber nicht geſcheit, Fabian.“

„Was ſagſt? Nicht geſcheit, ſagſt? Mag eh ſein!“ entgegnete der geſprächige Alte. „Aber gehen thut's mir gut, und das iſt mir lieber wie geſcheit ſein. — Du Veitel, ich ſag Dir: I.) bin Dir ein Höllenlaſter geweſen in früherer Zeit. Du weißt ja, daß ich den Bruckmeierhof gehabt hab und daß ich ihn verproceſſirt hab.“

„Das war eine Dummheit, mein Fabian und Sebaſtian!“

„Weil mir das Gut zu klein iſt geweſen, ſo hab ich mit dem Höflernachbar um die Wieſe ſo lang proceſſirt, bis der ganze Bruckmeierhof verſpielt geweſen iſt. Nachher hab ich Ruh' gehabt. Heut iſt mir mein Rainhäuſel und Kornackerl ſchier zu groß.“

„Biſt aber nicht geſcheit!“ ſagte der Veitel.

„Oh, wenn ich zurückdenk!“ rief der Alte in heftiger Rede und nickte beſtändig mit dem kleinen, zipfelbemützten

Kopf. „Schau Dir einmal da meine neue Joppe an, Nachbar!“ Er zupfte mit den zwei Fingern der rechten Hand am linken Arm ein Falte auf.

„Die da? Diese Joppe soll neu sein?“ fragte der Veitel.

„Aber sie ist noch ganz gut. Jetzt stell Dir's vor, Bruderherz, dieser Joppe wegen bin ich einmal zwei Tag und Nacht lang eingesperrt gewesen.“

„Du bist einmal eingesperrt gewesen? Davon hab ich aber nichts gehört.“

„Du bist dazumal ja selber noch eingesperrt gewesen!“ sagte der Fabian und lachte langwierig über seinen Witz. „Wohl, wohl. Laß Dir's sagen. Du bist noch in Vater und Mutter gewesen, und ich im Kotter. — Es mag schon an etliche sechzig Jahr her sein, ich hab zur Zeit just geheiratet. Laß ich mir beim Kreuzschneider, den hast Du auch nicht mehr gesehen, die Bräutigamsjoppe machen und wie ich sie an den Leib thu', sehe ich, daß die Saumnähte nicht gesteppt sind, wie es damals halt bei den besseren Leuten der Brauch gewesen. — Alter Haderlump! hab ich gesagt zum Schneider, die verpfuscht' Joppen kannst selber tragen, ich nicht! und hau sie ihm hart um den Kopf. Nau, auf das hat er mich zwei Tag' einnähen lassen. Mein Gewand hab ich mir nachher bei einem Stadtschneider bestellt.“

„Und tragst sie doch, die Joppen,“ bemerkte der Veitel.

„Freilich trag ich sie!“ lachte der Fabian. „Der Kreuzschneider hat sie an den Höfler verkauft und wie ich arm worden bin, hat der sie mir geschenkt. An zwanzig oder dreißig Jahr trag ich jetzt die neue Joppen schon. Ist gewiß wahr!“

„Bist aber nicht gescheit!“ sagte der Veitel.

„Ich ſag' Dir noch was," fuhr der Alte fort. „Mein Weib iſt auch zu brav und zu gut geweſen. Da hab ich halt alleweil an ihr herumgehetzt, und nichts recht, und immer geſchrien und geflucht, völlig ſo wie Du's heute machſt. Ich hab heut' eine Andere im Haus, ein hölliſches Dracherl, wie die Leut' ſagen, der iſt an mir nichts recht, ſchreit und flucht und hetzt mit mir — und jetzt iſt's gut. Ich bin mäuſerlſtill und leb ganz zufrieden.

Einmal iſt mir kein Berg hoch genug geweſt zum Klettern, heut' bin ich zu tauſend froh, wenn ich den Feldrain herauf kann. Einmal hab ich die ſteinſtarkſten, wildeſten Burſchen aufgeſucht, daß ich mit ihnen ringe; heut' bin ich zufrieden, wenn mich unſer Zickel daheim nicht über den Haufen tritt. Einmal hab' ich mit tauſend Gulden nicht genug gehabt, hab' mich Tag und Nacht müſſen plagen, bis das Geld verſpielt und verſoffen geweſen; heut', wenn mir vom Opferſtock für die Armen, der in der Pfarrkirche ſteht, ein paar Groſchen zukommen, bin ich ſchon über und über ein wohlhabender Mann. Und mein großer ſchöner Wald, den ich hab' gehabt: Was iſt er werth? und alleweil nur: Was gilt er Geld? Heut' ſteht bei meiner Hütten ein einziges Bäumel, iſt mir lieber wie vorher der ganze Wald. Und das iſt auch ſchon wahr, daß mir jetzt eine Schüſſel Mehlbrei beſſer ſchmeckt wie in früherer Zeit der Schweinsbraten mit Salat. Einmal hab' ich ein Federbett gehabt; mein Gott und Herr, heut' ſchlafe ich beſſer auf einer Holzbank wie dazumal im Federbett. Ein einziger Floh hat mich zur ſelbigen Zeit wild machen können, daß ich die ganze Bettſtatt in Trümmer geſchlagen; jetzt hält ſich allerlei kleine Einwohnerſchaft bei mir auf; ich laß ihnen die Freud', und rühr' mich nicht."

„Ist ja gut," sagte der Veitel, „wenn es Einer so weit bringt, daß er alles geduldig leiden kann."

„Leiden?" versetzte der Alte. „Wer sagt denn was vom Leiden? Ich g'spür's halt nicht. Es thut halt nicht mehr so weh wie vorzeit, ist richtig wahr! Zum Exempel auch die Krankheiten! Vorzeit hat mich ein dummes Zahnweh schon rasend gemacht, jetzt kann ich oft stundenlang schier keinen Athem kriegen — mach' mir nicht viel draus. Einmal hab' ich mir in den Fuß gehackt, daß ich ein paar Wochen nicht hab' laufen und tanzen können; in eine grausame Verzweiflung, sag' ich Dir, bin ich gerathen. Jetzt sind die Läufeln starr wie zwei Zaunstecken und schwer wie zwei Salzstöcke; nicht fünf Büchsenschuß weit komm' ich den ganzen Tag. Gut ist's, ich sitz halt am Rain und bin recht vergnüglich. Was hab' ich mich nicht geängstigt, wie ich einmal eine Augenentzündung gehabt! Schwache Augen kriegen, das hab' ich immer fürs größte Unglück gehalten. Heut' sehe ich nicht mehr viel und weiß, in ein paar Jahren, wenn ich's erleb', werd' ich ganz blind sein — ich mach' mir deswegen keine große Sorge. Mit anderen Leibeswerkzeugen ist's auch so, von Jahr zu Jahr werden sie schwächer, das Gehör verläßt mich, das Gedächtniß nimmt ab, das Herz wird matt. Heut' kann ich noch ein wenig so schwatzen, währt nicht mehr lang', so kann ich auch das nicht mehr, bin ein altes, unsauberes Kind, dem sie wieder den Zutzel ins Maul stecken können. Wohl, wohl, so geht's und so kommen hübsch nach und nach, daß Einer nicht zu sehr schrockig wird, alle Gebrechen des Alters und ersticken, möchte ich sagen, die Seele, bis der Mensch wieder ein Patzen Lehm geworden ist."

„Geh, bist nicht gescheit, daß Du Dir alles so ausdenkst!" meinte der Veitel. „Wenn ich ans Altwerden denk', da wird mir ganz übel."

„Uebel? Gelt, und alt werden willſt doch!“ rief der Fabian und Sebaſtian mit einem hohlen Lacher. „Und haſt ganz recht, bis hin kommt auch Dein Mittagsmahl.“

„Narr, wenn es aber ſo ſchauderhaft elend iſt, das Alter!“

„Was iſt elend? Das Alter? Wer ſagt denn das?“ fragte der Alte. „Für den jungen Menſchen freilich ſchaut das Alter ganz unerträglich aus, weil halt der alte Menſch nichts mehr thun kann von dem, was dem jungen luſtig iſt. Das wär' freilich ein Elend. Mußt aber betrachten, Nachbar, daß es den Alten gemeiniglich auch gar nicht mehr freut, ſo wie ein Junger zu leben, daß er lieber thut, was dem Alter paßt. Deswegen iſt das Alter lange nicht ſo ſchlimm, wie ſich's der junge Menſch vorſtellt. Kommt einmal eine gut Stund', wo die Altersmühſal nicht drückt, nachher iſt ſie weit glückſeliger als ein ganzes Frühjahr in der Jugendzeit; ich ſag' Dir's. So wird der Menſch, ſo wird er. Ja freilich, und Sitzen und Raſten und das Hinträumen und das Genügſamſein und das Ergebenſein iſt auch nicht ſo übel. Keine großen Sorgen und keine große Hoffnung, wenig Freud' und wenig Leid —“

„Viel Leid, mußt ſagen, viel Leid!“ unterbrach der Veitel.

„Viel Leid, glaubſt?“ ſagte der Alte noch einmal. „Kannſt es denn gar nicht verſtehen? Freilich, wohl viel Leid, wenn man's ſo ſcharf thät ſpüren wie in junger Zeit; aber das lebt ſich ſo ſchön langſam ab, und juſt ſo natürlich und geſund wie das Aufwachſen geht das Welken und Abdorren her; iſt richtig wahr. In junger Zeit, wenn Einer ſtirbt, Jeſu Chriſt, das iſt wie ein Gemordetwerden; in alten Tagen nimmt man's nicht einmal recht wahr, wie das Lichtl nach und nach ausliſcht. Und deswegen thät' ich halt meinen, iſt es ein Glück für den Menſchen, wenn er alt

wird, er lebt ſich ordentlich aus und es thut ihm das Loslöſen von der Welt nicht ſo weh wie dem jungen Springer, dem der bittere Tod gäh das Leben abſchneidet."

So ſprach der Greis. Da blickte ihn der Veitel ein Weilchen an, nahm die Pfeife aus dem Munde und ſagte: „Fabian und Sebaſtian, ſchau, Du biſt nicht gar ſo dumm."

„Es giebt noch Dümmere," ſagte der Alte mit Haſt, „es giebt noch Dümmere. Du bleibſt auch nicht ſo, Veitel, wie Du heute biſt."

Der Bauer horchte hin; er wußte nicht recht, wie er die letzte Bemerkung deuten ſollte. Er deutete auch nicht weiter, denn es kam das Mittagsmahl. Ein halberwachſenes Mädel brachte in einem Zwillingstopf Suppe mit Knödeln, Sauerkraut mit Rauchfleiſch, daneben noch Brot und einen Krug Apfelwein. Der Veitel machte ſich aus dem Erdboden einen Tiſch und lud den alten Fabian und Sebaſtian zum Eſſen ein. Dem war es recht.

„Mußt ja einen Wolfshunger haben," ſagte der Veitel.

„Wolfshunger, ſagſt? Na, das nit. Der Hunger iſt juſt nie gar groß, aber mögen thu' ich auch immer was," antwortete der Alte.

Da nur einfaches Eßzeug da war, ſo aß der Fabian mit dem Löffel Suppe, während der Veitel mit der Gabel die Knödel ſpießte und dann mit der Gabel Kraut, während der Andere mit dem Löffel die Fleiſchſtücke zum Munde trug. Das iſt zwiſchen der Jugend und dem Alter auch eine Theilung der Arbeit.

Während des Mahles bemerkte der Veitel auf dem Nachbarsfeld einen Mann, der mit dem Spaten Kartoffeln anhäufelte.

„Dem ſeine Erdäpfel möchte ich nicht eſſen, wenn ſie zeitig ſind," meinte der Veitel.

„Was ſagſt? Dem ſeine Erdäpfel? Warum?"

„Mit derſelben Schaufel, mit der er heut Erdäpfel eingräbt, hat er geſtern Leute eingegraben und thut's morgen wieder. — Iſt ja der Zenz."

„Der Todtengräber?" fragte der Fabian und Sebaſtian. „Erdäpfel eingraben thut er heut, weil ſonſt Niemand geſtorben iſt? Schau Du, da mach' ich Dir ein Gleichniß. Im Kirchgarten thut er auch nichts Anderes als Erdäpfel anhäufeln. Richtig wahr, es iſt ein Spaß. Es iſt ein großer Spaß auf der Welt, hi hi!"

Der Veitel ſchauerte zuſammen: „Mir gruſelt's kalt über den Rücken, als ob mir Einer beim Genick Erbſen hinabgeſchüttet hätte."

„Erbſen meinſt? Oh, die ſind gut."

„Ich mag vom Sterben nichts hören," ſchrie der Veitel dem Alten ins Ohr.

„Nicht? Nachher mußt Du Dich unter die Erden legen. Auf der Erden hörſt jeden Tag davon."

„Fabian und Sebaſtian," ſagte nun der Veitel, „jetzt möcht ich ſchon wiſſen, wie alt Du biſt."

„Wie alt, ſagſt? Ueber ſechzig Jahr gewiß, weil ich vor etlichen ſechzig Jahren geheiratet hab."

„Du haſt ja Familie, ſo viel ich weiß —"

„Gehabt, mein lieber Veitel, gehabt. Alles ſchon im Erdäpfelgarten. Wohl wohl, gewiß auch noch. Es kommt mir oft recht wunderlich für, daß ich der Erſte und Letzte bin. Sein thut's gerade wie am Abend nach einem langen Sommertag: Viel heißer Sonnenſchein, und Wolken und Gewitterſturm — und darauf der ruhſame Abend. Wird finſter, wie's licht worden iſt. — Im Gottesnamen!"

„Ja, ja, so geht's auf der Welt," sagte der Bauer Veitel, „und jetzt muß ich wieder zu meinen Steinen."

„Zu Deinen Steinen, sagst. Und ich bin Freiherr!" rief der Alte lustig aus. „Ich brauch' nichts mehr zu thun, nichts mehr zu kümmern, nichts mehr zu fürchten, mir kann so leicht nichts mehr bei, denn warum? Ich bin nichts und hab nichts. Schau Du, so weit muß man's bringen auf der Welt. Schön' Dank fürs Essen, zahlen wird's der Obere."

Nach diesem Gespräch ging der Veitel zu seiner harten Arbeit, mußte aber noch eine Weile denken an die Reden des alten Fabian und Sebastian. Dieser siffelte wieder an seinen Feldrain und schaute und horchte ins Grüne und Blaue hinaus, ohne viel zu sehen und zu hören. Jetzt kam der Zenz von seinem Kartoffelhäufeln zurück und ging an dem Alten vorüber. — Dieser verdächtige Zenz! Alle meine Leute hat er angebaut, mich selber, den alten Mann in der Bräutigamjoppe, läßt er heraußen liegen wie ein Samenkorn, das auf unfruchtbaren Felsen gefallen dort verdorren muß.

Nein, guter Fabian und Sebastian, so ist es nicht. Du wirst auch Dein Bettlein kriegen, einstweilen sollst Du noch den süßen heiteren Frieden dieser schönen Welt genießen; früher, so lange Du jung, gesund und reich gewesen, hattest Du ja doch keine Zeit dazu gehabt.

Seltſame Sagen.

Dem Volke nacherzählt.

Drei Knoten und doch nicht geknüpft.

Ja, mein lieber Freund! Der Teufel, das iſt kein Guter!

Das Dorf Hamersleben liegt draußen im Reich, und vor dem Wirthshaus in Hamersleben liegt ein großer moosgrauer Stein. Dieſen hat vor Zeiten der Teufel nach dem Wirthshaus geworfen. Im Zorn, mußt Du wiſſen, weil er um drei arme Seelen iſt betrogen worden.

Sind da ihrer drei Geſellen geſeſſen, haben gezecht und Karten geſpielt und dabei geflucht und ſakermentirt, Einer mehr als der Andere. Beim Ofen ſitzt ein altes Weib und wiegt im Strohbettlein ein kleines Kind. Bittet die Geſellen, ſie ſollten doch nicht ſo fluchen und ſchreien, das Kind könne nicht ſchlafen. War ihnen Alles eins — geſtochen das Aß, was geht uns das Kind an? — Das Fluchen iſt verflucht Sünd'! hat der Knecht Marcus gern geſagt, aber das Falſchſpielen geht übers Fluchen, ſage ich, weit übers Fluchen, und ſelbſt wenn man nur um Erbſenbohnen ſpielt. Den Oſcherer gehen ſie an, er thäte falſch ſpielen, hätt' mit Nadeln die Karten durchlöchert und ſein krummer Blick ſteige den

Nachbarskarten über den Rand hinein. Wer gut Karten ſpielt, muß gut trinken und nicht ſchlecht fluchen können. So ſchreit der Oſcherer, der gottverdammt' Höllteufel ſollt' ihn holen, wenn es wahr ſei, daß er falſch ſpiele!

Nun läßt ſich aber der gottverdammt' Höllteufel nicht ſpotten; er hält auf Decorum, möchte des Grafen Hofmeiſter ſagen. Heutzutage käme er in Frack und Cylinder, ſeine Klauen ſäuberlich verdeckt von weißen Glacéhandſchuhen. Damals iſt ſpät um Mitternacht ein ſtattlicher Rittersmann hoch zu Pferd in den Hof geritten. Als der Hengſt — es war natürlich ein ſchwarzer — ſeinen Stall und ſeinen Hafer hatte, ging der Rittersmann, ſein rothes Mäntlein zierlich umgeworfen, ſeinen Degen blank an der Seite und über die linke Wange eine Schramme, zum Zeichen, daß er tapfer iſt, in die Stube und bedeutete den Spielern leutſelig, ſie ſollten ſich durchaus nicht ſtören laſſen. Das war ihnen auch gar nicht eingefallen. Sie fluchten und ſakermentirten, daß die Fenſter klirrten, und der fremde Ritter, der bei ſeinem Trunke ſaß, war ganz Ohr und murmelte entzückt vor ſich hin, ſo ſchön ſingen hätte er ſchon lange nicht mehr gehört. Etwas unangenehm war ihm nur das kleine Kind, das am Ofen in der Wiege lag. Kleine Kinder ſind läſtig und ſchon gar, wenn man der Teufel iſt.

Jetzt auf einmal iſt den Spielern eine Karte zu Boden gefallen. Torkelt das alte Weiblein, das beim Kind geſeſſen, mit der blechernen Ampel herbei und ſucht auf dem Fletz das Kartenblatt. Wie ſie aber ſo mit der Ampel unter Tiſch und Bank herumleuchtet, ſieht ſie hinter dem rothen Mantel des ſchönen tapferen Ritters einen Pferdefuß. Sie ſchlägt ein Kreuz, da zuckt's dem Ritter wie Gicht und Gall durch das Bein. Weiter thut's nichts. Weil der Ritter nun weiß, daß er

erkannt iſt, macht er auch weiter kein Geheimniß draus, ſondern ſagt, er ſei auf Wunſch des Oſcherer da, um den klugen Falſchſpieler, den er ſehr lobe, mit ſich zu führen. Aber auch die übrigen Geſellen ſeien höflich eingeladen, mitzukommen, ſie hätten nicht minder falſch geſpielt und dazu noch wacker geheuchelt.

Da war es noch Einem eingefallen, ob man dem Teufel nicht könne den Hals umdrehen, iſt aber im ſelben Augenblick ein ſo unerquicklicher Duft ausgeſtrömt aus dem ſchönen tapferen Rittersmann, daß den Geſellen ſchier Hören und Sehen vergangen.

„Ihr ſeid hin wie des Juden Seel',“ ſagte jetzt der Teufel, denn ſeit er durch den Erzengel Michael aus dem jüdiſchen Himmel verſtoßen worden, konnte er die Juden nicht leiden. „Daß Ihr aber ſehet, ich bin nicht ganz ſo ſchwarz, als mich Mancher malt, ſo will ich Euch eine Möglichkeit offen laſſen, mir zu entkommen. Ich will Euch zur Unterhaltung ein Räthſel aufgeben, wenn Ihr das löſen könnt, ſo ſeid Ihr frei.“

„Laß hören, ich löſe Dir's!“ ſchreit überlaut der Oſcherer. Und hat ihnen der Teufel darauf das Räthſel geſagt: „Dreimal Knopf und doch nicht geknüpft — was iſt das?“

Mein himmliſcher Gott — dreimal Knopf und doch nicht geknüpft — was kann das ſein? Sie rathen hin, ſie rathen her, der Oſcherer iſt ſonſt ein findiger Räthſellöſer, es wird ihm ſobald Keiner zu geſcheit, aber heute iſt's aus und auf der Stirn ſtehen ihnen die Schweißtropfen vor Todesangſt.

„Alsdann, ſo wollen wir uns auf die Reiſe machen,“ ſagt der Teufel; im ſelbigen Augenblick ſehen die Geſellen, wie das Kind beim Ofen im Scheine der blechernen Ampel

aus dem Bettſtroh einen Strohhalm hervorzerrt dun mit dem kleinen Händchen in die Höhe hält.

„Ich hab's, ich hab's!" rufen jetzt die Spielgeſellen zugleich, „drei Knoten und doch nicht geknüpft — der Strohhalm iſt's, der Strohhalm mit ſeinen Knoten!"

Jetzt hat's einen Knall gethan in der Stube, und als ob eine Rakete wäre zerplatzt, iſt viel Dunſt und Geſtank da geweſen, aber kein feiner Rittersmann mehr. Und draußen iſt durch die Lüfte ein Stein ans Wirthhaus geflogen, daß die Erden hat gezittert. Der Stein liegt heute noch vor dem Wirthshaus; doch die Geſellen haben nicht mehr geflucht und nicht mehr falſch geſpielt. Geſtochen das Aß, aber das Kind geht uns doch was an.

Es war nicht das erſtemal, daß ein unſchuldiges Kind vor dem Teufel ſchützte, und es wird nicht das letztemal geweſen ſein. Am Strohhalm hängt manches Geſellen arme Seele — wer öfters auf das unſchuldige Kind wollte ſehen . . .!

„Ei, geht mir weg mit den Kindern!" ſagt der Teufel. Ich glaub's!

Das Irrlicht.

Einſt ging durch nächtlichen Wald ein Prieſter mit dem Sacrament. Voran ſchritt der Küſter mit der Laterne.

Alland der Schäfer hatte den Weg verloren und da er ihn in der finſteren Nacht nicht finden konnte, ſchritt er dem Lichte des Küſters nach. Der Weg ſtieg bergan über Geſtein und Gerölle. Da zuckte vor den Füßen des Alland plötzlich ein Irrlichtlein. Es war blau wie ein Spiritusflämmchen, ſprang das einemal in die Erde hinein, hüpfte das anderemal dem Schäfer bis zum Knie herauf, als wollte es ſich ihm in den Weg ſtellen. Weil ſich Alland aber nicht irremachen

laſſen wollte, ſo begann das Irrlichtlein zu reden und ſprach: „Lieber ſchöner Schäfer! Wohin willſt Du denn? Weißt Du auch, was Dein Ziel iſt, wenn Du jenem Lichte dort folgſt? Du wirſt zu einer elenden Hütte kommen, und darin wird ein ſchwerkranker Greis liegen, und der wird vor Deinen Augen die Qualen des Todes leiden. Nein, Alland, um einen Bettler ſterben zu ſehen, dazu biſt Du wahrlich zu jung und zu lebensluſtig. Laß dieſes traurige Licht und komme mit mir. Ich führe Dich zu Luſt und Freuden, wie Du ſie ſchöner nicht denken kannſt. Ich erfülle Dir Deine geheimſten Wünſche. Zu drei Zielen will ich Dich führen, zwei davon magſt Du ſelber wählen, das dritte wähle ich. Willſt Du's mit mir verſuchen?"

„Das will ich," antwortete Alland der Schäfer. „Bei einem Sterbenden wüßte ich in der That nicht, was anzufangen. Ich will Leben, nichts als Leben, unermeßliches Leben, ſo viel, daß es ein einziger Menſch gar nicht ertragen kann."

„Alſo ſprich," ſagte das Irrlicht, „wohin ſoll ich Dich führen?"

„Darüber thut mir keine Wahl weh," antwortete der Schäfer, „führe mich zum ſchönſten Weib auf der Welt."

„Das iſt leicht und das iſt ſchwer," verſetzte das Irrlicht und wunderte ſich insgeheim, daß der vierundzwanzigjährige kernfriſche Burſche keinen Namen zu nennen wußte. Nun, um ſo beſſer, Manchem iſt das nächſte Weib auch das ſchönſte. „Wohlan, folge mir!"

Und das Irrlicht begann voranzuflattern wie ein blitzblauer Falter, über Stock und Stein hin und theilwärts gegen einen kühlen Grund.

Und im kühlen Grund, da ſtand eine Mühle. Hinter den klappernden Rädern war ein Fenſter, es war offen und

die weißen Vorhänge wehten sachte in der Nachtluft. Diesem Fenster flackerte das Irrlicht zu, und Alland schlich und kletterte ihm nach.

Als er über das Gesimse gestiegen, im Gemache war und sich von dem Inhalt desselben auf das Angenehmste überzeugt hatte, fragte das Irrlicht, ob es noch weiter dienstbar sein dürfe? Der Schäfer entließ es. —

Seit dieser Nacht waren drei Jahre verflossen. Alland der Schäfer hatte die Müllerstochter zum Weibe nehmen müssen. Oft blickte er sie nun verstohlen an und wollte nicht begreifen, wieso er vom Irrlicht sich diese Person als das schönste Weib auf der Welt anflunkern lassen konnte! Zwar suchte die Müllerstochter das Irrlicht zu rechtfertigen, indem sie schöne Kleider und schönes Geschmeide an ihren Leib hing. Dem Alland wäre es aber lieber gewesen, sein Weib hätte das Kleid geschmückt, als umgekehrt. Ferner waren drei Kinder da, gegen welche Alland weiter nichts einzuwenden hatte, als daß sie immer nach Brot schrien. Der Schäfer konnte mit seinem Erwerbe schon lange nicht mehr auskommen und hatte nun auch die Weberei gelernt, um, damit er sein Weib kleide und seine Kinder nähre, nächtiger Weile die Wolle zu verwebern, die seine Schafe ihm abgeworfen hatten. So saß er oft in später Stunde bei dem kümmerlichen Lampenlicht und knüpfte und schiffelte an seinen Fäden. Und einmal, wie er so müde und verzagt bei seiner Arbeit saß, sprang aus dem Fadengeflechte das blaue Irrlichtlein.

„Alland!" redete es ihn an, „so finde ich Dich wieder! Es giebt kein kümmerlicheres Geschäft, als Fäden zu knüpfen, die das Schicksal zerrissen hat, und noch dazu bei der Todtenampel, bei der man kaum genug sieht, um einzuschlafen, geschweige um zu webern. Besinne Dich einmal, Schäfer, ob

Du es nicht lieber wieder einmal mit mir versuchen willst."

„Ich danke," antwortete Alland, „Du hast mich einmal geführt und ordentlich in die Patsche gebracht."

„Ich verstehe Dich nicht," versetzte das Irrlicht. „Ich Dich in die Patsche gebracht? Hast Du nicht selbst das Ziel gewählt? Ich habe nur Deinen Wunsch erfüllt. Wähle heute klüger und folge mir."

„Gut," sagte er, „zu verlieren habe ich nichts; aber viel zu gewinnen. Ich brauche Geld."

„Geld magst Du wohl haben," sprach das Irrlicht. „Komm und folge mir getreulich, die Nacht ist finster und stürmisch. Nimm auch eine Waffe zu Dir, die Gegend ist unsicher und Geld muß, wie Du weißt, nicht allein erworben, sondern auch bewacht werden."

Alland steckte sein Messer in die Lederscheide, setzte seinen Hut auf und folgte dem Irrlicht. Dieses flog voran über den Weg und über die Heide und einem Meierhof zu, der einsam und still dastand auf der weiten Ebene. Dort glitt das Irrlicht an der Holzwand hin und her, als ob es den Eingang suchte. Da die Thür verschlossen war, schlüpfte es durch die Spalte eines rückwärtigen Fensters hinein und winkte dem Schäfer, daß er nachkomme. Dieser wußte sich nicht zu helfen, das Fenster war ja mit einem Laden verschlossen. Weil aber der kalte Wind so unmenschlich pfiff, daß Alland glaubte, er müsse erstarren in diesem Wintersturm, so erbrach er mit starker Hand den Fensterladen, um unter ein schützendes Dach zu kommen. Im Gemach, in welchem er nun stand, sah er etwas sehr Seltsames. Auf dem Tische lag ein Haufen von alten Thalern, und das Irrlichtlein tanzte lustig um denselben herum, daß es sich spiegelte in blankem Silber.

„Sollte das mir gehören," sagte der Schäfer zum Irrlicht „so ist es ein sinniges Geschenk, das Du mir da machest. Du hältst Wort, und ich danke Dir."

Damit streckte er seine Hand aus nach dem Silber. Im selben Augenblick aber ging die Thür auf und der Pächter mit blinkendem Beil stürzte herein, um seine Summe, die er tags zuvor für Weizen eingenommen, vor Diebeshänden zu wahren. Alland duckte sich behendig vor dem nach ihm geführten Schlag, riß sein Messer aus der Scheide und stieß es dem Manne ins Herz. —

Seit dieser Nacht waren drei Wochen vergangen. Alland der Schäfer saß im nächtigen Kerker. Aus dem einzigen Fenster hoch an der Wand blinkte ein Sternlein herab vom hohen Himmel.

„Was nützet es mir!" murmelte Alland für sich. „Allnächtig leuchten die Sterne über der Erde, und die Menschen gehen doch zugrunde. Wollte lieber, daß mein Freund, das Irrlicht wieder käme. Diesmal wüßte ich das beste Ziel, das mich nimmer gereuen sollte. — Hinaus in die Freiheit!"

Kaum hatte er so gedacht, als aus einem Winkel des Kerkers das blaue Flämmchen aufzuckte. „Ich bin schon hier," sagte es, „mich freut es, daß Du mich Deinen Freund nennest. Aber die Wahl will ich Dir diesmal ersparen, Du bist in derselben nicht just immer ganz glücklich gewesen, und das dritte Ziel — so ist's abgemacht — wähle ich Dir. Steh' auf und folge mir."

Alland erhob sich, da fiel von seinem Fuß die Kette, da sprang knarrend die eiserne Thür auf und draußen harrte seiner ein Geleite.

Zwischen diesem schritt er nur langsam in nächtlicher Stunde, und voran zuckte und tänzelte das blaue Licht

Einmal war's, als beleuchte es vorübergleitend das blasse Gesicht seines Weibes, die mageren Gestaltlein seiner Kinder, dann wieder schaurige Finsterniß, und durch die schwere Luft zitterte der Klang eines Glöckleins.

Plötzlich war auf dem Hügel ein Holzpfahl sichtbar, an welchem das blaue Flämmchen zwinkernd und hüpfend auf und nieder glitt. Oben stand wagrecht ein Querbalken hinaus, und darauf setzte sich das Irrlicht — dem Freimann leuchtend bei seinem Werke.

Eine grausame Todesart.

Die Abelsberger, das sind von jeher die Klügsten gewesen im Land. Die fanden zu jeder Spalte den richtigen Keil. In der Staatsklugheit, Gemeindedisciplin und wirthschaftlichen Verwaltung sind sie namentlich mustergiltig geworden. Eine der bewunderungswürdigsten Thaten der Abelsberger war, wie sie die Maulwürfe eingeschüchtert haben.

Die Wiesen um Abelsberg waren alljährlich, besonders im Herbst und Frühjahr, voller Maulwurfshügel. Des war der Gemeinderath betrübt, und der Bürgermeister seufzte oftmals auf: „Liebe Genossen, wir kommen ganz um unser Gras!"

Da geschah es, daß der tapfere Knab' Gosel, Bürgerssohn von Abelsberg — der Name dieses Braven steht im Ehrenbuche der Stadt mit goldenen Lettern — eines Tages einen lebendigen Maulwurf fing und in einem Eisenkäfig nach Hause brachte. Auf dem Marktplatz wurde ein Tisch errichtet, auf denselben wurde der Käfig gestellt und angenagelt und das Volk der Stadt strömte zusammen, um den grauen Bösewicht zu sehen. Unter Verwünschungen und Fäusteballen stürmte die Menge auf den Gefangenen ein, und die Polizei

hatte zu thun, um ihn zu ſchützen vor der Volkslynche, damit er ordnungsmäßig gerichtet werden konnte. Das Todesurtheil war geſprochen, der Stab gebrochen über den armen Sünder, der hier auf dem Pranger ſtand. Selbiger geberdete ſich aber zur allgemeinen Entrüſtung ſchier wohlgemuth, guckte mit ſeinen hellen Aeuglein neugierig auf die Menge und ſchnupperte ſchalkhaft mit dem Schnäuzlein zwiſchen den Eiſenſpangen hervor.

Noch war aber der hohe Rath wegen der Todesart nicht einig. Das ſtand feſt: Ein Beiſpiel ſollte an dieſem Geſellen aufgeſtellt werden, wie ein ähnliches das wühlende Geſchlecht noch nicht erfahren hatte. Einige waren für das Hängen, aber der Delinquent hatte dafür einen zu kurzen und dicken Hals, es wäre der Strick abgeglitten. Andere wollten ihn enthaupten, das fand der Rath jedoch viel zu ehrenvoll für den Schelm. Das Verbrennen wurde zurückgewieſen, weil der Feuertod erſt recht eine glänzende Aureole um das Haupt des Verbrechers gelegt haben würde.

Und als ſie dergeſtalt uneinig waren, erhob ſich ein weißlockiger, langbärtiger Greis — faſt ſteht zu vermuthen, daß er nicht zu Abelsberg gebürtig war — und begann unter lautloſer Stille der Menge ſo zu reden:

„Wohlweiſer Rath von Abelsberg! Hochanſehnliche Verſammlung!

Wichtig iſt die Stunde, und folgenreich die That, die wir zum Wohle unſerer geliebten Stadt zu vollbringen im Begriffe ſtehen. Wir haben ein Individuum vom Leben zum Tode zu bringen, aber wir haben in demſelben nicht allein das Individuum, ſondern ſozuſagen das ganze Geſchlecht vom Leben zum Tode zu bringen. Es iſt das Geſchlecht, das allmählich und tückiſch die Grundfeſten unterwühlt, auf welche

unsere Vorfahren und wir selbst unsere Existenz und Cultur gegründet haben. Es ist wohl überflüssig, darauf hinzuweisen, daß die Maulwürfe unsere Erbfeinde sind, daß es zwischen uns und den Maulwürfen keine Versöhnung giebt und geben kann."

Ein ungeheurer Beifallssturm unterbrach den Redner. Selbst der kleine Gefangene spitzte die Oehrlein und stellte sich dann höchst possirlich auf seinen Hintertheil, weil er glaubte, die Leute wollten sich von ihm ergötzen lassen und der Beifall ginge ihn an. Der Redner fuhr endlich fort: „— daß es zwischen uns keine Versöhnung giebt und geben kann!" worauf sich der Beifallsjubel nochmals wiederholte.

„Werthe Versammlung!" sagte der Greis mit fast mißbilligender Miene, „der Gegenstand ist zu ernst, als daß wir ihn mit Zurufen wie bei einer Komödie entweihen wollten. Es handelt sich darum, daß wir an diesem Tage ein Exempel aufstellen, welches geeignet ist, das elende Geschlecht vor Schreck stumm zu machen, wenn es nicht schon stumm wäre und vor Angst grau zu machen, wenn es diese Farbe nicht schon hätte. Des Grauens voll sollen sie sich sammeln in Rotten, die Gauen von Abelsberg auf Nimmerwiedersehen verlassen und es ihren Kindern und Kindeskindern erzählen, was zu Abelsberg einem ihrer Genossen geschehen ist. Nicht hängen und nicht köpfen, nicht spießen und nicht braten wollen wir den Bösewicht. Den gräßlichsten Tod soll er sterben, der je gestorben worden ist. Diesmal ist sie eine Bürgertugend, die Grausamkeit, mit der ich die Todesart verkünde: Der Schelm soll lebendig begraben werden!"

Rath und Volk überboten sich in Beifall. Sie führten den Käfig hinaus auf den freien Anger, hoben den Maulwurf behutsam hervor und nach wenigen Minuten war das Urtheil vollzogen.

Wunderliche Heilige.

Aus mythiſchem Dunkel ins profane Licht geſtellt.

Jung Jakob.

Das war kein übler Spaß, Vater Laban. Aber ich an Deines Schwiegerſohnes Stelle möchte mich dafür bedanken.

Es war ja recht nett, wie Jakob der Schäfer am Brunnen die Rachel geſehen hat. Von dieſer Zeit an hatte der junge Mann ſeine Himmelsleiter und die Engel, welche daran auf und ab ſtiegen, ganz vergeſſen, es gefiel ihm auf dem feſten Erdboden zu gut, auf dem der ſchöne kleine Fuß der Rachel ſtand. Und wenn ſie mit ihrem Kruge am Brunnen war, da hatte er Durſt, aber ſie gab ihm nicht zu trinken, weil er ſo ſchnaufend herbeigelaufen war, und in der Hitze ein gäher Trunk — das wußte die kluge Rachel — iſt jungen Leuten nicht geſund.

So dachte ſich Jakob: Wenn ich erſt ihr Herr bin, dann muß ſie mir zu trinken geben, wann ich will, und warb um ſie beim Vetter Laban.

Der lächelte und ſprach: „Du lieber Junge, das glaube ich Dir, daß Du dieſes Kind haben möchteſt. Aber haſt Du auf dem Markt je eine Weintraube geſchenkt erhalten? Niemals.

Und Du willſt das Koſtbarſte und Schönſte und Wohlſchmeckendſte auf Erden zum Geſchenk haben? Diene mir ſieben Jahre und hüte meine Schafe, dann magſt Du wieder von ſolchen Dingen mit mir ſprechen."

Ich wäre über einen ſolchen Beſcheid in Verzweiflung gerathen, aber jung Jakob ſagte mit Freuden Ja, denn er dachte: Sie käme doch täglich zum Brunnen mit ihrem Krug.

Allein die Alten wiſſen in ſolchen Sachen nur zu gut, was ſich die Jungen denken, Laban ſchickte nun nicht mehr die knoſpenfriſche Rachel zum Waſſer, ſondern ſeine ältere Tochter, die Lia. Die war freilich keine Knoſpe mehr, ſondern eine Roſe, bei der die Blätter ſich ſchon welk nach auswärts zu legen begannen; ſie hatte auch hervorſtehende Augen, die faſt, wie bei einer Schnecke die Fühler, noch mehr hervor wuchſen, wenn Jakob in die Nähe kam. Aber Jakob kam ihr nicht ſehr in die Nähe, ſondern hütete auf der Flur die Schafe und war nicht in beſter Stimmung.

Sieben Jahre vergehen unter ſolchen Umſtänden höchſt langweilig, aber endlich waren ſie doch dahin, Jakob trat zu Laban und begehrte den Lohn.

„Welchen Lohn?" fragte der Vetter.

„Den Du mir verſprochen haſt, daß Du mir die Rachel zum Weibe giebſt."

„Ei Knabe!" rief Laban, „was Du da ſagſt! Meine Rachel Dir zum Weibe! Davon war keine Rede. Ich habe nur geſagt, daß — wenn Du mir ſieben Jahre dieneſt — Du von ſolchen Dingen mit mir wieder ſprechen magſt. Nun, und geſprochen haſt Du jetzt davon. Wenn Du aber die Rachel zum Weibe haben willſt, ſo mußt Du mir noch ſieben Jahre die Schafe hüten.

Auf dieſes troſtreiche Wort nahm jung Jakob eine ſehr demüthige Stellung an und ſagte: „Mein lieber Vetter Laban, Du biſt ein Erzgauner. Die Rachel wird beim Zuwarten nicht mehr beſſer. Ich habe ſie ehrlich verdient."

„Ehrlich?!" ſagte Laban und zog den Ton ſehr in die Länge. „Darf ich Dich an die weißen Lämmer erinnern?"

„Ja, Vetter, Du haſt mir alle weißen Lämmer zum Eigenthum verſprochen, welche Deine ſchwarze Schafherde hervorbringen würde."

„Ja, mein feiner Jakob, und Du haſt die Wände des Schafſtalles weiß angeſtrichen zur Zeit, wenn die Schafe Flitterwochen hielten. Ich hätte nicht gedacht, daß Du ſo klug wäreſt. Die weißen Lämmer, die geboren wurden, ſind Dein geweſen, ich habe geſchwiegen, doch nun rathe ich Dir, ſprich Du nichts von Ehrlichkeit."

Jakob hielt dem Alten die Hand hin und ſagte mit weicher Stimme: „Vetter, alſo giebſt Du Deine Tochter keinem Unwürdigen. Zweimal ſieben Jahre wirbt man nicht um ein junges Weib. Ich weiß auch andere Töchter unter Abraham's Stamme."

Dieſe Worte haben ihre Wirkung nicht verfehlt.

„Wohlan, Jakob," ſagte Laban, „ich will Dir meine Tochter geben, morgen ſoll die Hochzeit ſein."

Jung Jakob erſchrak faſt über das Glück, das nun plötzlich ſo nahe war. Eilends ließ er ſich die Locken kürzen und wuſch ſeine Füße. Und am nächſten Tage geleitete ihn Vetter Laban bis zum Eingang des dunklen Brautgemachs.

Als der Morgen kam und durch eine Wandritze die Sonne hineinguckte, nahm jung Jakob mit Schrecken einen großen Irrthum wahr. Er ſtürzte hinaus, ſtürzte mit flie-

gendem Gewande zu Laban und rief: „Das iſt nicht die Rachel! Das iſt ja nicht die Rachel!“

„Iſt ſie es nicht?“ fragte der Vetter ſchmunzelnd, „nun, dann wird es die Andere ſein.“

„Vetter! Du haſt mir die Rachel verſprochen!“

„Da biſt Du in einem Irrthum, mein Freund,“ ſagte Laban, „ich habe Dir meine Tochter verſprochen, und Lia iſt auch meine Tochter. Ein Mann mit Ordnungsſinn wird niemals ſeine jüngere Tochter vor der älteren verheiraten. Du ſollteſt Dir ihn auch angewöhnen, dieſen Ordnungsſinn, mein Sohn.“

Weil Laban ſah, daß Jakob troſtlos war, ſo legte er ihm die Hand auf die Achſel und ſprach: „Ich bin kein Stein. Wenn Du mir weitere ſieben Jahre dieneſt, ſo ſollſt Du auch die Rachel haben, und zwar noch in dieſer Woche.“

So geſchah es, daß jung Jakob nun plötzlich zwei Frauen hatte, von denen ihm aber ſeltſamerweiſe die jüngere und die ſchönere weitaus die liebſte war.

Nun, ſie hatte auch mehr gekoſtet.

Der lyriſche König.

Der gute König David! Wenn man ihm ſo zuſieht, wie er mit ſeinem langen weißen Haar und Bart daſitzt und harfenſpielt, ſo möchte man's nicht glauben.

Einer der größten Männer des jüdiſchen Volkes war er, heute ſitzt er unter den heiligſten Heiligen im Himmel und ſpielt die Harfe zum Lobe Gottes. Die älteſten Leute, nämlich Jene, die das Buch der Könige geſchrieben haben, wiſſen ſich wohl noch zu erinnern an die tollen Streiche. Freilich hat er gebüßt, aber Könige büßen nicht ſo hart wie andere Leute. Thränen ſoll er vergoſſen haben, als der Freund

ihm formhalber die Leviten las, denn er war eine lyrische Natur und spielte die Harfe.

Das, was hier erzählt werden soll, war zur Zeit, als König David Krieg führte gegen die Ammoniter. Er schickte sein ganzes Heer ab gegen den Feind, für seine Person aber ließ er sich unpaß melden und blieb daheim in seinem Palaste zu Jerusalem, und sang zum Saitenspiel Kriegslieder auf die Schlachten, die draußen geschlagen wurden. Es war zwar etwas langweilig daheim, aber doch nicht so unwirthlich, wie dort vor den Speeren der Ammoniter. Als er einmal vom Söller hinabsah in den Garten, erblickte er dort ein Weib, welches eine Rose von Jericho mit Wasser begoß. Sie gefiel ihm, aber nicht die Rose, sondern das Weib, denn er war eine lyrische Natur. Es war ein dralles, schönes Weib und hatte ährengelbes Haar. Das ist was Seltenes bei diesem Stamme, ährengelbes Haar, und weil der König schwarzes hatte, so meinte er, man könnte etwas Schwarzgelbes veranstalten, obzwar er eigentlich kein österreichischer Patriot war.

Der König winkte einen Aufwärter herbei und fragte ihn, wer das Weib sei, welches dort die Rosen mit Wasser begieße. Der Aufwärter antwortete, das sei das Weib eines Mannes, der unten im Kidronthale sein Haus habe. Sie könne sehr schöne Rosen ziehen, daher verdinge sie sich manchmal in die königlichen Gärten.

„So steige hinab," sagte der König, „und hole sie herauf. Und die schönste Rose soll sie mitbringen, die sie gezogen hat, damit ich sehe, ob sie ihren Lohn wohl verdient in den königlichen Gärten." Denn er war gerecht.

Sie kam mit Freuden herauf, allein lange war sie nicht im Gemach, so nahm sie Anlaß zu flüstern: „Herr, ich bin das Weib des Urias."

„Das ist ja recht schön," sagte der König, „Du magst es auch in Zukunft sein. Setze Dich nur einmal zu mir und erzähle mir von Deinen Rosen."

Sie sagte: „Herr, Du bist ein recht leutseliger König. Mein Mann kümmert sich wenig um die Rosen und das hätte ich mir nicht träumen lassen, daß ich meinem großen König einmal von Rosen sollte plaudern dürfen."

„Das ist ja recht schön," versetzte der König und nahm sie bei der Hand.

— Hier macht das Buch der Könige einen Sprung. Es überspringt mehrere Wochen, und ich deute es erst wieder, als der König einmal durch die Gärten schritt und wieder das Weib mit den ährengelben Haaren sah. Sie kniete auf der Erde, begoß wieder eine Rose, aber heute nicht mit Wasser, sondern mit Thränen.

Der König trat zu ihr und fragte, warum sie weine?

„Urias wird mich verstoßen," schluchzte sie, „denn ich muß es ihm bald mittheilen."

Der König stutzte einen Augenblick, endlich sagte er: „Das ist ja recht schön."

Dann ging er hinauf in seinen Palast und dachte nach, was da zu machen sei. Denn er war kein gewöhnlicher König, er verbarg das Weib des Urias und wollte es den Mißhandlungen des Eheherrn entziehen und es zu seiner Frau machen. Weil er selbst zugleich hoher Priester war, so brauchte er der Trauung wegen nicht verlegen zu sein, aber nach dem Gesetz stand ihm der Urias im Weg. Er ließ ihn rufen.

Als der Mann erschien, fragte ihn der König, ob er nichts gehört habe, wie es auf dem Felde stehe? Er sei ein tapferer Mann, ob es ihm nicht gelüste, gegen die Ammoniter zu ziehen?

„Herr," antwortete der Urias, „gerne will ich gegen die Feinde meines Königs ſtreiten, wenn ich erſt mein Weib wieder gefunden habe."

„Gehe jetzt zu meinem Feldherrn Joab und überreiche ihm dieſen Brief." So ſagte der König. Der Urias nahm den Brief und ſollte mit demſelben nun zum Kriegsheere wandern. Er verneigte ſich bis zur Erde und ging. Kam aber nur vor das Thor des Palaſtes. Dort an den Marmorſtufen ſetzte er ſich zu den Dienern des Königs, aß mit ihnen, betete mit ihnen und ſchlief mit ihnen.

Am nächſten Morgen gewahrte ihn der König und fragte ſtreng, warum er nicht abgereiſt ſei ins Lager des Joab?

„Herr," antwortete der Urias ſehr demüthig, „weil ich mein Weib noch nicht gefunden habe."

„So komm an den Tiſch und trinke Wein, damit Du fröhlich wirſt," ſagte der König mit Güte. Denn er war kein gewöhnlicher König.

Der Urias trank Wein, wurde aber nicht fröhlich, ſondern ging hinaus an die Stufen des Palaſtes, betete mit den Dienern und ſchlief mit ihnen auch die zweite Nacht.

Am weiteren Tage ſah ihn der König wieder, und da das Weib immer noch nicht gefunden war, ſo ließ er dem Manne nochmals Wein vorſetzen, und beſſeren als geſtern. Da wurde der Urias fröhlich, ging, um dem Joab den Brief zu überbringen, kam aber auch diesmal nicht weiter, als bis an die Stufen des Palaſtes, wo er betete und einſchlief.

Am nächſten Tage ließ ihm der König den beſten Wein vorſetzen und auch Muſik dazu machen. Nun vergaß der Urias ſeines Weibes, wurde ausgelaſſen luſtig, tanzte, küßte dem König den Saum des Kleides, eilte dann voll der Freuden

hinaus ins große Lager des Joab und übergab dem Feldherrn angesichts der Ammoniter den Brief des Königs.

In dem Briefe aber stand geschrieben, daß Joab den Ueberbringer desselben festhalten und in die vordersten Reihen der Streiter einstellen solle, damit ihn der erste Speer der Ammoniter treffe.

So ist es auch geschehen, und der König trauerte um seinen braven Soldaten. Denn er war eine lyrische Natur.

Hierauf nahm er das Weib des Urias zur Frau und sie schenkte ihm einen schönen Knaben. Als derselbe aber gestorben war, als die Frau welk und siech geworden war, griff der König zum Harfenspiel und sang die Psalmen, die heute noch zu den moralischesten Gesängen der Welt gehören.

Samson der Starke.

Wenn er heute lebte, er reisete mit einem Impresario und ließe seine Fähigkeit für Geld sehen. Damals hub er zu seinem Vergnügen Stadtthore aus und erschlug mit Eselskinnbacken Philister. Heute kämpft mancher Philister mit denselben Waffen, indem er mit vollen Backen schreit und lästert.

Einmal hat Simson einen brüllenden Löwen mit bloßen Händen in Stücke zerrissen. Ein anderesmal hat er dreihundert lebendige Füchse bei den Schwänzen zusammengebunden und mitten hinein Fackeln gesteckt. Diese Fackeln zündete er an, da liefen die zusammengebundenen Füchse grauenhaft hin und her, liefen in die Stadt der Philister und zündeten sie an. Wieder ein anderesmal hat Samson den Leuten einen großen Bären aufgebunden, denn er war sehr stark. — Schließlich haben ihn die Weiber um seine Kraft gebracht, wie das schon so geht.

Der Mann hatte nicht allein Kraft, ſondern auch Witz, obzwar dieſe Eigenſchaften ſich ſelten zu vereinigen pflegen. Als er mit ſeinem erſten Weibe Hochzeit hielt, gaben ihm die Einwohner ſeiner Stadt dreißig Jünglinge zu Geſellſchaftern, was für die Honigwochenzeit ein ſehr merkwürdiger Brauch war. Damit nun auch die Jünglinge ihrerſeits eine Zerſtreuung hätten, gab er ihnen ein Räthſel auf. Sollten ſie dasſelbe während der ſiebentägigen Hochzeitsfeier löſen, ſo würden ſie von ihm dreißig neue Unterhoſen aus Leinwand erhalten, wenn nicht, ſo müßte Jeder von ihnen ſeine Unterhoſe ihm überliefern. Sie gingen auf den Spaß ein. Das Räthſel aber lautete: Was iſt ſtärker als ein Löwe und ſüßer als Honig? Als die ſieben Tage dem Ende naheten, wurde den dreißig Jünglingen bange um ihre Hoſen. Einer von ihnen war aber vertraut mit Samſon's jungem Weibe, der bat ſie, daß ſie ihrem Gatten die Löſung des Räthſels entlocken und ſolche ihm mittheilen möchte. Da ſie dann einmal koſeten, das Weib und der Richter Samſon, meinte die ſchlaue Geſponſin, ſie wäre begierig zu erfahren, ob die dreißig Junggeſellen zuſammen wohl ſo klug ſein würden wie ihr Bräutigam, oder ob Samſon am Ende ſelber des Räthſels Löſung nicht wüßte.

Das ſtachelte ihn an, und er ſprach: „Ich will Dir nur die eine Hälfte der Löſung ſagen, die andere ſollſt Du ſelber errathen. Samſon iſt ſtärker als ein Löwe —"

„— und ſüßer als Honig!" rief das Weib jubelnd. Damit ging ſie zu dem gewiſſen Junggeſellen, den ſie auch nicht bitter fand.

Am Ende des ſiebenten Tages kamen die dreißig Jünglinge zu Samſon und ſagten einſtimmig: „Stärker als ein Löwe und ſüßer als Honig iſt Samſon."

Das war sehr schmeichelhaft für Samson, aber er ging zornig davon, erschlug mit dem bewußten Kinnbacken dreißig Philister, nahm ihnen die Beinkleider weg und gab sie den Jünglingen als versprochenes Prämium.

Mittlerweile hatte sein Weib sich jenem vertrauten Gesellen zugewendet und als sie Samson darob zur Rede stellte — denn er war in solchen Sachen einfältig — da antwortete sie: „Ich habe geglaubt, Du liebst mich nicht mehr, daher wollte ich Dir nicht zur Last sein.“ Er ließ sie laufen.

Das war die Erste. Dann kam die Zweite. Die hieß Dalila und war noch viel schöner, als die Erste. An ihm war aber ein Fehler. Er wußte nämlich nicht, daß sie von den Philistern geschickt war, um ihn auszukundschaften, wo denn seine große Stärke liege.

Am ersten Tage, als sie traut beisammen waren, streichelte sie ihm seine Hände und sagte: „Du bist ein sehr starker Mann. Es ist ganz außerordentlich, wie Du stark bist. Deine Kraft liegt wohl in den Muskeln?“

„In denen liegt sie bei Anderen,“ sagte Samson.

„Nun, wo liegt sie denn eigentlich bei Dir?“

Dachte Samson bei sich: Dieses Weib will ich aber doch einmal blau anlaufen lassen. Es hat mir schon einmal Eine ein Geheimniß entlockt.

„Wenn Du sehr verschwiegen bist,“ sprach er zu ihr, „sehr — ganz außerordentlich verschwiegen, so will ich Dir's anvertrauen. Wenn man mich mit sieben nassen Stricken bindet, dann bin ich kraftlos.“

„Das kann ich schier nicht glauben,“ sagte sie.

„Es kommt nur auf einen Versuch an.“

Sie band ihn mit sieben nassen Stricken an Händen und Füßen, da waren auch schon die Philister auf der Lauer,

um ihn zu mißhandeln. Als ſie aber vortraten, zerriß Samſon die Stricke und jagte damit, ſie zu Peitſchen gebrauchend, die Feinde davon.

Der ſchönen Dalila war von den Philiſtern nämlich ein großer Lohn ausgeſetzt — goldene Armſpangen und ein Reifen mit Edelſteinen ins Haar — wenn es ihr gelänge, den Samſon zu überliſten.

Am nächſten Tage ſagte ſie zu ihm alſo Folgendes: „Wie gut, mein theurer Mann, iſt es, daß Du noch ſtärker biſt, als Du glaubſt. Geſtern hätten uns die Feinde zur ſchlimmen Stunde überfallen. Wenn ſie Deiner mächtig geworden wären, ich hätte mich ſofort getödtet."

„Ich bin davon überzeugt," antwortete Samſon.

„Aber Du ſollteſt es genauer wiſſen, wo Deine Schwäche liegt," ſagte ſie und ſtreichelte mit großer Zärtlichkeit ſeine braunen Wangen, „damit Du Dich hüten möchteſt, und ich helfen könnte, Dich zu hüten."

Hierauf ſagte Samſon: „Hätteſt Du mich nur mit ſieben neuen Stricken gebunden, in denen ein Frauenhaar hineingewoben worden, es wäre anders gekommen."

„Man müßte es verſuchen," ſagte das Weib. „Neue Stricke ſind in der Geräthekammer, ein Frauenhaar webe ich hinein. Aber wir wollen das Thor verſchließen, damit uns die Feinde nicht etwa nochmals überfallen."

„Du biſt ein ſehr liebes, kluges Weib!" rief er aus. Und dann band ſie ihn mit beſagten Stricken Hände und Füße.

Kaum die Arbeit gethan war, polterten draußen die Philiſter, als erbrächen ſie das ohnehin angelweit offene Thor, ſtürmten herein, um den Samſon zu quälen. Dieſer zerriß die Bande, als wären es dünne Fäden, die vom Feuer verſengt ſind, und jagte die Feinde aus dem Hauſe.

Einem Frauenhaar zu trotzen, dazu muß man freilich der ſtarke Samſon ſein. Hätte ſie aber das erſtemal die Stricke mit Frauenthränen durchnäßt, ich vermuthe, ſolchen könnte auch ein Samſon nicht widerſtehen.

Am dritten Tage ſchluchzte Dalila, das liebe, treue Weib, und ſagte, wenn ſie an das Unheil denke, das ſie mit ihrem Vorwitz hätte anrichten können, ſo vergehe ihr Hören und Sehen. Sie wolle nicht mehr fragen, wo ſeine Stärke liege, und ſie bitte ihn, ſich zu hüten, das er dieſelbe keinem Menſchen, auch ihr nicht, verrathe. Denn er ſei ihr Leben, ihre Süßigkeit auf Erden. — Dabei herzte und küßte ſie ihn unter unaufhörlichen Thränen, ſchlang ihre weichen Arme um ſein Haupt und rief fortwährend: „Du biſt mein einziger, ſüßer, goldener Mann!“

Da ward der ſtarke Samſon gerührt bis in die Seele hinein, und er ſagte vorwurfsvoll zu ſich ſelbſt: dieſer habe ich Unrecht gethan. Wahrlich, ich will ihr Genugthuung leiſten. — „Dalila,“ ſagte er dann und ſchmiegte ſich wie zur Zuflucht an ihren Buſen, „Dalila, Du biſt anders, als ſonſt die Weiber ſind. Ich ſehe es nun, bei Dir iſt mein Geheimniß wohl verwahrt. Höre denn. Meine Schwäche liegt in etwas, das ich nicht behüten kann, wenn ich ſchlafe. Wenn ich ſchlafe und Du wacheſt, ſei Du der Hüter meiner Locken. Mein Haupt iſt noch niemals geſchoren worden, denn ich bin ein Nazaräer. Wenn meine Haare dahin ſind, dann bin ich kraftlos.“

Nun liegt das wohl in den meiſten Männern ſo, wenn einmal ihre Haare dahin ſind, dann ſind ſie kraftlos. Dalila aber jubelte im Herzen, denn ſie gedachte der goldenen Armſpangen und des Reifens mit Edelſteinen. Als er ſchlief, kam ſie mit der Schere und trennte ihm die ſieben üppigen Locken vom Haupte.

Als er erwachend ſeinen Verluſt gewahrte, ward er ſehr zornig. Aber der Zorn eines ohnmächtigen Mannes iſt lächerlich. Die Philiſter haben ihm die Augen ausgeſtochen, als ob ihn die Liebe nicht ohnehin ſchon blind gemacht hätte, haben ihn in den Kerker geworfen und das letzte Reſtchen ſeiner Kraft noch dazu benutzt, daß er eine Handmühle treiben mußte, wie der elendeſte Knecht.

Er trieb die Mühle fort und fort, und ſo oft er daran den Hebel umdrehte, ſagte er leiſe vor ſich hin: „Die Weiber! — Die Weiber! — Die Weiber! —“

✱ ✱ Verlag von L. Staackmann in Leipzig. ✱ ✱

Von demselben Verfasser bereits früher erschienen:

Mein Himmelreich

Bekenntnisse, Geständnisse und Erfahrungen aus dem religiösen Leben

403 Seiten. 23. Tausend.

Inhalt: Ich glaube. Vom Manne der frohen Botschaft. Die letzte Rast. Das ewige Leben. Christ auf der Heide. Unsere liebe Frau. Die heilige Weihnachtszeit. Ostern. Pfingsten. Sonntag. Die Ohrenbeichte. Kirchenmusik auf dem Dorfe. Das Gebet im Landvolke. Religionsfrevel im Landvolke. Los von Rom? Wie ich mir die Persönlichkeit Jesu denke. Folgen einer Konfiskation. Über das Bibellesen. Der Wauwau. Gedanken in schlaflosen Nächten. Demut. Auf halbem Wege. Ein Gottesleugner. Herr, wir gehen zu Grunde! Es kann Dir nichts geschehen.

Die christliche Welt schreibt u. a.: . . . . . Ein ganz köstliches Buch in der Tat, wert, in weitesten Kreisen verbreitet zu werden, in Kreisen zumal, denen die kirchliche Weise, Gott zu suchen, fremd geworden ist, und die doch das Verständnis für Ewiges nicht verloren haben. . . . . Ist doch das ganze Buch ein geradezu herrliches Zeugnis für die tiefgehenden Wirkungen, die der Protestantismus der Gegenwart auch auf außer-evangelische Kreise auszuüben beginnt.

Hamburger Post schreibt: Wir besitzen wenige Bücher, in denen ein solcher Freimut einherschreitet, wenige, in denen eine solche Innigkeit, eine solche herzerhebende wahre Frömmigkeit waltet als in diesem Buche, in dem Rosegger seine ganze Seele ausschüttet. . . . .

Weltgift. Roman. 11.—15. Tausend. 25 Bogen 8°.

Als ich jung noch war. Neue Geschichten aus der Waldheimat. Mit dem Bildnis des Verfassers als Waldbauernbub. 14. Tausend.

Erdsegen. Vertraul. Sonntagsbriefe eines Bauernknechtes. Ein Kulturroman. 21. Tausend.

Idyllen aus einer untergehenden Welt. 13. Tausend.

Das ewige Licht. Erzählungen aus den Schriften eines Waldpfarrers. 37. bis 39. Tausend.

Sonnenschein. Novellen und Skizzen. 19. Tausend.

Der Waldvogel. Neue Geschichten aus Berg und Tal. 11. Tausend.

Mein Weltleben oder wie es dem Waldbauernbuben bei den Stadtleuten erging. Mit dem Bildnis des Verfassers. 18. Tausend.

Preis des Bandes brosch. **M. 4.—**, in Leinen geb. **M. 5.—**, Halbfranz **M. 5.50.**

Problematische Naturen

von

Friedrich Spielhagen.

Jubiläums-Ausgabe. Illustriert von Rich. Gutschmidt.

2 hochelegante Bände in Leinen mit Schutzkarton M. 15.—;
in Liebhaberhalbfranz M. 16.—.

Ein Prachtwerk im wahrsten Sinne des Wortes.

Auch in 24 Lieferungen à 50 Pfennig.

Über diese hervorragend schöne Prachtausgabe des weltberühmten Romanes hat die Verlagshandlung einen reich illustrierten Prospekt herstellen lassen, der jedem Interessenten gratis und franko zugesandt wird.

Was ein Werk von so unvergänglicher Schönheit und Frische nur immer beanspruchen konnte, hier ist nichts unterblieben, um auch durch die äußere Form den Wert der Epoche machenden Schöpfung zu kennzeichnen. In zahlreichen Textillustrationen, die sich auf über 1300 Seiten verteilen, in 43 auf Kunstdruckpapier reproduzierten Vollbildern offenbart sich das hervorragende Talent eines jungen Münchener Künstlers, dem es nach langen Studien und Vorarbeiten gelungen ist, den künstlerischen Teil dieser Ausgabe so zu gestalten, daß das Werk die Freude jedes Bücherliebhabers hervorrufen, die Zierde jeder Bibliothek bilden wird. Kein Wunder, daß die Presse das Erscheinen eines solchen Buches freudig und mit einhelligem Lob begrüßte, wovon nachstehende Auszüge Zeugnis ablegen sollen.

Anton Bing (Wochen-Rundschau für dramat. Kunst, Litteratur 2c.). **Wohl noch nie ward auf unseren Büchermarkt ein so reich und gediegen ausgestatteter Roman gebracht.**

National-Zeitung (aus einem besonderen Feuilleton): Nicht bloß als eine der willkommensten Gaben für den Weihnachtstisch, sondern auch als ein nunmehr mit Illustrationen Richard Gutschmidts ausgestattetes Meisterwerk der deutschen Litteratur darf mit Fug die Jubiläums-Ausgabe des Romans „**Problematische Naturen**" von **Friedrich Spielhagen** (Leipzig, L. Staackmann) freudig begrüßt werden.

Illustrierte Welt: Von **Friedrich Spielhagen's** „**Problematische Naturen**" liegt uns eine illustrierte Jubiläums-Ausgabe vor. **Der schöne große Druck und die Illustrationen von Richard Gutschmidt sind des ausgezeichneten Romanes, eines der Inventarstücke der deutschen Erzählungslitteratur, durchaus würdig, und das ist immerhin nicht wenig.**

Verlag von L. Staackmann in Leipzig.

Peter Rosegger.

Ein Beitrag zur Kenntnis seines Lebens u. Schaffens.

Von Hermine und Hugo Möbius. Ca. 9 Bogen in Lexikon 8°, reich illustriert mit verschiedenen Beilagen; elegant kartoniert. Preis M. 3.50.

Der Inhalt zerfällt in: I. **Roseggers Leben** (Jugendzeit in Alpl, Handwerkerzeit in der Waldheimat, Studienzeit in Graz; sein Leben in Graz und Krieglach, Rosegger als Vorleser, seine religiösen Anschauungen, die Heilandskirche und das Waldschulhaus, Roseggers 60. Geburtstag). II. **Roseggers Werke:** Charakteristik des Dichters, Einführung in seine Werke (Besprechung der Hauptwerke, der kleineren Erzählungen und Schilderungen, der Schriften in steirischer Mundart). III. **Aufzählung der Werke** und **vollständiges Inhaltsverzeichnis** derselben (alphabetische Reihenfolge der mehr als 1300 verschiedenen Erzählungen etc.) — **Eine Fülle von interessanten Illustrationen,** die zum Teil noch nie veröffentlicht wurden, werden dem Werk zur besonderen Zierde gereichen; der Preis ist ein außergewöhnlich niedriger.

Leipz. N. N. sagen u. a.: Ein zuverlässiger Führer ist das vorliegende Buch in jedem Falle. Und es ließ sich gut. Auch zu Geschenkzwecken dürfte es sich seiner geschmackvollen Ausstattung wegen gut eignen.

Pädagog. Brosamen: Das ist ein wunderhübsches Buch nach Inhalt und Ausstattung, ein höchst empfehlenswertes Geschenk! Wie sehr mir das Buch gefallen hat, erhellt wohl daraus, daß ich das Buch ohne abzusetzen, durchgelesen habe.

Neues Wiener Tageblatt: Reich an Schilderungen und Charakteristik ist dieses Rosegger-Buch und wert, von jedem gelesen zu werden, der den Dichter liebt, so wie er es verdient, geliebt zu werden.

Peter Rosegger und die steirische Volksseele

von Ernest Seillière. Autorisierte Übersetzung von J. B. Semmig.

In eleganter Ausstattung M. 2.50.

Diese kritische Studie, die zuerst in der angesehensten Monatsschrift Frankreichs, der Revue des deux Mondes, erschien, hat in literarischen Kreisen berechtigtes Aufsehen erregt. Sie beschäftigt sich mit der Person und den Werken des Dichters in so eingehender und liebevoller Weise, wie dies bisher überhaupt noch nie geschehen, und zwar nicht blos vom poetischen und moralischen, sondern ganz besonders vom religiösen Standpunkte aus. **In Deutschland wird diese Schrift um so mehr interessiren, weil es gerade ein Franzose ist, der Rosegger mit solcher Hingebung studiert hat.** Noch mehr, Seillière ist überzeugter Katholik, und trotzdem liebt er den Dichter, von dem er selbst zu seinem Leidwesen bekennen muß, daß er in vieler Hinsicht auf einem ganz anderen Standpunkt steht als er. Das Eintreten des bedeutenden französischen Literarhistorikers für den steirischen Poeten wird diesem sicher zu weiterer Anerkennung verhelfen und ihm die **Bahn für seinen Eintritt in die Weltliteratur ebnen.**

Verlag von L. Staackmann in Leipzig.

Im Herbst 1904 erscheinen:

Peter Rosegger, I. N. R. I.

Frohe Botschaft eines armen Sünders.

Brosch. M. 4.—, gebunden M. 5.—, Halbfrz. M. 5.50.

Otto Ernst, **Asmus Sempers Jugendland.**

Der Roman einer Kindheit.

Vornehme Ausstattung. Brosch. M. 3.50, gebunden M. 4.50.

Emil Ertl, **Feuertaufe.**

Neues Novellenbuch.

Brosch. M. 3.50, gebunden M. 4.50.

Inhalt: Bergfrieden. Schicksal. Die Rose. Flammenschrift. Christl. Die grüne Tasche. Apportl. Als der Flieder blühte.

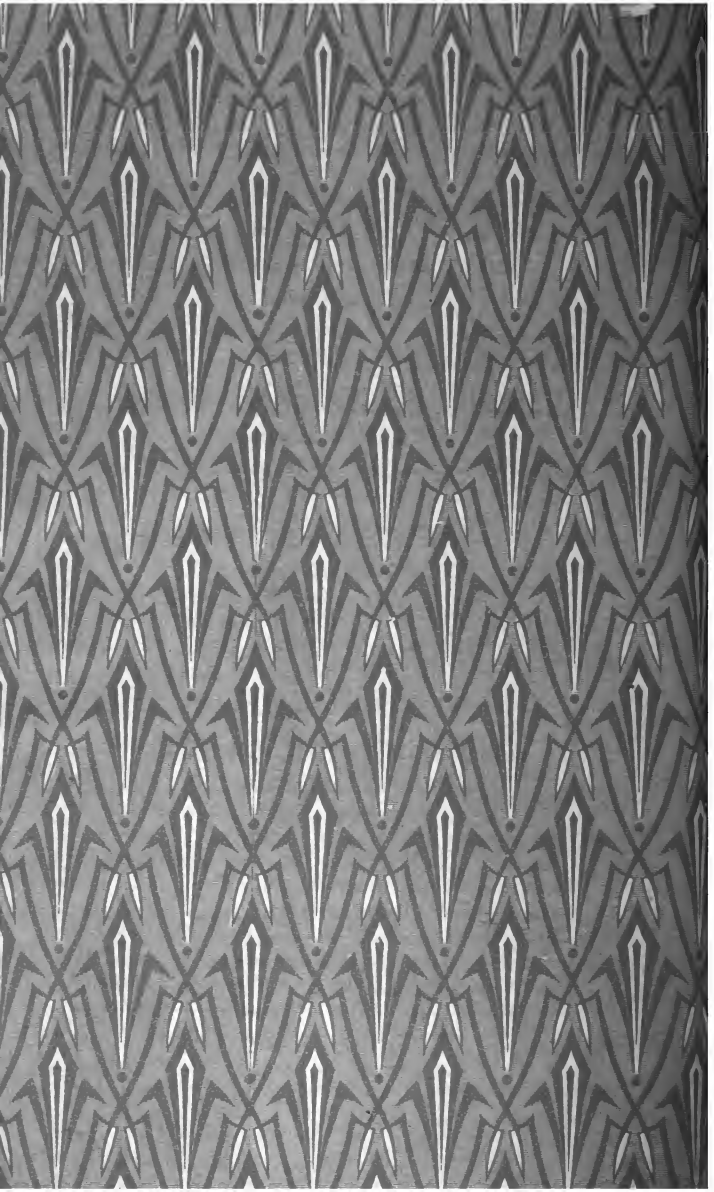
Rudolf Greinz, **Das goldene Kegelspiel.**

Neue Tiroler Geschichten.

Brosch. M. 3.—, gebunden M. 4.—.

Inhalt: Das goldene Kegelspiel. Das Dreikönigs-Orakel. Der Stiegel Bader.

Einen neuen, reich illustrierten Verlags-Katalog mit Originalbeiträgen der Dichter Peter Rosegger, Friedrich Spielhagen und Otto Ernst liefert die Verlagshandlung jedem Interessenten gratis und franko.



833.8 Rosegger, P.K. 114638, ser.2, bd.13
R7991 Schriften. (Volksausgabe.)

NAME	DATE	NAME	DATE